[Suckow]

Erzählungen

von

Emma Niendorf.

Stuttgart.

Carl Mäcken, Verlagsbuchhandlung.

1853.

Schnellpressendruck der Buchdruckerei von J. C. Mäcken Sohn in Reutlingen.

Inhalt.

Madonna Pia.

Schon so früh wieder am Rahmen! Mag dein Nello nicht schelten, wenn für die glänzende Feldbinde, die ihn beim Turniere auf dem Markte umgürten soll, die schönsten Augen von Siena trüber werden?" fragte die Gentildonna, in ein Closet tretend, dessen vornehme Ausschmückung Reinheit und Strenge der Kunst des dreizehnten Jahrhunderts entfaltete, wo Italien schon geleuchtet hat vor allen Landen. Es war eine blühende Frau, beinahe zu stark, in Seidendamast gekleidet, voll goldner Spangen, ein Kettlein selbst im feingekräuselten, röthlichbraunen Haare. Etwas Stolzes in den Zügen, nur vom schwellenden Purpurmunde aufgewogen, kündigte die Schwester eines der mächtigsten Herren vom Gestade des Umbrone an, des Pretore Monsignor Nello della Pietra, die Marchesa Catarina.

Vor dem einzigen Fensterbogen, dessen untere Hälfte Sammetvorhänge klösterlich verhüllten, während oben die Rosette in hellen Farben brannte und bunte Lichter, gleich Blumen oder Schmetterlingen, auf den Estrich warf, saß eine zarte Gestalt im ernsten Gewande, welche dem rosigen Gesichte der Marchesa gegenüber, deren blütenweißes Unterkinn

etwas wider die Schönheitslinie sündigte, wie aus Marmor erschien. Schwarze reiche Flechten umkränzten ihre über die Stickerei geneigte Stirne. Der warme Hauch, welcher die sanfte Rundung ihrer Wange umfloß, erglühte plötzlich zum fliegenden Incarnat, als Madonna Pia das Kind auf dem Arme der ihrer Schwägerin folgenden Dienerin gewahrte. Das Mägdlein streckte mit funkelnden Augen beide kleine Händchen nach jener aus, und während sie ihre Arbeit vergaß, um es zu liebkosen, schwebte doch ein leiser Schmerz, wie ein Frühlingsgewölk, über ihre Züge. Denn neben allem Glücke mochte auch alles tiefe Weh eines blauen seligen Maitags durch dieses ganze ahnungsvolle Wesen schimmern. Selbst in ihrer Freude zitterte etwas wie geheimes Bangen.

„Stefana", gebot die Marchesa der Amme, eine kräftige Bäuerin in der Tracht des Gebirgs, „trage mein Püppchen nach Hause, bevor der Tag schwül wird; sie soll ruhen. Angela, Addio! Angelina, Angelinetta, Angelinettissima, Addio, Addio!" — Damit warf sie dem Kinde eilige Küsse zu und begann, indem ihre von Edelsteinen blitzende Finger mit dem Fächer tändelten, von dem heutigen Bankete zu schwatzen. „Du solltest es verherrlichen", sagte sie sich unterbrechend zu ihrer Schwägerin, welche nur mit halbem Ohre gehört und ihren schlanken Hals nach dem vor der Thüre niederwallenden Teppiche gebogen hatte, hinter welchem der kleine Liebling verschwand und noch sein „Addio, Addio!" mit dem feinen Silberstimmchen, wie von einem Vöglein, vortönen ließ. „Du solltest es verherrlichen, nicht immer die Nonne spielen." — Madonna Pia wiegte verneinend das Haupt. „Man hat dich noch niemals mit deinen weißen Demantrosen, deinen Perlschnüren gesehen seit der Trauung.

Nello möchte dich wieder im Brautgeschmeide küssen.“ — Madonna Pia ließ ihre Nadel mit dem Goldfaden sinken und lauschte. „Er selbst liebt die Tanzfeste nicht mehr, Schwester, so wenig als ich.“ — „Nein, er hat es selbst gesagt. Auch fürchtet er, daß man schief von ihm urtheile, wenn du dich stets einsperrst.“ — „Er hat es selbst gesagt, Catarina?“ — „Du kannst ihn fragen. Er schickt mich sogar, dich zu bereden.“ —

Madonna Pia blickte mit ihren großen lichtstrahlenden Augensternen fast kindlich verwundert zu der Marchesa auf. „Er ist meinem Wunsche, Euch dort zu treffen, entgegen gekommen und meint“, fuhr diese fort, „man soll nicht sagen, daß Nello della Pietra sein Weib, aus was immer für einen Grund, der ihr gebührenden Bewunderung entziehe. Du bist es ihm schuldig, zu gehen. Glaubst du, daß du von Allen, die seit zarter Kindheit um dich warben, ihn vorgezogen, habe ihm keine Feinde gemacht? Wie würden Die jetzt triumphiren! Und deine Tante, die andern Verwandten, was denken, wenn man fortwährend so neidisch mit dem Kleinode von Siena verführe! Werfen sie dir nicht ohnehin schon längst vor, das ganze Geschlecht der Tolomaeis, sie um des Mannes willen zu vergessen? Giulia sagte es neulich, und der junge Annibal, dein Vetter und Spielgefährte, den du kaum mehr kennst. Er klagt herb darüber, seit er von seinen Fahrten heim, und ist doch ein so herziger Mensch, ein so feiner Ritter. Ich habe ihm heute den ersten Tanz versprochen. Ich will dir aber verrathen, daß er nicht nur tanzt und turnirt, sondern auch holde Reimspiele zu machen weiß. Wie könnten wir uns erlustigen, wenn ihr auch wäret wie andere Leute! Kind,

die Ehe ist kein Kloster." — Und nun erging sie sich wieder in Schilderung aller bevorstehenden Freuden des Abends, hauptsächlich die Anzüge ausmalend. Ihre Schwägerin horchte jetzt aufmerksamer, stimmte wohl selbst in das Geplauder ein. Die jugendliche Theilnahme fing doch an zu erwachen, und das lang versäumte weibliche Vergnügen am Putze machte ein Recht geltend.

Und froh auch wie ein Kind schmückte sich Pia für ihren Nello. Wie gern ging sie am Arme des hohen schlanken Mannes, eine Ranke an den Stamm geschmiegt, durch die lange schimmernde Kette der Säle, wo ganze Büschel von Kerzen, gleich Lichtergarben, auf Candelabern brannten, Blumengewinde von Säule zu Säule sich wiegten; aus durchsichtighellen Alabastervasen unbekannte Zauberdüfte in Wölkchen stiegen und über die Blüten hinzogen, sich ihrem Arom vermählend; Musikchöre jetzt durch die Hallen brausten, wie Meereswogen, jetzt sanft verbebten, gleich schmeichelndem Abendhauche; wo zu beiden Seiten die farbenüppige Menge, durch weite Spiegel vervielfältigt, und hinter ihnen an den Wänden überragend, die alten Götter aus Marmor nach dem vorübergleitenden Paare schauten: Madonna Pia, von weißem silberdurchwebten Seidenstoffe in reichen Falten umwallt; Monsignor Pietra im braunen goldverbrämten Sammet. Man erkannte aus dem hochgetragenen, mit krausem Barte trotzig geschmückten Antlitze von dunklem Colorite, daß Muth und Macht im Kriege wie im Frieden auf der edlen, durch einen heißen Himmel broncirten Stirne thronen, wo es noch nachwetterleuchtete von heftigen Jugendstürmen.

Unter ihr ernste Augen voll Glühen der Leidenschaft Ein Vulkan innen, außen Ruhe. Sonnig schmolz aber Alles hin in dem Blicke, mit welchem Nello wie in Strahlen seine Pia badete, ihre Engelszüge, das ganze Köpfchen, aus dessen schwarzen Ringelhaaren ein Zweig von Demantrosen funkelte, den silbergestickten Flor haltend, der über die holdseligen Schultern und den blendenden Nacken floß. Leise, innig drückte der Signor ihren Arm, den er in dem seinigen hielt. Ihr Herz pochte stärker, nahe dem seinen, die Perlen auf ihrer Brust zitterten. Ob blos vor Wonne? Und wie er sie mit solchem Entzücken anschaute, stolz darauf, sie durch die Reihen zu führen, flog plötzlich etwas wie ein Schatten über sein Gesicht. Die junge Frau aber gewahrte das nicht, schüchtern vor sich hinsehend.

Da saß Madonna Pia in aller ihrer Schönheit weiß und still, eine Fremde unter dem bunten Schwarme, in Geist und Linien den reinen Olympischen dort oben an den Pfeilern, den ewigblühenden Marmorgestalten verwandter, als den flüchtig zu ihren Füßen vorübertreibenden Sterblichen hier — verwandter den Göttern an Freuden und an Schmerzen! Sie lächelte nicht wie sonst die Jugend, hob nur zuweilen dichte, lange Seidenwimpern, um nach Pietra zu suchen, der hinter einer Säule verschwunden war. Bald umringten Madonna Pia Mädchen und Frauen, an ihrer Spitze die Marchesa, und in ihrem Gefolge junge Signori, die Edelsten der Stadt. Scherze spielten anmuthig hin und her. Mit einem Netze von Heiterkeit umwebte man den seltenen Gast. „Wie schön sie ist“, dachte Annibal, vielleicht inniger als alle Andere seine Muhme betrachtend, über den Stuhl ihrer Schwägerin gebeugt; er selbst ein Kopf dessen

fein geschnittene Züge von Cameen entlehnt schienen, einem jungen Apoll oder Merkur. „Wie schön sie ist, von dem Feste leise belebt, gleich einer Statue, die zu athmen beginnt! Zwei Rosen erblühen allmählig auf dem Antlitze, zwei Sterne erglänzen heller unter zartgeschwungenen Brauen. Schön nicht wie von dieser Erde, nein eine Göttertochter der alten Hellas. Sie nippt mit keuscher Lippe nur am Rande vom Zaubertranke. O entschwebe nicht in einer Wolke!“ —

Die Schwester, in stetem Tändeln, zog Pia mit hinaus unter die nach dem Garten sich öffnende Colonnade, ließ die feine Hand nicht wieder los — Catarina wußte nicht was sie that! — Die ganze Terrasse schwamm in Feenlicht. Wiederschein bunter Lampen hauchte Räthsel über einzelne Gebüsche von Oleander und Kirschlorbeer. Weiterhin in heiliger Nacht tauschten Pflanzen und Sterne im Duften und Leuchten Geheimnisse. Ihnen nach zog Pia's Blick aus der sie auf Teppichen und Kissen des Säulengangs umringenden Gruppe. Das Köpfchen lehnte sich an einen blumenumwundenen Schaft; an ihre Knie geschmiegt, aus braunen Rehaugen zu ihr emporschauend, saß die kleine schmächtige Giulia, deren blondes Haar schmeichelnde Lüfte bewegten. In einiger Entfernung stand Annibal einsam die Arme in einander geschlungen und gewahrte nicht, daß die Marchesa ihm mit dem Fächer, dem Scepter des Weibes im Süden, an ihre Seite winkte. In Mitten der offenen Halle, auf weichem Polster hatte sich ein Freund des Vetters, ein Poet, niedergelassen, das Schwert an der Seite, die Mandoline am Herzen, das Feder-Barret zu den Füßen, das befreite lockig wallende Haupt nach allen oder nach

Einem unter allen Sternen gewandt. Wie sich die Klänge so aufschwangen und in den Abend hinauszitterten, hörte man kein Lachen mehr rings im Kreise, kaum einzelne Worte lispeln in jenen schmelzenden weichen Lauten der Sprache von Siena, die selbst Musik ist, die zierlichste und liebkosenste von allen Mundarten der Halbinsel, auf welcher dieß heimathliche Toskana einem Dante, einem Petrarca Melodie gelehrt. Nur Seufzer säuselten durch die Stille. Madonna Pia lauschte dem Gesange, ließ sich auf träumerischen Fluten der Töne gleiten, — sie folgte dem Schicksale — ohne zu ahnen, vielweniger zu errathen, daß sie selbst, sie von dem Dichter in seinem Liede gefeiert würde. Plötzlich faltete sie den Schleier um sich. Fühlte sie, daß dort in jenem tiefen Schatten ein unheilvolles Geisterauge nach ihr starrte? „Es weht kalt vom Wasser her", sprach sie und verlangte dringend nach Monsignor Pietra. Annibal und einige Andere sprangen nach verschiedenen Richtungen aus, ihn zu holen. Nicht zu lange und er eilte herbei, nahte sich der Frau mit ritterlicher Zärtlichkeit. Sie wollte ihm mit dem Auge klagen, daß er so lange fern geblieben, vermochte aber dem seinen nicht zu begegnen. Während er sich erkundigte, was die Herrin gebiete, die sich ermattet fand und zu Ruhe begehrte, überhörte er alle kleinen Schmeichelworte, Fragen und Wünsche, mit denen ihn die Schwester zu überfallen dachte. Er hüllte seine Dame in Mantel und Schleier, der starke Krieger, fast mit weiblicher Sorgfalt, und die Marchesa, der Erwiederung baar, rauschte halb schmollend zurück in die Gemächer. Nello geleitete Madonna Pia zu ihrer Sänfte und ritt neben dieser her bis zum Palaste, wo er die Gemahlin heraushob und sich

unter dem Portale, von Dienern umringt, deren Fackeln die Architektur der Vorhalle bis weit hinauf zu den breiten Marmorstiegen scharf erhellten, mit einem Handkusse beurlaubte, um noch einmal nach den Festsälen sich zurückzuwenden, wo Freunde seiner harrten, welche ihn nicht loslassen wollten, denen er sein Wort verpfänden sollte, wiederzukommen. „Ich Ungeschickter“, sprach er, habe eine Wette an sie verloren, ich muß mich schon darein finden, mich bequemen für einen Tag, vielleicht für zwei, mit ihnen hinaus zu ziehen auf die Falkenjagd. Lebt wohl, Madonna! Die Stunden werden mir schleichen unter den Gefährten! Beflügelt kehre ich zu meinem Glücke heim.“ —

„Was hilft mir all' der Schimmer um mich, wenn Nello nicht bei mir ist!“ sagte Madonna Pia, indem sie leise, fast gleich einem Gespenste — ruhelos und heimathlos ja auch jetzt, weil ihre Seele fern — durch die wiederhallenden, heute ihr so öden Gemächer wanderte. Sie suchte sich zu zerstreuen, indem sie bald eine mühvolle Stickerei, reiche Gewebe und Teppiche, durch die Finger gleiten ließ, bald eine kostbare Vase Etruriens, die Schnitzerei in Elfenbein oder ein ausgelegtes Kästlein betrachtete; hier vor einem Mosaik und vor dem Marmorhaupte eines alten Weltweisen verweilte, dort mit ihrem frommen Augenaufschlage zu einem Gemälde auf Goldgrund von byzantischer Meisterhand emporschaute. An jedem Gegenstande schwebte eine holde Erinnerung für die junge Frau. Ihrem Glücke diente die Kunst aller Zeiten, der Glanz aller Länder: Alles erzählte ihr von Pietra! Am längsten ließ sie sich in seiner Stube

festhalten. Pia fühlte ihn hier mehr denn irgendwo nahe. Sie setzte sich in seinen gewohnten Armstuhl, schloß ein wenig die Augen, einem Kinde ähnlich, das nur einschlafen will, wenn es eine liebe Hand fassen kann. Später schritt sie eilig nach dem hochgewölbten Saale drüben, wo Nello's Waffen hingen, seine Väter in reichverzierten Rahmen von den Mauern sahen, forschte vor jedem Conterfei, das vielleicht ein Cimabue oder Giotto in Farben gezaubert, nach einer Aehnlichkeit: hier die mit Gedanken durchfurchte Stirne, dort den finstern Bart, eine schmale Hand, welche auf dem Helme ruhte, oder sonst ein Etwas in der stolzen Haltung, in der strengen Miene.

„Was hilft mir all' der Schimmer!" wiederholte sie, noch einmal durch die lange Perspektive der Halle blickend. Von früher Kindheit an das Spiegeln von Marmor und Gold, an Purpurstoffe und edlen Faltenwurf gewöhnt, an den behenden Schwarm der Pagen und Zofen, an jede Sorgfalt und Weichheit des Lebens, hätte sich die Donna wohl oft schon einen schlichten kleinen Hausstand wünschen mögen, statt diesem Prangen, das ihr nur weitläufiger schien und sie durch so viel Ueberflüssiges von Nello trennte. Ihr däuchte, unter einem engeren Dache wäre das Glück auch näher, fester beisammen.

Wie sich ihr heute die Zeit ewig dehnte! O die Entsagenden, die Vergessenden, sie wissen nicht, was Ein Tag für die Liebe ist, für die glückliche Liebe! — Aus dem Badgemache von dunklem Marmor, das blendende Statuen schmückten, trat Madonna Pia in ihr Gärtlein, eine kleine grüne Stelle, die verschwiegenste und traulichste von allen, nur eben mit diesem Eingange, sonst rings von Mauern

umschlossen. Die höchsten Epheuwände noch röthete die Abendglut. Sonst überall Schatten auf den dunkeln atlasglänzenden Blättern. Die hohe biegsame Gestalt in tiefes Azurblau gehüllt, schwebte über die schmalen Wege, wie eine Schwester all' der vom Orient geborgten Blumen und Pflanzen. Am Brunnen in der Ecke blieb sie bedeutsam stehen, lauschte wie träumend dem Plätschern des Wasserstrahls. Er fiel in einen Sarkophag, ein kostbares Marmorstück alter Welt, Vermächtniß an das spätere Geschlecht, dem — Zufall oder Absicht — im Sarge das Quellen sprudelte: der Tod nur die Schale, die Wiege des Lebens! — Das junge Weib war jetzt nicht fähig, auf dieß ahnungsvolle Symbol zu achten. „Wird er wohl meiner denken im lauten Kreise der Gefährten?" fragte sie sich selbst. „Ja, auch er sehnt sich her zu den Stunden herztrauten Vereins, heute uns doppelt süß nach dem rauschenden Feste, das mich gestern von ihm trennte, wo er mir unter so Vielen verloren ging. Er war doch der herrlichste, der Edelste von den Männern, mein Geliebter, mein Held!" . . . . . Und nun seit dem vorigen Abende hatte sich selbst auch das Fürchten als thöricht erwiesen, welches sie peinigte, wenn sie mit ihm sich beim frohen Reigen zeigte, und ihr Glück schien allweg vollkommen.

Wie sehr bangt ihr nach dem Fernen! Wie würde sie ihm zujauchzen, wenn er jetzt, jetzt einträte in diese heiligen Schatten, in ihre Laubzelle, ihm an den Hals fliegen, ihn umschlingen und sich an ihn drücken! Sie schauderte fast zusammen wie in einem Sturme von Wonne. Da erhoben sich leise langgehaltene Klänge, die sich über angrenzende Wipfel und Mauern schwangen und wie sanfte Klage

ausbebten, sich den Lüften vermählend. Das Abendlied der Nonnen im benachbarten Kloster. Der einsame Gesang sank schwermüthig in Pia's Ohr. Sie spürte eine dumpfe, aber unsägliche Angst. „Morgen um diese Zeit ist er ganz gewiß da", sprach sie zu sich selbst und stieg von der Dämmerung überrascht langsam eine kunstreich gewundene Seitentreppe zu ihren Gemächern hinauf, die mit allen ihren Schnörkeln und Blumen, einem Spitzengewebe von Stein, frei zu schweben schien. Es dunkelte bereits in den obern Räumen, die junge Frau stand im Erker ihrer Schlafstube, deren einziges Fenster, voll runder Scheiben, in glühende Farben getaucht, auf den kleinen Garten sah. Ihr war so bang um ihren Herrn. Nun besitzt sie ihn, ist sein für ewig — und sie könnte ihn verlieren? Wenn ihm etwas zugestoßen! Er ist so kühn, ja wild zu Roß. „Gertrude", ruft sie, „Gertrude!" um die Dienerin zu fragen, ob das Pferd, welches er reitet, gehorsam ist. Ob er seinen Mantel, die scharfe Klinge, den Dolch bei sich habe, ob Giuseppe ihn begleite.

Längst war das Abendläuten verhallt von den vielen Thürmen der Kirchen und Klöster Siena's; Eine Metallzunge um die Andere, die letzte vom Dome. Madonna Pia stand noch immer im Erker. Sie kannte sie Alle, diese Stimmen ihrer Vaterstadt, die schon dem Kinde Lust und Weh, der Jungfrau und Braut die höchste Stunde ihres Daseins getönt hatten. Konnten sie noch Schöneres bringen? — „Er kommt heute nicht mehr!" sagte sie endlich, indem sie sich zögernd vom Fensterbogen wandte, um zu Ruhe zu gehen. „Heute nicht mehr, aber morgen desto sicherer. Wird er nicht auch ungeduldig sein? Sie haben

wohl Alles aufgeboten, ihn zurückzuhalten. Aber morgen!" — Sie faltete die Hände wie vor dem Glücke und zum Gebete. Gleich einem frommen Kinde schlief sie darüber ein. „Mein Nello!" lispelte sie noch zuletzt, schon fast im Traume, das Köpfchen senkend. Durch die halb vor der Nische, welche das Lager barg, in schweren Falten niederhängenden Vorhänge von dunkelrothem Sammet floß es von der Ampel an hochgewölbter Decke mild wie Mondschein um die in weißem Nachtgewande hingestreckten Glieder; um das reine, nur von langen Wimpern beschattete Oval; um die über der sanft athmenden Brust gekreuzten Arme, deren Einer seine Hülle zurückgestreift und der Formen Liebreiz entblöst hatte. Goldgestickte Schühlein, kaum erst verlassen, nebeneinander auf den Teppich gestellt. Das blaue Kleid über den hochlehnigen Armstuhl gebreitet. Am Betschemel vor dem Marienbilde einige von Gertrude in der Vase vergessene Blüten, zu lauten Duft streuend durch das stille Gemach.

Nicht lange und die Schlummernde schreckt auf; sie öffnet ihre noch schweren Augenlider. Die Vorhänge der Nische sind völlig emporgezogen. An ihrem Lager, lang und dunkel, steht Pietra. Ihr hatte eben geträumt, daß sie mit ihm in einem schönen Garten voll farbiger Bäume wandle. „Mein Nello!" ruft sie auch jetzt und breitet die Arme nach ihm aus. „Mein Nello!" jubelt sie. Aber die seinen bleiben in den Mantel gewickelt. Bleich, finster starrt er sie an. Nur die Augen glühend; die Stirne streng und kalt unter dem Hute, auf welchem eine weiße Feder schwankt, festgeschlossen der Mund wie die umharnischte Brust. Pia richtet sich auf: „Laß dich küssen, mein Nello . . . . .

Wie magst du nur vor mir stehen, ohne mich zu küssen!...... Sieh mich nicht so an, ich könnte wahnsinnig davor werden..... Sprich doch, mein Geliebter, sprich!" fleht sie mit gerungenen Händen. „Oder bist du ein Geist? auch der Geist meines Nello küßte mich!" — „Pia de Tolomaeis, erhebe dich, und folge rasch zum Portal!" — Mit rauhem Tone stößt er das Wort heraus und schreitet alsbald leise davon. Ihr tritt die Wahrheit für einen Augenblick nackt vor die Seele. Das junge Weib fährt mit der Linken an ihre Stirne, springt vom Lager, wirft hastig die Gewänder um sich. In eisigen Angstschauern, den zitternden Arm am Geländer, gleitet sie die von kargem Schimmer kaum erhellte Marmortreppe herunter, welche sie, die Herrin, erst gestern noch in vollem Festschmucke erstieg. Da sie aus dem schwarz in die Nacht gähnenden Portale tritt, sitzt Monsignor Pietra steif, todtbleich, wie ein Gespenst, regungslos als ob er schliefe, hoch auf seinem dunkeln Roß. Nebenan wiehert eines, der Dame harrend, und stumm heben sie unbekannte dienstbare Hände in den Sattel.

Der Gebieter hält die Zügel beider Pferde, sie mit fester Faust durch die krummen höckerigen Gassen der schlafenden Stadt leitend. Kaum daß der an die Finsterniß allmählig sich gewöhnende Blick den Markt zu erkennen vermag an seiner Muschelform, den Dom an seinen riesigen Grundpfeilern. Aus mancher Kirche, manchem Kloster fällt von der ewigen Leuchte am Altare ein schmaler Lichtstreif über den Weg. Als endlich das letzte der Thore von Siena hinter ihnen lag, beflügelten sich die Hufschläge. „Warum flieht er mit mir?" fragte Madonna Pia sich selbst, während sie so durch die Nacht hinzogen, die wie ein schwarzes

Sargtuch sie umgab. „Vor welcher Gefahr, vor welchem Feinde?" — Immer weiter, rastlos weiter. Kein Laut bricht das Schweigen. Kalt streicht die Herbstluft vom Meere her. Da befällt jene der Gedanke: „Ist er gestorben? Hat man ihn ermordet und kommt er mich zu holen? Läßt ihn die Liebe im Tode nicht ruhen? Die Braut folgt dir an die Schwelle des Grabes!" — Still betete sie in sich hinein. Immer jagt wieder Eine Vermuthung, Eine Furcht die Andere. „Oder ist er wahnsinnig geworden, plötzlich wahnsinnig, will mich tödten?" —

Der Morgen graut als die Beiden um den Saum der Felsenhöhen von Volterra reiten. Mit bleichem Scheine zeigt der trüb anbrechende Tag der Frau ihren Gefährten, der noch immer wie versteint auf seinem Pferde sitzt, vor sich hinstierend. „Ist er mir Richter, hab ich eine Schuld auf mir? Vielleicht ein Gespinnst tückischer Lästerzunge! Alles, das Schlimmste könnte ich ertragen — nur nicht das tödtliche Schweigen!" — Aber sie selbst vermag nicht zu reden. Jeder tiefste Schrecken erstarrt den Menschen selbst zum Gespenste, das nur stumm wandelnd die Glieder regt. Noch immer weiß sie das Ziel der Fahrt nicht zu enträthseln. Ihr zarter Körper müßte der Erschöpfung erliegen, wenn ihn nicht gerade die gewaltsame Erregung wieder aufrecht erhielte. Die Wanderer haben sich, unter den Klippen hinreitend, seewärts gewandt. Schon weichen die noch mit Waldungen von Kastanien gekrönten Bergzüge zurück, in der Niederung Reben, Olive. Auch die Fruchtfelder verschwinden. Nach kurzem keine Spur mehr von Ackerbau. Nichts als unabsehbare Weiden, mit Heerden bedeckt. In bunter Ruhe lagern, behaglich vertheilt, Büffel und Schafe,

das Maulthier und die Ziege auf breitem Farrenkraut, am Schwarzdorn. Das Auge der Donna streift fast verwundert unschuldige Friedensbilder nach dem Graus wilder Nacht. Aber es schweben so seltsam gelbe Luftschichten über der Landschaft. Die Sonne scheint fahl wie hinter vielfachen Schleiern. Immer unermeßlicher dehnt sich die Au. An dieser grünen Wüste, am Moose, den Binsen, dem üppiger wuchernden Schilfe, dem zudringlich immer lauter schwellenden Quacken der Frösche glaubt Pia endlich die Maremma zu erkennen; jene meilenweit längs der Meerküste sich streckenden Sümpfe, welche landeinwärts bis an des Apennin erste Hügelkette reichen. Es liegt etwas Bleiernes in der Atmosphäre, etwas das die Brust zusammenzieht. Befremdende Rauchwolken kräuseln sich an einigen Stellen des Bodens empor, von denen es wie Schwefeldampf wallt, verrathend, daß unter den lachenden Triften, welche Gesundheit lügen, Vulkane schlummern, Verderben athmend. Immer kärglicher zeigen sich die Gruppen von Eseln und Rind. Das letzte Brüllen verhallt in der baumlosen Oede. Nur selten kreist noch ein Vogel mit bangem Flügelschlage durch die einsame schwere Luft, bis endlich keine lebendige Creatur sich mehr regt nah und fern. Auf einmal plätschern die Füße der Pferde im Wasser. Da ragt unter dichtstehenden Rohrkolben eine graue Gestalt empor, ähnlich einem riesenhaften greisen Nix; ein Thurm, halbverwittert, mitten im Moorschlamm, gleich einer Insel. Hat er dem Verbrechen oder der Gerechtigkeit gedient? Was für Opfer geheischt? In ferner Vorzeit vielleicht gar einen bösen Zauberer und seine Hexenkünste beherbergt? Wer kann es sagen. — Die zerbröckelnde, an manchen Stellen nur mehr wie durch

Schlingkraut zusammengeknüpfte Warte, die selbst gleich einem Räthsel aussieht, scheint das Ziel des geheimnißvollen Rittes. Wenigstens schwingt sich der Pretore von seinem Rosse, drängt das seiner Begleiterin hart an die Stufen vom Eingange, das Absteigen zu erleichtern und winkt ihr hineinzutreten.

Der Thurm verschließt in verschiedenen Stockwerken einige ziemlich erhaltene Gemächer, nur durch eine steinerne Wendeltreppe mit unmäßig hohen Stufen unter einander verbunden. Da Madonna Pia in Das trat, welches ihr der Signor als das ihre angewiesen hatte, indem er es öffnete und sie darin allein ließ, konnte sie, wozu es mit aller Macht sie drängte, in die Kniee sinken und, das Gesicht in beiden Händen bergend, zu Gott flehen. Als sie sich in den unwirthlichen Wänden etwas genauer umschaute, gewahrte sie Mehreres, was auf längeres Verweilen in ihnen hindeutete. Frische Matten waren auf Tisch und Boden, eine weiche Decke auf das Lager gebreitet. Ein Schrein enthielt Kleidungsstücke und manches sonst, was der Alltag unumgänglich heischt. Uebereinstimmend mit Vorbereitungen, welche zeigten, daß man hier nicht blos vorübergehende Gäste erwartet hatte, mochte am andern Morgen das unerklärte Verschwinden der zwei edlen Pferde dünken.

Nackte Steinwände, ein hölzerner Schemel, ein Bänkchen an dem in der Mauernische tief auslaufenden Fenster für eine Frau, die seit rosiger Kindheit nur in Marmorwänden, nur auf Kissen von Sammet und Seide ruhte, den Fuß auf kostbares Mosaik oder Teppiche setzte. Nun

ist sie ja durch keinen Prunk, der sich zwischen sie und Pietra drängt, ihm ferner! Wie wollte sie solche Einsamkeit lieb haben um seinetwillen, falls er dadurch ihr enger verbunden würde! Aber er bleibt stumm, wenn sie in den flüchtigen Augenblicken, wo er ihr Speise und Trank bringt, auch noch so oft bittet, mit ihrem sanften weichen Laut bittet: „Sprich, mein Nello!“ — Ihr armer Kopf will das Ungeheure gar nicht fassen. In den öden, schleichenden Stunden, wo sie nur zu sehr Zeit hat zum Nachsinnen, wird ihr die Ahnung zur Gewißheit, daß die ganze Wucht einer Verläumdung auf ihr laste. Der Untreue beargwohnt er sie, kein Zweifel. Aber vergebens zermartert sich Madonna Pia das Gehirn, wie sie ihm Anlaß zu solchem Verdachte geliehen. Sie hatte ja die Krankheit, die an seiner Seele nagte, viel zu gut errathen, um nicht Alles zu fliehen, was immer nur das Fieber entzünden konnte. Das war ja der Schatten, welcher seinen schwarzen langen Streif in ihren ersten Liebesfrühling geworfen; der böse Traum, der wahrsagend über ihrem ganzen Glücke schwebte. Der stolze, heißbegehrende Mann, dem nichts zu herrlich und zu leuchtend, hatte in wilder Jugendbrandung den Anker zerschmettert: er konnte nicht mehr glauben! Pia in ihrer gegenwärtigen Angst hängt sich jetzt hauptsächlich mit dem Gedanken an das letzte fest, vor welchem sie der Geist, die innere Stimme, alsbald gewarnt hatte; prüft umsonst die aneinander gereihte Kette Glied für Glied, der geringsten Umstände jener flimmernden Elfennacht. Ja Nello's Benehmen beim Abschiede an der Sänfte im Portal! Es blitzte schon damals etwas Seltsames, Unheimliches hindurch, was dem jungen Weibe jetzt erst auffällt. „Wie war ich dort doch

so sorglos, so blind?“ . . . wirft sie sich selbst vor. „Aber es kann, es wird nicht lange dauern! . . . . Oder denkt er meine Liebe zu prüfen? . . . Ich will sie durch Demuth zeigen.“ — Geduldig neigt sie ihr Haupt im Schweigen, wagt schon nicht mehr zu reden, zu fragen.

Sie zählt den Tag und seine Stunden nur nach der kleinen Minute, in welcher Nello erscheint — und wie hämmert ihr dann das Herz im Busen: ihre einzige Uhr. Da sitzt Pia, gegen das Fenster geneigt und blickt nach den Wolken und harrt auf seinen Tritt, noch weißer, noch durchsichtiger als sonst; über die geringe kahle Umgebung ein unnennbares Etwas ausströmend, ein Leuchten: wie die Lilie Lilie bleibt, selbst in ein irdenes Krüglein gestellt. Bleicher Liebreiz einer Schönheitsblume, an der sich alle Augen erfreuen könnten, und die allen Augen verloren ist, denn Er, den sie unter Allen beglücken sollte, dessen Huldigungen unter Allen ihr einzig und allein preiswürdig däuchten, schließt Sinne und Seele davor. Da sitzt sie, matt auf die Mauer gestützt, und sucht vergebens nach einem mit den Wolken vorbei segelnden Vogel, und lauscht mit dem geschärften Ohre der Liebe, das fast mehr noch durch das Herz hört, auf Pietra's fern auf den Stufen wiederhallenden Tritt. Ein nie gekanntes Ermatten schleicht durch ihre holden Glieder. „Es wird wohl die Malaria sein“, sagte sie zu sich selbst, die ungesunden Dünste der Maremma. Wenn sie nur ihm nicht schaden — horch! er kommt, er kommt.“ —

Sacht öffnet sich die Thüre. „Wie ein Schatten, lang und dunkel, steigt Pietra herauf, mit gelben eingesunkenen Zügen, die Stirne faltig zwischen düstern Brauen. Unter dem Schimmer der in Thränen schwimmenden Augen ver-

sucht Madonna Pia den Gemahl anzulächeln, wie ein folgsames Kind, dessen Weh um den kleinen Mund verbebt. Nello's Blick jedoch vermeidet den ihren. Beim Hinstellen des Körbleins, welches die Nahrung enthält, frische und getrocknete Früchte, Sauerwasser von den Quellen um Siena, Wein, Zuckerwerk, mit Sorgfalt gewählt sogar: — berührt seine Hand vorüberstreifend ihre ausgestreckte, zitternde. Er zuckt unwillkührlich zusammen, eilt dann rascher, finsterer als sonst zum Pförtlein wieder hinaus. „Wie krank sieht er aus, wie verändert Haltung und Bewegung!“ — Und auch ihr ist so weh. Wie das schmerzt! hier .... und hier. — Da blitzt ihr durch die Seele: das ist der Giftthurm! .... Der Giftthurm, von dem man ihr erzählt einmal, an einem Jugendtage, in einer trauten Stunde unter den lächelnden, schönlockigen Gespielinnen. Der Giftthurm — es lag so fern, so fern, wie ein Mährchen, wie Ammenmährchen; sie scherzten dabei: Jetzt sitzt sie da! Der Giftthurm, so heißt er vom Pesthauche des Sumpfes .... Ja, ja; sie besinnt sich genau: eine Warte — aus alter grausamer Zeit .... mitten in der Maremma, von trügerischem Moose eng umschlossen ..... es trifft zu .... Alles dämmert nun wieder aus dem Vergessen auf ..... Und nahebei brodelt ein Loch mephitischen Dampf aus, todtbringend aller Creatur! — Nun tagt die ganze Wahrheit: Sterben! im eignen Maitag! Sterben — hat sich das junge süße Leben voll flutender Liebe dieß je klar gemacht? — Und Er? Auch ihn muß es fassen. „Er mordet sich selbst!“ schreit sie auf und deckt die Augen mit der Hand. Als sie wieder emporschaut, ist die Nacht gekommen. O wäre es doch schon die ewige! —

Madonna Pia betrog sich nicht. Nello trägt was sie fürchtet im Gemüthe. Durch Hirn und Brust, ruhelos brennt das Fieber der Gedanken, der Klugheit Wahnsinn des Wahnsinns Klugheit. Die Nacht, leise sinkend, bringt ihm nicht Erlösung. Auf den Lidern haftet kein Schlaf. Mit heftigen Schritten durchmißt er sein Gemach, das er sich unmittelbar unter dem von Pia bewohnten erwählt hat, wo er sich jedem Ausbruche seines wilden Grimmes rückhaltslos überlassen darf, ohne gehört zu werden; zugleich aber jeder ihrer Bewegungen folgen kann, vernehmen, wann sie den Schemel rückt, um aufzustehen, wenn sie das Fenster öffnet, so recht schwelgen in Qual. Zwei Menschen Wand an Wand, in gleicher Luftwelle, in gleichem Lichtstrahle, zwei Menschen, deren Puls einst Herz an Herz, noch jetzt für einander schlagend — und doch himmelweit auseinander, durch Untiefen getrennt!

Mit heftigen Schritten durchmißt er sein Gemach. Ein anderer Name irrt auf seine Lippe: Catarina! „Die Eva!" murrt er zähneknirschend in sich hinein. „Es ist nicht das erste und das letzte Unglück, das ein vergnügungstolles Weib angezettelt hat." — Alles ging jetzt wieder an seinem Geiste vorüber, jene ganze Banketnacht und was ihr folgte. Nicht blos aus Stolz hatte er eingewilligt, daß seine Schwester die junge Ehefrau zu dem Feste berede, nicht blos damit niemand Monsignor Pietra für eifersüchtig halte und damit auch er vor Andern mit seiner Wonne prange. Nein, auch aus dämonischer Lockung, welche den Sterblichen und sein Glück oft zu höhnen scheint. Wird Pia sich abziehen lassen durch das ihr fast noch unbekannte Getümmel? Es blieben ihm Zweifel. Zugleich lechzte er nach

dem Triumphe, allein unter allen sie begleitenden Huldigungen, von diesem glänzenden sammetschwarzen Auge gesucht zu werden, nicht nur in der Stille des Hauses, auch im Wogen des Tanzes, unter Hunderten. Es war ihm ein Reiz weiter, neuer Reiz vor Allem, seine Seligkeit auch vor Andern zu schlürfen. Unter so Vielen hat das Mägdlein ihn erkoren auf der Schwelle ihrer Kindheit. Mag sie aber jetzt wieder, jetzt noch die Wahl bestätigen? Er mußte wissen, ob ihre Liebe die Probe aushalte. Was ist Treue ohne Versuchung? Und nun war er doch nicht stark genug gewesen, es zu tragen! Einen Blick, ein Lächeln von ihr zu missen; denn sie gehörte sein, und nur sein, er gönnte sie niemand, nicht der Luft, nicht ihrer Laute, ihren Blumen; sie sollte nicht singen, damit nicht Ein Ton ihm entschwebe. Und jetzt fiel der Schein aller dieser Kerzen, die Glut aller dieser Augen auf Pia, auf ihre Stirne, ihre Wangen, ihre Gestalt! — Nur zu gut konnte er es beobachten, geborgen hinter einem Pfeiler. Mit keinem Blicke ließ er von ihr, saugte das Gift recht in sich hinein. Ist sie nicht urplötzlich wie verwandelt? so hat er sie noch nie gewahrt. Sie leuchtet vom Wiederschein des Festes, nein, der ringsum ihr gezollten Bewunderung. Und dieser Annibal, immer und immer dieser Annibal! —

Gleich einem finstern Geist umkreiste Pietra sein Weib unsichtbar, wie ihr Verhängniß, im Saale, im Garten, auf der Terrasse, unter dem Säulengange. Sie genießt, indeß er leidet, ihr ahnet nicht von seiner Pein! Was für ein Girren! Ueberall Süße — nur ihm träufte Wermuth hinein. Eben hat er sie gesprächiger gesehen wie niemals sonst; und jetzt, was sollen diese schmachtenden, langen

Blicke? Horch! Saitenspiel, ein Liebeslied. Und der Vetter lehnt dort in der Kolonnade! Leiht ihm der Troubadour die Stimme oder fleht Der für sich selbst? Das gilt ja ihr wirklich und wahrhaftig, ihr selbst! Wort um Wort fällt wie ein glühender Tropfen in Pietra's Seele. „O auch sie versteht es!" denkt er. „Listig senkt sie ihre Wimper in den Schooß." — Verrath! Betrug! hätte er laut aufkreischen mögen in die Nacht hinein.

Und dann, wenn er auch noch hätte zweifeln können, wollen — war ihm ein Wunsch schon die That, ein Lächeln, ein Blick schon Verbrechen: doppelt, weil was nur Traum, zweimal schön blieb, nimmer enttäuscht! Kann man die Grenze bemessen, wo Leidenschaft zum Wahnsinn überfließt? Die Zartheit von Nello's Ehre und Pias Unschuld befleckte schon ein Gedanke genug. Hier gab es kein Drittes: Liebe war Leben, Vergessen Tod, Tod für Beide. Keines sollte die Liebe überleben. Der Tod war ja schon da im Erlöschen dieser Liebe; die Vernichtung konnte sich nur erfüllen, mußte sich erfüllen. Begehre nicht das höchste volle Glück, Menschenkind, reiße vom Himmel keinen Stern — du trittst ihn in Staub! — —

Monsignor Pietra kannte die Maremma nur zu gut. Mitten im Sturme seiner Brust tauchte plötzlich das Bild der Warte — ein falscher Pharus — vor ihm auf. Nicht nur innere Kämpfe, die sich vertoben mußten, rissen den Gatten nach jenem Feste fort; auch die Vorkehrungen, die getroffen werden sollten, den raschen Entschluß rasch zu vollführen. Aber als er um Mitternacht an ihrem Lager stand und das hingegossene Bild betrachtete; die weichgerundeten Wangen, den vom Hauche des Schlummers zart-

geschwellten Kindermund, einer halboffenen Knospe ähnlich; die unter feiner, dichtgefalteter Hülle in linden Zügen sich hebende und senkende Brust. Da ward es ihm schwer, den Frieden, welcher über dieser edelgebildeten Stirne schwebte, zu verscheuchen für immerdar; da konnte er es lange nicht über sich gewinnen, sie zu wecken, und als er es vermochte — hatte er sich noch einmal mit seinem guten Engel gemessen, gestählt fortan und fähig Alles zu vollbringen. Und doch will es Nello auch jetzt noch oft das Herz zersprengen, Madonna Pia in solchem Elende zu schauen. Noch öfter jedoch findet er Labsal darin, die Zerstörung zu belauschen, welche die Malaria vollbringt; dieses schleichende geheimnißvolle Ungeheuer, erdfahl, hohläugig mit Flammenkrallen, das er sich als Rachegeist beschworen, und das noch Keiner enträthselt, vielweniger besiegt hat, nicht heute, wie vor hundert und hundert Jahren. „Gern will ich diese fluchwürdigen Reize schwinden sehen", sagte er bei sich selbst. „Aber wird sie nicht doch immer schöner, immer strahlender das Auge, immer rührender die Erscheinung?" — Das Weh verbeißt er, drängt seine gellenden Vorwürfe mit eiserner Gewalt zurück, ungebeugt und stumm ein Richteramt in kalter Strenge zu üben. Nicht ahnen darf das Weib, daß sie ihn beleidigen konnte. Glauben soll sie, daß er sie nicht liebe und nicht geliebt habe, daß sie des Mannes Brust nicht auszufüllen vermöge, daß er Pia hasse, verschmähe.

Und doch — wie hat er sie geliebt! wie liebt er sie! Die Leidenschaft frißt an ihm mehr als das Gift der Maremma.

Wie hat er sie geliebt! Alles über sie vergessen: den ersehnten Waffenruhm, die Ferne, der Meerfahrt kühne Lust, die Arena des Ehrgeizes, den Glanz der Höfe, das Unbekannte, Unerreichte, Alles. Als er Pia sah, wie zerann da sein ganzes voriges Leben! Wie streifte gleich ihr erster Anblick im Dome, wo sie dem vielversuchten Manne wie eines jener von Säulen getragenen Engelsbilder erschien, alles Verworrene, Böse von seiner Vergangenheit ab! Denn er hatte sich in eine stürmische Jugend gestürzt, ungebändigt. Sicherte ihm doch schon die Geburt, welche ihn unter die Edlen seiner Heimath stellte, jede Bevorzugung. Den Liebling der Eltern, den bewunderten Krauskopf, wiegten der Kindheit Tage viel zu schmeichelnd. Nie fand das hochbrausende Gemüth des Knaben, des Stammhalters, Widerstand. Mit seinem Lächeln oder seinem Zorne tyrannisirte er Alles. Das ähnliche Schicksal hatte ihn und die Jungfrau auf der Schwelle des Daseins empfangen, und doch beide so verschiedenartig geformt! Auch Pia herrschte als Kind, auch sie erfuhr nie Widerspruch, auch ihre Wünsche wurden im Keime errathen. Wie heftig und gebieterisch, wie unersättlich hat Das ihn gemacht; sie, wie mild, geduldig, keusch! Ihr ganzes Leben war eine Bitte, weil man so gut mit ihr gewesen. Weil man zu gut mit ihr gewesen, bildete das ihre Seele zu weich. Andere bekamen zu viel Macht über sie. Pia versagte ihnen zu wenig. Der Eine wollte nur nehmen, der Andere nur geben. Zwei Leidenschaften in entgegengesetzter Bahn durch die Eine, die nämliche Erziehung groß gesäugt, und die aneinander sich brechen sollten.

Wie drang des Mädchens erster Laut, die flüchtige Antwort auf die flüchtige Frage, in Pietra's Herz, wandelte

es völlig! Pia glich so gar nicht den Frauen, die er bisher gekannt, die ihn bisher bestrickt. Fliehen wollte er jetzt die Syrenen, sich von der Hölle losmachen. Der Himmel sollte Nello haben, wenn Pia sein würde. Von ihr, dem reinen Kinde, wollte er lernen, zurück sich lernen, wieder in die ursprüngliche unbewölkte Zeit. Allem wollte er absagen, wenn sie ihn liebte. Und nun riß ihn die Hölle doch wieder an sich, machte ihn zum kalten Mörder! Das ist der Fluch der schönen Frauen mit der weißen Brust voll blitzendem Geschmeide und melodischen Seufzen, die er erst bethört und dann wegen der Braut verlassen hat. Das ist der Fluch, den haben sie ihm nachgeschleudert, mit ihren Perlen, mit ihren falschen und ächten Thränen: Die Sünde läßt nicht wieder los. —

Aber sie mit den Engelmienen, Madonna Pia, ist sie, die gelogene Heilige, nicht strafbarer als jene mit flatterndem Schleier, mit der kosenden Lippe, dem flammenden Blicke, der nur verspricht was er hält? Darum will Monsignor Pietra den Richter seiner eigenen Ehre machen. Er hat das junge Weib ganz in seiner Gewalt. „Niemand entreißt sie mir. Sie ist mein Geschöpf!“ — Auch er opfert ihr ja Alles, Leben, Hoffnung, die hochfliegenden Träume, die Kränze des Ruhms. Ja selbst das Vaterland, für dessen Vergangenheit er als Jüngling geschwärmt, für dessen Zukunft er als Mann gestrebt, den alten Heldenglanz Italiens. Niedergelegt hat er die geliebten Waffen, wird nicht mehr kampfesfroh sein schnaubendes Roß besteigen. Seinen Pferden, den Falken, den Hunden hat er den Abschied gegeben, aus dem Kreise der Gefährten in Lust und Gefahr sich gestohlen. Keinen der Freunde soll er wieder-

sehen, keine Hand wird mehr die seine drücken. „Nimmer darf uns die Jagd, der kreisende Becher in trauter Runde vereinen!“ Nello hat sich selbst an eine Galeerenkette geschmiedet, die er nachschleift bis auf sein Lager, und die bei jeder Regung klirrt.

Nur einmal noch hinaus in die Brandung, in das unendliche Meer! Augenblicke kommen, wo er Alles daran gäbe, die Wogen gegen sich herbrausen und aufblitzen zu sehen; oder wo ihn Sehnsucht fast verzehrt nach dem Gebirge, den blauen Apenninen, deren Umriß er im Fernendunst zu erkennen wähnt, wie man Züge der Geliebten in jedem Antlitze sucht — beinahe als müßte Alles gut werden, wenn er nur die Luft wieder athmen könnte oben bei den schwindelnden Felsenkronen, wo Adler kreisen. Alles opfert er dem Weibe, alles was die Brust schwellt und die Pulse höher schlagen macht, alles, Freiheitssinn und Thatendrang, und künftige Größe. Sogar seinen Namen, der mit ihm in der Maremma begraben wird. Mit ihm welkt der Stamm, den Pietra einst zu dem stolzesten der Halbinsel zu erhöhen dachte. Kein Sohn wird sich dessen freuen, wofür der Vater gewirkt. Aber der Jammer braucht keinen Erben! Hatte Nello sich nicht sonst als Spitze seines Glücks geträumt, in einem Sohne seiner Pia fortzuleben, in einem Knaben mit ihren Augen, ihrer Stimme?

Diese Taubenaugen! „Bin ich denn solch ein Neuling“, fragte er sich selbst, „daß ich mich betrügen ließ, daß ich mich auf die verrätherische Flut wagte, die so reizend wallt und so Gräßliches birgt? Ich wußt' es ja nur zu sehr, wie sie schmeicheln, wie sie küssen, Honig auf die Lippe legen, Schmelz in Blick und Ton, und was die

Brust, das übertünchte Grab, verdeckt! Alle sind sie falsch, das haben sie von der Aeltermutter, der Schlange, gelernt. O Weiber, Weiber, ihr seid des Schöpfers Geißel. Vampyre seid ihr, die unser Herzblut saugen! Warum bade ich nicht in dem deinen diesen Dolch! . . . . . Vermöchte ich es? Nein! . . . . . Sie soll langsam sterben, es wäre zu leicht, zu schön für sie solch' schnelles Ende durch Waffenblitz. . . . . Und nicht durch meine Hand, nicht durch den Gatten wie edle Frauen des Alterthums. . . . . Und niemand soll wissen, daß ich mein eigener Rächer gewesen, daß ich nur etwas zu rächen gehabt. Das geheimnißvolle Gift besiegle meine Ehre, schließe mir und ihr den Mund für immerdar. . . . Und dann", setzt er nach einer Weile hinzu, sehr leise, wie etwas das er sich selbst nicht gestehen will — „und dann . . . . . ist sie ja auch noch d a, da bei mir! Könnte ich mich so schnell an den Gedanken gewöhnen, daß sie fort, ganz fort?" —

Pia sagt nicht: „Männer, ihr seid des Schöpfers Geißel!" Der Mann, das Weib, jedes trägt an dem Fluche des andern Geschlechtes; ihn zu versöhnen sandte Gott: Maria und Christus; die Mutter und den Sohn; die Verklärung des Doppelmenschen auf Erden und im Himmel. Sonst müßte Ein Geschlecht am andern untergehen. Pia nimmt Alles hin von Gott, was Nello ihr bringt. Oft hat sie doch noch gemeint, es werde nicht immer, nicht bis zum Tode dauern, Pietra werde sprechen: „Genug!" Allmählig muß sie aufhören, noch länger an seinem Entschlusse zu zweifeln. Zuweilen dämmert auch plötzlich ein Hoffen: sie könnte gerettet werden, der Geliebte mit ihr, sobald man ihren Aufenthalt wüßte. Sie glaubt

zwischen dem Zirpen der Moosgrillen hindurch ferne Hufschläge zu unterscheiden. Wenn ihre Verwandten kämen, die sie auf einer Fahrt mit dem Pretore vermuthen mögen! Wenn die Tante, wenn Annibal ihr Geschick erführen — er sattelte sein flüchtigstes Roß! „Aber nein", denkt sie dann wieder, „ich will keine Hülfe! Was sollen Andere? Nur von Nello kann mir Rettung kommen. Niemand soll zwischen ihn und mich treten. Er allein ist mein Schicksal, er war es ja immer, seit ich ihn zum erstenmal sah, gleich beim Heraustreten aus den heiligen Mauern in die bunte neue Welt; aus dem Garten voll weißer Lilien und verschleierter Klosterfrauen, die mich küßten und segneten, und beim Scheiden weinend zum letztenmale das Kreuz über mir machten. Da stand ich wie verblendet vor seinen Augen, vor der königlichen Gestalt im Waffenscheine. Verdiente ich denn, daß der herrliche Held mich erkor, mich einfältiges Kind, die seine erste zierliche Begrüßung kaum vor Ungeschick zu erwiedern vermochte? Man hat mir mein Glück beneidet. Feinde haben ihn betrogen. Darf ich ihn verklagen, wenn er menschlich irrt, nicht klar sieht, wie die Geister dort oben? .... Ob er mich denn haßt, ganz haßt?" sann Pia wieder. „Ob alle, alle Liebe verglommen ist? Nein, nein — sonst würde er ja nicht mit mir sterben!" —

Wieder und wieder der Unkenruf — die Uhr der Maremma. Madonna Pia neigt das Haupt matt aus dem Fensterrahmen hinaus. Kein erquickendes Wehen! Im Dampfe des Meerschlammes fliegt das Fieber nur näher an ihre Brust heran. Scharfkantige Cyperusarten gürten den Fuß der Warte, welche die zarten Flimmerblättchen des

Schönhaares mit tausendfach verschlungenem Gewebe schmücken. Weiterhin im tiefen Grunde schwimmen die großen lichtgrünen Blätter der Seerose. Endlos dehnt sich die Fläche, von keinem Wipfel, keinem Hügel unterbrochen. Die leichenblasse Frau muß sich plötzlich mit den Händen an der Mauer halten, von Beklemmung und Schwindel erfaßt. „Schöne Heimath meiner Väter, holde Erde, die uns das Leben gab, hauchst du uns jetzt, deine Kinder, so giftig an, und hab' ich mich doch vertrauend erst von dir wiegen lassen! Ist es so mit allem irdischen Gut und Glanz? O dann besser früh zu gehen, bald zu schlafen! . . . ." —

Von dem unentwirrbaren Sumpfrohre, der grünen schrankenlosen Mooswüste die langgespaltenen, wandelförmigen Augen, deren Wimper wie Todtenflöre auf der weißen Wange lagen, zu der Einöde des Himmels erhebend, späht Madonna Pia vergebens, ob nicht vielleicht doch ein Reiher sich empor schwinge oder ein verwaister Kranich einzeln die luftige Straße ziehe, fern oben wie ein Punkt im Aether. Sie begreift jetzt, warum kein Vogel mehr nahe kommt in die Atmosphäre des Fluchs, und doch sehnt sich das junge Weib nach solchem beschwingten Wanderer, der ihr Sinnbild einer befreiten, über abendrothen Wolken aufschwebenden Seele wäre. Oder nach einer Blume. Ach, so weit Pia auszuschauen vermag, sind Alle schon verblüht die rothweißen Seeviolen! Ueber Allem aber sehnt sich die Gefangene nach Catarina's Töchterlein. „Addio, addio!" flüsterte sie mit zitterndem Laute wie ein Echo: sie hatte Angelas feinen Silberklang noch im Ohre. „Addio!" Es war ein Scheideruf geworden über die Erde in die Ewigkeit hinein. Nach einem Kinde sehnte sich Donna Pietra in

stets. Das allein hatte der Glückseligkeit ihrer Ehe gefehlt. „Hätte ich ein Kind, sein Kind, er würde mich nicht so sterben lassen — die Mutter nicht sterben lassen!“ Ob sie aber nicht auch gegen das Kind zu schwach gewesen wäre, fragte sie sich und neigte die sanfte Stirne.

Wie traut schaukelt unter dem Dache der Heimath das Quacken der Frösche vom nachbarlichen Teiche in den Schlummer! Wie befreundet grüßt es, wenn der Abend sinkt, den späten Pilger, welcher eilig durch die fremden Fluren schreitet! Wie trüb und unheilkündend läutet es aber die Dämmerstunden ein in der verpesteten Maremma. Ist es nicht fast wie hohles Plappern von Leichenbittern oder um ein Paradebett? Gellt nicht ein Spott darein, wie Lachen von Koboldden, fahlen Moorgespenstern, dickköpfigen? . . . . . . „Die Amme pflegte zu sagen, in Träumen bedeute Wasser Schmerz . . . . . Wie schwillt es nun bis an das Leben, bis an das Herz! Licht bedeute Freude. Wo ist Licht? Die Sterne sind so hoch und fern und in Nebel gehüllt!“ —

Wie sie den schmerzenden Leib in langer tiefer Finsterniß auf das Lager hingestreckt hatte, erhob sich ein grimmer Wind durch Nacht und Seewüste, der Sirocco oder der Libeccio, die den Menschen peinigen wie Höllengeister. Der Orkan rast über die Sumpfgründe, über die ungeheuere Fläche, er packt heulend den Thurm, als sollte kein Stein auf dem andern bleiben; rüttelt an Mauern und Thüren und Riegel, als wolle er Pia erlösen, diesen ihren Kerker sammt den des Leibes sprengen, und sie in die ewige Freiheit holen, ihren Geist auf seine Riesenfittige nehmen. „Nur in diesem Unwetter nicht sterben, in dieser grausen Mitternacht

nicht hinfahren!“ betet sie und preßt ihre abgemagerten Finger auf den fieberheißen Mund. Da schweigt plötzlich der Sturm minutenlang, wie um zu drohen. Horch! In dieser Pause des Elements knistert etwas außen vor der Thüre — ein leiser Geistertritt. Madonna Pia kennt ihn nur zu gut! Mit verhaltenem Athem lauscht sie. Nello ist es! Ein Gefühl für sie, eine Sorge hat ihn wohl heimlich an diese Schwelle getrieben? Was liegt für eine Fülle von Trost für das junge Weib in diesem Tritte, dieser Nähe! Noch einmal fließt ihr Hoffen, ein langentbehrter Gast, in den Busen. Aber die Schritte entfernen sich jetzt, verhallen im Gewölbe, und schon beginnt der Wind wieder sein wildes, jagendes Lied bis zum Grauen des Tages.

So findet jeder Morgen und jeder Abend, welcher durch das Fensterlein in tiefer Mauernische scheint, Madonna Pia mit bleicherer Stirne; nur auf den Wangen brennen oft zwei schöne Grabrosen. Auch das Unglück, auch die Agonie haben ihre melancholischen Freuden: Gern horcht die Leidende, wenn die purpurne Sonnenkugel hinabgleitet in das Moosbett, unter die grüne Decke, dem einförmigen sachten Plätschern der schläfrigen Welle am Thurme, welche die Abendluft kräuselt. Ein seltsames Seufzen geht dann durch das Schilf. Bald huschen geheimnißvolle Flämmchen auf, Sumpflichter; sie führen ihre Tänze aus, bilden Kreise, trennen sich, vereinigen sich wieder, wischen hier einzeln hin, dort zu zwei, drei, vier, schwanken paarweise gleich einer Prozession oder wie ein Leichenzug. Wollen sie den Sarg holen? — Heute, indeß die Erde schon im Dunkel, der Horizont noch hell ist, schießt ein Meteor empor, vom

Meere herüberfliegend nach den Bergen. Mit dem Blicke folgt Pia der goldenen Leuchtkugel, die hoch im Blauen nach kurzem erlischt, und stirbt — in der Richtung der Heimath! Dort wo Siena liegt. —

Auf einmal schauert die Kranke in sich hinein. Ihr ist zum Ersticken weh — und im Kopfe wie sticht und brennt das! Wenn sie nur nicht so langsam hinsiechen müßte — wünscht sie in Gedanken — so unschön, Andern zur Qual. Wenn sie von seiner Hand, seiner lieben Hand sterben dürfte, Aug' in Auge! Aber er müßte lächeln, nicht mehr die Brauen zusammen ziehen, lächeln und ihr als Liebesthat den Dolch in's Herz drücken, wie eine Rettung; und dann sie küssen, und im Kusse ihre Seele nehmen: der letzte Kuß! ach, jener erste, damals! — war es da nicht schon als nähme er ihr die Seele, trinke sie von den Lippen weg? Aber er gab ihr ja eine neue; er beseelte sie erst mit diesem Siegel eines neuen Lebens, weihte sie mit dieser Feuertaufe zum himmlischen Entzücken. Es wäre zu schön, so zu sterben! „Langsam soll ich die Neige leeren", sagte sie zu sich selbst, „und mich demüthigen, meinen Herrn und Erlöser suchen, den ich um des Geliebten willen viel zu sehr vergessen." — Sie warf sich vor, in ihrem Glücke nicht mehr gebetet zu haben wie ehemals, nicht die Gebetlein ihrer Kindheit mit innigem Herzen gestammelt zu haben wie einst im Kloster. Wenn man beten verlernt im Leben, dann ist es ein großer Schmerz: wieder beten lernen.

Sie hatte nicht mehr gebetet wie sonst. Oder nur für Nello, um seine Liebe. Er war ihr Gott; das mußte sie büßen. Und weil sie ihn vergötterte, ihm selbst verbarg, daß sein Stolz ihm mehr sei als die Liebe, ward er hart,

denn — entschuldigt Pia den Gatten — die Gewalt, das Vorragen über Andere, stetes Befriedigen aller Wünsche macht ja den Menschen leicht grausam. Der Landmann bleibt darum so viel frommer, weil er sich anderem Willen beugt — und wäre es nur dem der Erde; und ißt darum so demüthig sein Brod, das Gott ihm unmittelbarer gibt. „So muß ich jetzt Alles tragen ohne zu murren", mahnt sie sich selbst. „Weil ich seine Seele, die mir so theuer, so heilig, nicht genug wahrte, muß ich jetzt in Schmerzen um sie dienen, muß sie durch Liebe erlösen, wie einen Verstorbenen durch andächtige Fürbitte, darf nicht nachlassen und ermüden bis ich ihn rühre." — Nur recht viel Liebe! Nie genug Liebe! Wenig Liebe, enge Liebe schadet. Viel Liebe, weite Liebe segnet. „Ich hatte ja nicht genug Liebe, daran gebrach es." — Erfülle dich, Schicksal — jede Liebe, die allein besitzen will, muß untergehen, oder sich in eine höhere hinaufringen. —

Wie lang es dauerte, wie viele Tage, Wochen, Monde, Madonna Pia wußte es selbst nicht. Sie hatte das Maß der Zeit verloren. Einmal nur raffte sie allen Muth, der sich noch in ihrer Seele fand, zu Einem Entschlusse zusammen, bat mit dem Scheine von Stolz den Pretore — in der geheimen Absicht, ihn zu retten — sie zu verlassen, von seiner Nähe zu befreien, ihr wenigstens zu gönnen, daß sie allein sterbe. Schon lang hat sie nicht mehr gewagt, zu ihm aufzublicken, weil er dann viel rascher noch als sonst das Gemach verläßt; und wenn sein Schweigen ihr auch tödtlich ist, lebt sie doch nur noch von den wenigen Minuten seiner Gegenwart. Wie eine weiße Taube flattert

sie sich ab zu Füßen dem Geier. An einem Morgen war es der Kranken gelungen, sich die Stiege hinunter bis zu dem Thurmeingange zu schleppen. In ihrem Drange nach der lebendigen Schöpfung mitten in dem Kerker von Stein streckte Pia, weil sie nichts Anderes erreichen konnte, ihren Arm nach dem Schilfe aus und schlang es zu einem Kranze, den sie als Beute an ihre einsame Mauern zurücktrug. Von der Wand über ihrem Lager schaut, als sie die Thüre hinter sich zuzieht, ihr ein Kruzifix entgegen, grob von Stein gehauen, wie aus irgend einer Mauerblende gerissen, um hier mit flüchtiger Hand, in Abwesenheit der Eremitin so rauher Zelle, aufgehängt zu werden. Pia segnet diese Hand, die neben dem Schlummerkissen den letzten einzigen Hort befestigt. Ihr erscheint das Bild des Heilands, wenn auch roh geformt, zweifach als Gabe der Liebe; zweifach als Tröstung; ohne sich zu besinnen, schlingt sie den frischgeflochtenen Kranz, den armen Kranz, den Schmuck der Maremma, um das Kreuz, Leid zu Leid, gleichsam ihr eignes Hinsterben symbolisch hinstreuend dem ewigen, im Tode siegreichen Leben.

Ob Monsignor Pietra das Schilfgewinde bemerkt? Stumm bleibt er wie eine Statue. Schweigend kommt und geht er, sein einziges Amt erfüllend, ihr Nahrung zu bringen, sie hinwelken zu sehen — gleich ihm selbst. Tag für Tag belauscht er das schwindende Leben, die stockenden Pulsschläge. Ist es ihr doch oft, als wäre er schon gestorben und ein gespenstischer Kerkermeister. Jüngst hat Madonna Pia ihm die gefalteten Hände hingestreckt, als wollte sie ihn für sie und sich bitten — wäre es blos für sie allein gewesen, die Dulderin hätte es wohl kaum mehr gewagt.

Wie das junge Weib sie so zitternd aufhebt die arme kleine Hand, fällt Nello's Blick auf einen Ring an dem bleichen, blaugeäderten Finger. Ein Ring mit blitzendem Juwel — das Einzige, was die Donna von den Kleinodien glücklicher Tage aus dem Schiffbruche gerettet! Das Höchste, das Liebste: das Zeichen der Treue bis zum Grabe, der Trauring! Pietra kannte diesen Reif nur zu gut, den er in wonniger Stunde der schönen Linken seiner Braut vermählt. Es ist als wenn ein elektrischer Schlag ihn vom Scheitel bis zu der Sohle rühre. Aber die ganze Gestalt bleibt wie festgemauert. Nur seine Wimper senkt sich; er beißt die Lippe übereinander in dem mehr und mehr verwilderten Barte, wendet sich langsam mit verschränkten Armen dem Pförtlein zu, erst als er es hinter sich geschlossen, wie beflügelnd die Stufen hinabeilend.

Nur einmal noch seine Stimme hören! Pia vermag es gar nicht zu tragen, meint bald zu sterben, ihn zum letztenmale zu sehen. Da nimmt sie sich vor, noch einen Versuch zu wagen, noch heute, wenn der Signor wiederkehrt. Sie harrt mit gesteigerter Spannung. Endlich naht der leise Tritt von Neuem. Die Thüre geht auf, da steht der Pretore wie ein Schatten. Madonna Pia läßt sich vor ihm nieder, auf beide Kniee, stumm die Hand auf der Brust. Zwei schwere Flechten, schwarz und glänzend wie Ebenholz, hängen tief den Rücken hinab — sie hat nicht mehr die Kraft, das üppige Haar mit den Filigran-Nadeln aufzunesteln. Der feine, noch immer runde Hals, die classischen Gesichtslinien, die Augen erheben sich zu Nello, die großen Sterne mit festem Glanze auf ihn richtend. Wie auf einem Kirchenbilde, eine Heilige, eine jungfräuliche Märtyrerin im Kerker,

liegt sie hingegossen vor dem finstern Manne. Sie ist zu schön! Das stachelt den Haß. Und Pietra haßt, wie nur der zu hassen vermag, welcher liebt. „Sie ist zu schön, die Sünderin!" spricht es in ihm, und alle Schlangen wachen in ihm auf, die das Herz zernagen. „Zu schön und zu reuig, um schuldlos zu sein!" — Er gleitet an ihr vorbei, um das Körblein auf den Tisch zu setzen, und wieder, um das Gemach zu verlassen. Madonna Pia kniet noch immer. Sein Fuß verhallt auf der Wendeltreppe. Wenn sie einmal diesen Schritt nicht mehr hörte! Wenn Nello nicht mehr käme! Er sieht so gelb aus, er schleicht so matt. „Nur nicht vor mir, nur nicht vor mir!" fleht sie zu Gott. Nello wird ihr die Augendeckel schließen, wird ihr Versöhnung zulächeln . . . „Gnadenreiche Maria, wenn ich ganz einsam sterben müßte!!" . . . Das arme Herz schreit auf in ihr nach der Heimath, der mütterlichen Freundin, den Gespielen . . . .

Pietra betrachtete ihr demüthiges Aufschauen zu ihm nur recht als Beweis von Schuld und Zerknirschung, und jetzt erst schlägt ein bestimmterer Argwohn Wurzeln in seiner Seele. Wie rast der Pretore oft im Geheimen, im fernsten Gewölbe, dessen verjährter Schauder nicht Schall, noch Strahl verräth, wie rast er mit sich selbst, um oben vor dem Weibe so unerschüttert, so eisig erscheinen zu können! Ihm selbst, wie er schwächer und schwächer wird, vergehen jetzt häufig die Gedanken, denn das Gift kriecht ja durch seine Adern, wie durch die ihren. Er ist ja nicht der alltägliche Mörder, welcher das Leben des Feindes nimmt, weil dieser in seiner Gewalt. Monsignor Pietra erduldet ja selbst, freiwillig allen Graus der Maremma — Schweigen,

Einsamkeit, Siechthum; das Verinnen der Neige im Stundenglase, Körnlein um Körnlein; das sichtliche und greifbare Nahen des Knochenmanns mit der Hippe. Alles dieß duldet er mit Pia, für Pia — damit er sie es erdulden sähe. Und doch lauert vielleicht im verborgensten Herzwinkel ein Gedanke, beinahe ein Hoffen, daß sie nicht zuerst verscheide, nicht vor ihm! Wer je einen Blick zu senken wagte in verschleierte Untiefen der Menschenbrust, wird so unseligen Wahn, so ungeheuere Rache nicht für unvereinbar erklären mit Dasein und Wesen heißer, namenloser Liebe; und das Mitleid theilen zwischen zwei Opfern Einer zerstörenden Leidenschaft — dem Mörder und der Hingemordeten.

Eine winterliche Nacht dämmert herauf, eine dunkle, herbe Nacht. Der Pretore sitzt im Zwielichte, die Stirne auf beide Hände gelehnt. Wie der Wind heute so wunderlich pfeift im Schilfe! Wie die Irrwische bleich umherwanken! Und die Luft so bänglich und schwer! Pietra springt auf. Er kann sich nicht verhehlen, daß sein Weib bald Alles wird überstanden haben. Vielleicht erlebt sie den Morgen nicht mehr. Noch einmal nach ihr zu schauen treibt es ihn. Schwach, todtmüde er selbst, schwankt er früher als sonst die Stufen hinauf. Was krachen die Steine heute so ganz anders unter seinen Füßen? Er tritt in die Zelle — noch Alles finster. So viel er zu unterscheiden vermag sitzt die Donna nicht an ihrer gewohnten Stelle, nicht auf dem Schemel, nicht auf der Bank im Gemäuer. Sie muß wohl auf dem Lager ruhen. Ungeschickt und hastig tappt er, die Lampe suchend, welche Pia sonst selbst anzuzünden

pflegte — denn sie liebte das Licht! Wie angstvoll bis der kleine Docht brennt und Nello ihr in das Antlitz leuchten kann! Doch glaubt er ihren Athem noch zu hören, oder eigentlich besser, zu errathen.

Da Pietra endlich sie hingestreckt sieht in dem schneeigen, mit vollen, weichen Falten hoch um den Hals und die Knöchel der gefalteten Hände sich schmiegenden Wollgewande, welches sie an diesem Tage angelegt hat: kommt ihm das Bild in den Sinn wie er Pia zuletzt daheim erblickt, als er mit schicksalsvoller Hand die rothen Sammetvorhänge an ihrem Bette zurückgeschlagen hatte; sie erblickt, warm athmend, rosig angehaucht vom Traume, lächelnd vom innerlichen Glücke. Der ganze Abstand zwischen sonst und jetzt, dort und hier bricht über Nello herein. Alles könnte ja noch sein wie ehemals. Leben, Liebe, Wonne, welche um diese Gestalt flossen, sind sie nicht immer noch da? Nur da, um hingeschleudert zu werden dem Grabe, dem nassen Moder, dem Gewürme der Maremma? —

Pia hatte sich in tiefem Erbangen auf ihr Lager geschleppt, vom Fenster, wo sie lang, lang gesessen und in den Himmel gestarrt, bis der letzte Schimmer verglommen. Denn im Purpurmeere des Niederganges war ihr eine Fata Morgana aufgetaucht: in der Luft schwammen die Thürme, die wohlbekannten, die Kuppeln Alle, der Dom von Siena, die drei Hügel, welche die geliebte Vaterstadt tragen, Alles; die Linien ihrer anmuthigen Landschaft, ja die Wipfel ihrer Gärten. . . Und wie Glockenläuten hallte es im Ohre der Kranken . . . . . sie glaubte Nonnensang zu vernehmen, fernhergleitend. . . Nachher vermochte sie sich aber nicht mehr aufrecht zu erhalten. Todesschauer kamen über sie

unter dem Kreuze. „Wie dunkel ist die Pforte!“ sagte sie laut vor sich hin. Noch einmal pochte ihr Herz deutlicher als sie den Tritt hörte, das Oeffnen der Thüre. Jetzt, da Nello vor ihr steht, die Ampel hoch in der Rechten, jetzt bricht Madonna Pia nach vielen Tagen wieder das Schweigen. „Es ist genug!“ . . . lispelt sie kaum hörbar, mit zitterndem Laute. „Nur einmal laß mir deine Stimme noch tönen . . . . . . sprich, mein Nello! . . . . . ich sterbe schuldlos . . . . . sprich! . . . “ —

Ein kleines Wort, so lange sie seine Stimme noch kennt, eben jetzt, brächte ihr unsäglichen Trost! Erbarmen regt sich in dem Manne. Er ringt mit sich selbst um dieses Wort. Aber dämonische Gewalt schnürt ihm die Kehle zu. Auf einmal wächst in dem Rächer ein Gedanke, ein wirklich rächender, riesengroß. Ein Gedanke, oft gehört, oft gelesen, oft wiederholt in Rede, Schrift und Sang: „Sterbende Lippen sagen Wahrheit!“ Wer malt die Marter des Seelenkampfes, in welchem der Signor an dem Sterbebette steht? „Wenn sie schuldlos wäre . . . . wenn ich noch retten könnte! . . . aber die Hülfe müßte jagen. . . . . Fliehen müßten wir aus der Maremma; auf meinen Armen müßte ich sie tragen weit, weit, bis wir das schnellste Roß fänden. . . . Wenn sie schuldlos wäre . . . . wenn Alles werden könnte wie einst, besser als zuvor! . . . .“ Eine ganze Seeligkeit fliegt wie Blitz an ihm vorüber. Er hält sich die Stirne, Alles dreht sich mit ihm im Kreise, die Knie drohen zu brechen; er muß sich an das Lager klammern. . . . . .

Pia kreuzt mit ihrer letzten Kraft die zarten Arme über der Brust, wie man sie schon als Kind im Kloster

schlafen gelehrt. „Er will ja doch mit mir sterben! . . . .“ klingt es durch ihren schwindenden Geist. „Ich segne ihn für dieß Geschenk seiner Liebe . . . . Herr, nimm uns in Gnaden auf nach allem Irren!“ . . . . . . „Wenn sie unschuldig wäre!“ Er denkt's mit schwellendem Hoffen. Er beugt sich zu ihr. . . . Da säuselt ihr ein Klagelaut von den Lippen, so süß, so melodisch, daß man fragen mag: ob vor Weh, oder vor Behagen, dem ähnlich, wenn sich jemand so recht sanft und wohlig zu Ruhe legt für den Schlummer? So süß, so melodisch! Dann quillt ein Echo, wie aus einem Felsen das Mirakel, fremd und fern wie aus andern Paradiesen, wie Lenzhauch, welcher das Eis schmilzt, warm und weich: „Pia!“ aus Nello's Brust. „Pia!“ wiederholt er, als schwelge er in dem holden, langentbehrten Laute, der ihm alles Glück wiederbringt, der wie ein Zauber ist, welcher Alles verwandelt.

Sie hört den Ruf nicht mehr, hört ihren Namen nicht mehr. Noch während Pietra den heißen Streit mit dem Feinde in sich focht — war hier in Einem Augenblicke aller Kampf aus. Nello legt die Hand auf ihren kalten Busen, und fühlt: Schmerz, Pulsschlag und Athem entflohen! Er bleibt allein mit seiner Rache. Nein, ihrem friedenkündenden Antlitze gegenüber. Er nimmt den Schilfkranz vom Kruzifix und setzt ihn ihr auf die von Streiflichtern der flackernden Lampe beleuchtete, mackellose Stirne: die Siegeskrone.

Siena beweinte den Tod von Madonna Pia, ohne den ihn deckenden Schleier lüften zu können, denn die Anwesenheit des Pretore in den Seegegenden hatte nichts Ungewöhn-

liches, außer daß er sich dießmal von der Dame begleiten ließ. Erst die Zeit löste das geheimnißvolle Siegel zweier Herzen, zweier Gräber. Und durch graue Jahrhunderte tönen Zeilen, mit der Musik toskanischer Sprache, in dem göttlichen Gedichte des Florentiners, kündend wie Leidenschaft verheerte im ungebändigten Mittelalter — wo ihre Lavaströme sich ein tiefes Bett gruben, nicht in der Weite verflachten — und vielleicht, obgleich längst befreit aus jener düstern Wiege, noch täglich wieder unter uns verheeren mag, weil die Naturkraft, ewig alt und ewig jung, selbst in Vulkanen, welche schwarz ausgebrannt scheinen, von Neuem lodernde Säulen entfesseln kann:

„Ricorditi di me, chi son la Pia:
Siena mi fe': disfecemi Maremma:
Salsi colui, che' nnanellata pria,
Disposando m'avea con la sua gemma."

(Dante. Purgatorio. Canto V.)

ließ, außer daß er sich diesmal von der Dame begleiten ließ. — Erst die Zeit löste das geheimnißvolle Siegel zweier Herzen, zweier Gräber. Und durch graue Jahrhunderte tönen Zeilen, mit der Musik toskanischer Sprache, in dem göttlichen Gedichte des Florentiners, flüsternd wie Leidenschaft verpestete im ungebändigten Mittelalter — wo ihre Zauberströme sich ein tiefes Bett gruben, nicht in der Weite verflachten, — und vielleicht, obgleich längst befreit aus jener düstern Wiege, noch täglich wieder unter uns verloren mag, weil die Naturkraft, ewig alt und ewig jung, selbst in Ruinen, welche schwarz ausgebrannt scheinen, den Steinen lodernde Säulen entfesseln kann:

„Ricorditi di me, che son la Pia:
Siena mi fe', disfecemi Maremma:
Salsi colui, che 'nnanellata pria,
Disposando m'avea con la sua gemma."

(Dante, Purgatorio. Canto V.)

[illegible] sieht nicht mehr, hört ihren Namen nicht mehr. [illegible] Pietra den heißen Streit mit [illegible] — war hier in Einem Augenblicke aller Kampf aus. Nello legt die Hand auf ihren kalten Busen, und fühlt: Schmerz, Pulsschlag und Athem entflohen! Er bleibt allein mit seiner Rache. Nein, ihrem friedenathmenden Antlitz gegenüber. Er nimmt den [illegible]kranz vom Kruzifix und legt ihn ihr auf die von Streiflichtern der flackernden Lampe beleuchtete, marmorne Stirne: die Siegeskrone.

Siena beweint den Tod von Madonna Pia, ohne den ihn bedeckenden Schleier lüften zu können, denn die [illegible] des [illegible] in den Gegenden hatte nichts Ungewöhn-

Die zwei Nonnen von Lichtenthal.

Früh am Morgen war ich aus Badens Gewimmel in die Bergverschlingungen von Lichtenthal gegangen; durch das Thor in den Klosterhof, auf welchen der Cäcilienberg mit dunkeln Tannen hoch hereinschaut; und, vorbei am stillrieselnden Brunnen, wo unter Akazien das steinerne Muttergottesbild steht mit dem Kindlein auf dem Arme, nach der Kirche. Musik bebte durch die graue Halle. Die reinen Klagetöne der Nonnen auf umgittertem Chore trugen den Geist wie auf Taubenschwingen. Von dem Hochaltare, mitten unter den alten Zähringer Grabsteinen, den hingestreckten Gestalten fürstlicher Ritter und Aebtissinnen, gewahrte man eine schwarzumhängte Bahre. Als das Requiem verklang, hoben dieselbe Männer von den Stufen auf. Ein Zug bildete sich unter großem Zulaufe, meist Landvolk. Man sperrte die Gartenthüre weit auf. Schuljugend voraus. Vor dem Sarge her eine Klosterfrau im Gewande der Cisterzienserin, ein großes Kreuz im Arme, das gar schwer schien, denn sie vermochte es kaum zu tragen. Der Sarg war kurz und schmal, man sah, es mußte ein kleines zusammengeschrumpftes Nönnlein darin liegen. Sie

hatten ihn, statt mit den überall um uns duftenden Blumen, mit Flittern aufgeputzt, z. B. mit den gewissen glitzernden, grünspanfarbenen Blättern. Die Schwestern folgten reihenweise in ihren Kutten von schwarzem und weißem Wollenzeuge, und gaben, in solcher starren Verpuppung durch die lange Zeile blühender Rosenbäume und Hecken hinschreitend, einen beklemmenden Gegensatz zu dieser freien, frischen Natur.

An der ein Halbrund zeichnenden Rückwand des Gartens ragt das Kruzifix von Stein, wie aus einer Mauer von saftigrünem Lebensbaume. Des Heilands Füße ruhen auf einem geflügelten Engelkopfe. Weiter unten auf dem Sockel, zu welchem Stufen führen, ein Todtenschädel, als etwas Untergeordnetes, Ueberwundenes, mit der Sanduhr und den eingegrabenen Worten: „Jesus unser Trost.“ — In der Weihwasserschale daneben sammeln sich die Thränen des Himmels, seine Thau- und Regentropfen. Zu beiden Seiten fassen Hecken, auch von diesem bedeutungsvollen Lebensbaume, zwei beetartige Räume ein, aus denen nur hin und wieder ein niederes Holzkreuzlein, gleich einer Wundnarbe, zwischen hohen weißen Rosenbüschchen vorschaute, wo Knospe sich an Knospe wiegte. Auf den Hecken lagen feine Spinneweben, welche den glänzenden Thau aufgefangen hatten, als wollten sie mit ihrem Silberflore die stillen Gräber noch heimlicher umspinnen. Oder an die zurückgelassenen Schleier der Schlummernden mahnen, die abgelegten Schleier der Nonnen, welche da wo sie hingegangen jener nicht bedürfen. Bei diesen Gräbern und weißen Rosensträuchen ward der Sarg hingesetzt. Der Klostergeistliche sprach, mit näselnder Stimme zwar, einige

gute, kurze Worte. Die Schwestern schienen fast gleichgültig. Nur eine bemerkte ich, die beinahe zusammenknickte. Ein greises Antlitz. Sie mußte sich an die Mauer lehnen, an die Tapete von Lebensbaum, als sich die Nonnen um die schwarze Grube aufstellten. Nie habe ich so weinen sehen! Ich mußte heftig mitweinen, ich konnte mir nicht anders helfen . . . . .

Nachher erkundigte ich mich nach der alten Klosterfrau. Die Eingesenkte war eines Organisten Tochter, Benedikte, und die Andere ihre Freundin, Mutter Alexandrine. Sie waren aus Einem Dorfe im Schwarzwalde, Kindheitgespielinnen, hatten sich nie getrennt. Die Verstorbene hatte wegen der Andern, und mit ihr, den Schleier genommen. Dreiundsechszig Jahre waren sie hier zusammen gewesen, immer in Treue und Eintracht. Sie mochten beide über achtzig Jahre zählen. Die Ueberlebende war drei Jahre jünger. Was war ihr nicht alles jetzt zu Grabe getragen! Sie weinte aber auch so heiß, mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß man sich fragen mußte: für was sie denn im Kloster war, warum sie denn ins Kloster gegangen, wenn ihr Herz doch noch auf Erden an etwas so hing? Und dabei das hohe Alter! Du arme kindische Nonne — solcher Schmerz, wo du doch so bald folgen kannst? Und es ist ja gar nicht wie eine Trennung — nur die Paar Schritte aus der Zelle in den Garten.

Theilnahme an der greisen Nonne trieb mich bald, meinen vorlängst im Kloster angekündigten Besuch zu beschleunigen. Ich hatte mich heute von allen meinen Bekannten

des Salons und der Promenade losgemacht, von dieser ganzen wie Champagner brausenden und flüchtigen Gesellschaft. Selbst von Freunden und Verwandten; dem jungen Paare, das die Flitterwochen in der „brillanten Saison“ verschwärmen wollte: Graf Hugo, der Ritter und Poet, und meine reizende Julie mit den langen blonden Locken, die noch den gestrigen Ball ausschlief, auf dem sie in ihrem duftigen Florgewande wie eine Rosenwolke schwebte; Nachmittags in dem eben von Paris angelangten Amazonenkleide mit einer russischen Cotterie auf die Favorite, das spiegelreiche Rokoko-Schloß der Markgräfin Sybille aus der Puder- und Porzellanzeit: zum Frühstücke zu reiten dachte.

Es war heute der Annentag. Die alte, gothisch restaurirte Grabkapelle, die sich zu Lichtenthal, gegenüber der Kirche, an das Waisenhaus lehnt, stand offen. In dem durch Glasgemälde in warmer Dämmerung gehaltenen Gewölbe, wo aus goldnen Wandtafeln heilige Frauen mit demüthig gesenkten Augen sich herabneigen, in der Mitte ein steinerner Rittersmann ruht, die Füße auf einen Löwen gestemmt: feierte der Priester in großem Ornat, bei Kerzenlicht, unter Weihrauchwolken, von zwei Chorknaben bedient, das Meßopfer, zum Gedächtnisse der vor zweihundert Jahren verstorbenen badischen Prinzessin Anna. Etwa im Centrum vom Gotteshause, auf den Steinplatten des Bodens, findet man ein Herz eingegraben. Darunter schlummert das ihre mit noch andern des Zähringer Fürstenstamms, dessen Herzen geraume Zeit hindurch zur Beisetzung hierher gesandt wurden.

Von der Kapelle eilte ich schräg über den Hof an die Klosterpforte. Drei Rosenbäume blühten neben ihr und

reichten mit ihren Kelchen voll süßen Aroms bis in den ersten Stock hinauf. Es sah eigenthümlich schön aus, als wüchsen die Rosen in die Zellen hinein. Ein blasses stillfreundliches Gesicht lugte durch den Schieber der Thüre; die Klostermagd Dorothea, die schon zwanzig Jahre den Schwestern dient, und, wie sie mir selbst später einmal gestand', große Ehre darin sucht, nicht zu ihnen emporstrebt. Sie kam, nachdem sie mich bei der Aebtissin angekündigt hatte, zurück, mir aufzuschließen, und geleitete mich die Treppe hinauf, durch lauter braungebohnte, vornehme Thüren auf das Parket des Sprachsaals, den ein eisernes Gitter mit durchsichtigen Ranken loggienartig in zwei Hälfte scheidet. Innen und außen stehen hochlehnige Stühle von Tuch, mit Nägeln beschlagen. Wie fast schauerlich lebendig die Bildnisse der Aebtissinnen an der Wand jenseits von dem Erzgeflechte! Eine jener alten Fürstinnen besonders blickt ziemlich gespensterhaft herüber. Während ich das Porträt der jetzigen Aebtissin betrachtete, trat sie überraschend, leibhaftig, wie noch einmal aus dem Rahmen, durch eine innere Thüre herein, von ihrer Schaar begleitet.

Es mochten ungefähr 16 Nonnen sein, die mit ihr an das Sprachgitter kamen — die Zahl der Eingekleideten darf 18 nicht übersteigen. Mehrere Gesichtlein sahen ganz rosig unter dem schwarzwollenen, weißausgeschlagenen Schleiertuche vor. Andere, ohne ein Aederchen, wie Alabaster, so bleich, daß man die Haut kaum von den weißen, bis zu den Brauen herabreichenden Stirnbinden, und den blendenden, eng um die Wangen bis an das Kinn gefalteten Streifen unterscheiden konnte, der manches liebliche Oval umschloß. Die stolze Stirne, das klassische Profil, der

träumerisch schwimmende Blick unter langen schwarzen Wimpern jener schlanken, etwas im Hintergrunde sich haltenden Nonne, erinnerte mich an die Cousine meiner Julie, an Margarita, welche jetzt auf der Villa im Golf von Neapel weilen mochte.

In vielen Augen glaubte ich heiße freundliche Kinderneugier zu entdecken. Welches Fragen und Antworten auf einmal! Die Einen erzählten von ihren Beschäftigungen, vom Unterrichte der Kinder, dem sie ihre meiste Zeit weihen; die Andern von dem heutigen „Rekreationstag", den ihnen stets dieß Sankt Annenfest brächte, und wie die Prinzessin Anna vor 200 Jahren eine Stiftung gemacht: daß an ihrem Tage, bis auf diese Stunde, jede Nonne ein gebratenes Hühnlein bekäme. Oder von dem sechshundertjährigen Klosterjubiläum, das man vor einigen Jahren mit der Maifeier begangen. Auch versäumten sie dabei nicht, auf das Geschenk zu zeigen, womit ihr Großherzog sie bei diesem Anlasse begabt: Ein Gemälde der wackern alten Künstlerin Ellenrieder zu Constanz — der Engel, welcher in seiner Schale die Thränen der Leidenden von der Erde zum Himmel trägt.

Das uralte Mütterchen hatte ich alsbald wieder herausgefunden. Das kleine Antlitz glich vergelbtem Pergament. Die freilich sehr zugespitzten Züge verriethen doch immer Feinheit der Linien. Die mächtiggroßen dunklen Augen hatten noch Glut. Sie verstand mich nicht gleich als ich ihr meinen Wunsch äußerte, sie mehr zu kennen; da ich aber ihrer Freundin erwähnte, kam plötzlich Bewegung in die Miene der gebeugten Klosterfrau. Halblaut sagte sie mir, ich möge sie nachher unten in der Kirche

erwarten, wo wir uns allein sprechen könnten. Vorher wollte mich die Aebtissin noch in ihre Zelle führen. Wie traut diese, durch einen grünen Vorhang von dem Schlaf- und Betkabinet getrennte Stube, mit ihrem Thonofen, ihrer alten silbernen Uhr, den seltenen, vor den Fenstern gepflegten Blumen, den vielen frommen oder liebevollen Andenken, welche die Mauern schmücken! Unter Letzteren auch ein, das Wohngemach der Großherzogin Stephanie darstellendes Aquarel. Durch ein Schiebfensterchen durfte ich auf den blankgebohnten, reichgeschmückten Chor hinausschauen.

Auf diesem Chore beteten, als ich später in die Kirche wanderte, die Nonnen oben laut. Wie Geister gemahnten mich diese Stimmen der Unsichtbaren. Ich mußte darüber sinnen, wie jede Einzelne ein Schicksal, ein Herz hat, und wie das alles doch jetzt zugleich in das große Ganze zusammenfließt, in der rechten Heimath sich eint, gleich tausend Bächlein in einem Strome, dem Meere zu. Die Schwestern schwiegen und ich hörte sie fortgehen, alle ihre Schritte, merkwürdig mannigfach und einförmig zugleich, Tritt um Tritt, in jedem eine Geschichte, eine Charakteristik. Dann wurde die Thüre oben zugemacht und alles war grabstumm. Ein Bauernweib mit schneeweißem Haare lag auf beiden Knieen vor dem Seitenaltare, mit gefalteten Händen so rührend emporblickend, so inbrünstig, daß etwas in mir sprach: Volk, wohl dir, dem seine Kirche so beten lehrt! ......

Nur das Rauschen vom Wasserfalle der Oos tönte, als auch der schwere Schuh des Bauernweibs verhallt war, in das tiefe einsame Schweigen. Ich betrachte das sachte

Schaukeln der weit von der Decke herabgelassenen silbernen Ampel. Ein Schwälblein hat sich oben in diesem steinernen Himmel verflogen. An der Seite knarrt ein Pförtchen. „Das ist sie!" — Nein, eine blutjunge Nonne. Leise, wie ein Geist geht diese, ohne mich in meiner Ecke zu gewahren, durch die Kirche, füllt die ewige Leuchte neu mit Oel, läßt sie dann wieder an der Schnur emporschweben in das Gewölbe und kniet, so oft sie, bei dem Geschäfte, am Altar vorbeikommt, in stiller Grazie auf die Stufen. Noch einmal knarrt das Pförtchen. Endlich Mutter Alexandrine! Wir setzen uns in den geschnitzten Chorstuhl. Dicht an meine Seite gerückt, meine Hand in ihrer kleinen, mumienhaften, ihr laraschwarzes Auge, in dem es noch seltsam von Naturgeist sprühte, nah in meines gesenkt, erzählte sie mir was folgt, nur daß ich es leider nicht mehr genau mit ihren Worten wiedergeben kann.

Wie ein blauer Riesenkranz schwebten die Berge im Aether. Allmählig erglühten ihre Kuppeln, als wollten sie Abendandacht halten, und mit den letzten Sonnenstrahlen flog wie ein Goldregen auf die Schlucht nieder eines jener Seitenthäler, welche sich am Fuße vom dunkeln Kniebis schlängeln. Unter weißen Obstbäumen, die großen Sträuchen glichen, und durch deren Blütenäste ein schlanker Kirchthurm funkelte, saßen zwei Kinder auf der Wiese, und über ihnen schlugen die üppigen Halme fast wie Blumenwellen zusammen: Ein kleines, kaum vierjähriges Ding, und ein älteres Mädchen mit blonden Flechten, das, auf beiden Knieen kauernd, sich zu dem schwarzen lachenden Kraus-

köpfchen und seinen Spielen mit Steinchen und Blättern beim Summen und Schwirren von tausend Insekten niederbeugte; schlicht und sanft von Zügen, einem Schutzengel nicht unähnlich. Es durften ihr nur Flügel wachsen. Beide Gesichtchen schwammen selig im Abendscheine, der das Lockenhaar der Jüngern wie mit einer Glorie umfloß. Seitwärts an der Hecke gegen den Zaun und die offene Gartenthüre stand eine schmächtige Frau mit regelmäßigen, aber sehr bleichem Oval und schwerniederhängenden Zöpfen, die eben ein Stück Leinwand zusammengerollt und ihren runden, mit schwarzem Sammetbande gezierten Strohhut um den Arm gebunden hatte. Ihr Auge leuchtete hinüber auf die verklärte Kindergruppe im Grase, und im Betrachten schien das junge Weib unwillkührlich die feinen aber braungebrannten Hände in einander zu falten. Sie konnte sich gar nicht satt sehen, mußte sich mit Gewalt losreißen. „Beata!" rief die Pächterin zuletzt dem Organistentöchterlein, „gelt, gib mir halt recht acht auf meine Kleine, bis ich wiederkomm', ich hol' sie gleich." —

So ward das schöne, etwas kränklich überreizte Pächterkind oft und immer öfter zur Hut der stillen, verständigen Gespielin vertraut, welche das wilde und doch liebreiche Klärle wie ein Püpplein hegen und pflegen und sich an ihr selbst erziehen mochte; um so mehr als Beatas Vater, der Organist mit Brille und Glatze, seine Tochter ganz über seinen Noten und lateinischen Büchern vergaß, und seit der Mutter Tod, die ihren Säugling kaum noch auf den Armen wiegen konnte, eine bejahrte treue Base in Haus und Hof schalten ließ. Das Mädchen lebte und webte in dem Schützlinge. Da war nichts was sie nicht um ihn erduldet hätte,

um bei ihm zu sein, um ihm eine Thräne des kleinen Zornes oder Schmerzes zu ersparen, oder ein Lächeln durch eine Blume oder Beere zu entlocken: Sonnenbrand, Sturm, Schnee, Schelte, Spott. Denn die Schulgenossen lachten sie nicht wenig aus, daß sie nur mit einem so viel jüngeren Kinde spielen wollte und sich stets mit ihm schleppte. „Du bist ein Narr“, sagte die Base Lene, inindem sie sich den Taback vom Brustlatze und dem Schürzenbande abstäubte; „für dein Klärle thätest du stehlen, und um einen herzhaften Kuß von ihr die himmlische Seligkeit verkaufen.“ — Beata ließ Alle reden, und war vergnügt, wenn das Kind in muthwilliger oder eigensinniger Liebe seine Aermlein um ihren Hals warf und sich an sie hing.

Einmal hatte die Pächterin beiden erlaubt, die Ziegen hinauszutreiben. Die braunen, gemsenähnlichen Thiere kletterten mit ihren feinen behenden Füßen emsig knuspernd am steilen Hange auf und ab, wo unten die Lierach kristallhell von ihren Bergsprüngen ausruht, und nur noch, um nicht ganz einzuschlafen, in silbern aufspritzenden Wellen mit einzelnen Felstrümmern tändelt. Es ist heute so würzig außen unter dem cyanenblauen Himmel. Beata hat sich mit ihrem Strickzeuge auf eine Steintafel gesetzt, die von lichtem Moose überzogen, mit Epheuranken reich überhängt, einem Heldengrabstein aus der Urzeit gleicht. „Komm', Klärle, da setz' dich her, ich hab' dir mein Halstuch auf das Gras gebreitet, da kannst du spielen am Boden.“ — Sie zieht bunte Fleckchen von Tuch und Zitz, auch Schnitzeln von Goldpapier aus der Tasche. „Oder ich will dir etwas erzählen, das Mährlein von der Mummelnixe, gelt?“ —

Aber Klärle will nichts davon wissen und hetzt sich, laut aufgrillend vor Lust, mit den Schmetterlingen, weißen und gelben und blauen, um die Wette über Glockenblume und Tausendschön und Farrenkraut . . . . . „So, bleib nur wenigstens da drüben auf der andern Seite“, spricht Beata, während sie die Nadeln eifrig dreht, kein Auge von dem Flüchtlinge wendend; „und spring mir ja nicht zu den Ziegen. Du müßtest jämmerlich zerschellen, wenn du hinabfielest, es geht gerade hinunter wie eine Wand.“ —

Da ist ihr eine Masche entschlüpft . . . . Klärle, während Beata den Hals bückt, in Einem Satze bei den Ziegen am Abhange. Die Andere, kaum daß sie es merkt, Strickzeug weggeworfen, ihr nach. Das Kind will ein am Rande hüpfendes Schwarzplättchen verfolgen, biegt sich hinaus, es zu fassen, verliert das Gleichgewicht, stürzt kopfüber, von der Nacheilenden noch am rothen Röcklein gepackt! Wenn es risse, ihr in der Hand bliebe! Beata hält den Athem an, die Ader auf ihrer reinen Stirne schwillt dunkel. Beata hebt und zerrt; jetzt will es ihr entschlüpfen, aber sie läßt nicht los, da zieht es sie nach, sie muß mit fort, hinunter in die Tiefe, wo die Lierach schäumt und murmelt, und Felszacken die Zähne blöcken wie ein Krokodilrachen. „Herr Jesu Christ, steh' mir bei!“ blitzt es durch Beata's Seele. Es gelingt ihr, mit der Linken — die Rechte ist in das rothe Kleid verbissen — sich im Sinken krampfhaft an ein niederes Dorngestrüpp zu klammern. Wenigstens für einen Augenblick Halt erreichend, läßt sie, gleichsam aus Eingebung, in alles verlierendem oder gewinnendem Wagen, die Hand vom Röcklein, um, wie durch ein Wunder: mit ihrem Arme den über dem Abgrunde schwebenden

Leib des Kindes zu umschlingen. In fast unglaublicher Anstrengung arbeitet sie sich und ihre Last empor zum Wiesenrande. Dort sinkt sie in die Knie; sie hat Klärle vor sich hin in das weiche, warme Gras gleiten lassen. Da liegt die Kleine mit geschlossenen Lidern, und wie Purpurblüten tröpfelt es seitwärts herab von ihrem schneeweißen Schlafe. In neuer Todesangst, wie noch einmal über dem Abgrund, beugt sich jene über das Kind. Klärles Augen lachen plötzlich zu der Retterin und zum Himmel hinauf. Klärle hat sich nur an einem Fels geritzt. Beata's Hände sind beide wund. Sie achtet nicht darauf.

„Das will ich dir nie vergessen", sagte die Pächterin, „daß du meines Klärles Leben mit Gefahr deines eigenen gerettet hast." — Die Frau, deren Wangen jetzt zuweilen von einem fliegenden Roth erglühten, das nichts Gutes verkündete, hatte nicht selten Thränentropfen an den schöngeschweiften Wimpern hängen, wenn sie das Kind, ihren Augapfel, betrachtete. Ein Leid nagte sichtlich an ihr. Es war eines von den heißen, fürchtenden Herzen, die nicht glücklich sind, nicht glücklich machen. Man konnte sie meist in sich gekehrt finden; besonders wenn ihr hübscher stattlicher Mann nicht daheim, der mit frischer Empfänglichkeit in das Leben hinausgriff, und auf seinen Geschäftswegen gern in Oppenau einsprach, da und dort, am liebsten bei dem Kaufmanne mit den vier klugen, schwatzenden Töchtern; noch lieber auf einer Mühle im Renchthale bei der runden, rosigen Wittwe. Als die Pächterin nicht mehr auf das Feld, ja sogar zuletzt nicht mehr in ihren Baumgarten gehen konnte, kaum noch vor Schwäche in den Hof, um sich unter die alte Linde zu setzen, wohin ihr Mann oft

sie sorglich führte, winkte sie einmal das Töchterlein des Organisten ganz allein zu sich her, denn das kranke Weib betrachtete die besonnene Beata nicht mehr wie ein Kind, fast wie eine Freundin. Das etwa elfjährige Mädchen mußte versprechen, Klärle nie zu verlassen, ihr wie eine Mutter zu sein. „Sie braucht es“, sagte die Pächterin. „Du glaubst nicht, was sie üble Nerven hat und unruhige Nächte, ein Erbtheil von mir. Wer weiß, wer in das Haus kommt! Mein Herr wird halt wieder heirathen; er ist jung, lebenslustig, und gefällt überall. Auch ist die Wirthschaft ja so groß. Aber ich sterb' ruhig, wenn du meiner Kleinen treu bleibst. Du bist deinen Jahren schon voraus, Beatle. Und sie ist dir ja so gut! Sie hat dich lieber als mich, gelt? Sie rührt kein Essen und Trinken an, wenn du nicht bei ihr bist, oder wenn du mit Andern gehst oder gar mit Fremden sprichst. O so lieb hat mich niemand gehabt all mein Lebtag lang!“ —

Die Kleinen mit ihrer grenzenlosen Zukunft vermochten sich aber doch die Möglichkeit der Scheidestunde, ihr Nahen früher oder später, durchaus nicht zu vergegenwärtigen. Wochen, Monate, wie dehnt sich das, ein Sommer, Winter, welche Zeiträume! Ein Jahr, zwei Jahr — eine Ewigkeit! Nichts störte im Heimathdörflein dieß Blumenleben ohne Anfang und Ende. „Kinder“, sprach die Base mit dem schwarzen Tipfelchen unter der langen Nasenspitze, über welches Klärle stets kichern mußte, „Kinder“, sprach sie mit ihrem breiten gutmüthigen Munde am hochroth aufgebundenen Rocken, und hob den magern Zeigfinger der Linken empor, während ihre Rechte die Spindel über den blankgefegten Estrich fliegen ließ — „so gut bekommt ihr's

nimmermehr wie jetzt!" — Die Mägdlein sahen ihre alte Lene mit großen Augen an, und meinten bei sich, es würde schon noch anders kommen. Klärle schüttelte ihr Krausköpfchen, lachte spitzbübisch, als wollte sie sagen: „die rechte Herrlichkeit fängt doch erst an". —

Wer sind die Jungfrauen, die sich vor Sonnenglut des Julitags in das Portal einer altersbraunen, wundersamen Spitzbogenkirche geflüchtet haben, hoch im Gebirge auf sammetgrüner Waldmatte, und sich umschlingend mit den runden Armen unter blütenweißem, an Handgelenke und Hals spitzenumkräuselten Linnen, in der Nische sitzen, so nahe aneinander geschmiegt, daß Eines die vom raschen Gange beflügelten Herzschläge des Andern zählen kann? Und der Vergißmeinnichtkranz, den sie am Wasserfalle sich gewunden und auf die Stirne gedrückt, wem steht er lieblicher, dem blonden oder dem schwarzen Köpfchen? Auf dem Rocksaume der Einen liegt ein weißes Hündlein, wie ein Symbol der Treue, aus Marmor. Man weiß nicht, ob die reinen Gestalten mit hineingehören in all das fromme Schmuckwerk von aufstrebenden Säulen, Pyramiden und Thürmchen, oder ob das ganze Heiligthum voll zahlloser Steinbilder, voll Ranken und Knospen, sammt Rose, Kreuz und Stern, wie es im azurnen Krystalle schwimmt, von hundert Schwälblein gleich glänzenden Bienen umschwirrt, nur als Rahme diene für die anmuthige Erscheinung. Vielleicht lassen sich die kindlichen Linien noch herausfinden; die trauten Schwarzwaldungen wiedererkennen: Bei Klärle wie rabenschwarzer Sammet, wie die Nacht, südlich durch=

blitzt. Bei Beata innig, blau wie der Himmel, aber wie ein Himmel voll Veilchen. Welche Weichheit in den Zügen, der Organistentochter, wie sanft die Lippe in dem mattweißen, kaum warmüberhauchten Gesichtchen, wie zart und rund zugleich der biegsame Körper! Kleiner als das aufgeschossene Pächtermädchen, deren feingewellte Haare sich auf einen blendenderen Hals ringeln, um Wangen, die wie Purpur glühen, von dem Emporklimmen in die Alpeneinsamkeit, zu dem Kloster, nach Allerheiligen, wo ein Muttersbruder Beata's unter dem Prämonstratenser-Orden lebt. Die in dem steinernen Blättergewebe voll Blütenkelchen und geflügelten Engelshäuptern, gleich schüchternen Tauben, hoch in Lüften an einander gedrückten jungen Wesen ahneten nichts von dem Gewitter, das gerade jetzt da unten in den Flächen des nachbarlichen Frankreichs tobte, von den Donnerstreichen der Revolution, deren Nachhall so bald diese friedlichen Mönche, wie verscheuchte Nachtvögel, in die fremde Welt hinaustreiben sollte. Nichts von dem Blitze, dem wirklichen Gottesstrahle aus der Wolke, der in Jahresfrist darauf und am Jahrestage der Stiftung selbst diesen Dom sammt der Vorhalle, welche nun ihren Schatten den Jungfrauen lieh, zerschmettern sollte; daß nur mehr Trümmer, vom Epheu über dem Scheitel des Bergwanderers gehalten, seine Brust mit wehmüthigen Schauern überfluten und ihm einen hingeschwundenen Traum zurückzaubern.

Das siebzehnjährige Klärle betrachtet, den fast noch kindisch feinen Leib etwas vorwärts geneigt, den Arm auf den Schoß, das Kinn in die Hand gestützt, die Gefährtin, die sich plötzlich zurückgelehnt hat an das Säulchen,

und in den Himmel schaut, als möchte ihr Auge Vogel werden und hinauffliegen. Sie legte die heiße Hand auf das silbergestickte Mieder, als wäre die Brust zu voll und müßte zerspringen. „Beata“, schalt die Andere, „du hörst ja gar nicht darauf, daß ich in das Kloster nach Baden will, zu den Frauen vom heiligen Grab, die das rothe Kreuz am Herzen tragen auf weißem Skapulier.“ — Plötzlich sprang sie, ein helles Jägerliedlein singend, um die Ecke, kehrte nach kleiner Weile wieder, kauerte zu den Füßen ihrer Freundin, wußte geschwätzig die Rede auf das Forsthaus drüben an der Fichtenkuppe zu bringen. Nebenbei auch auf den Sohn, der im Frühlinge von der Akademie zurückgekommen. „Ich gönne es den alten Leuten“, sagte Klärle, „er wird doch wohl bald bei seinem Vater angestellt.“ — Neues Verstummen, neuer Waldreim. „Weißt du wohl, Beata“, fing sie wieder an, als diese nichts that, ihr weiter zu helfen; „weißt du wohl, Beata, daß der Wilhelm eigentlich wie ein Prinz aussieht: so schlank, so hoch, das seidene Lockenhaar, ein so vornehmes Gesicht ..... solche Augen hab' ich noch gar nie gesehen. Er ist auch gar nicht keck geworden in der großen Stadt.“ —

Klärle war zu sehr von dem Gegenstande des Gespräches hingerissen, als daß ihr auffallen mochte, wie sie es eigentlich nur mehr ganz allein führe, und wie einsylbig ihre Gespielin plötzlich erschien. Letztere, deren Wange sich gleich einer Pfirsche gefärbt, da jene vom Forsthause begann, hatte wie aus Zufall den Kopf zur Seite gedreht, eifrig bemüht, einen Strauß auf den neben ihr liegenden feinen Strohhut der Freundin zu befestigen. Auf einmal überfällt diese mit beiden Armen ihre Beata, daß sie erschrickt,

preßt sie heftig an sich und flüstert an ihr Ohr: „Wenn er eine Andere liebt, wenn ich ihn nicht bekomm', dann bring' ich mich um, ich schwör' es!" — damit war sie schon wieder fort, der unter der Klosterkirche rauschenden Lierach zu, in welche das stürmische Mädchen regungslos starrte, bis ihre Genossin sie an der Hand nahm, und zur Heimkehr trieb, damit man sich zu Hause nicht ängstige.

Beata war nicht umsonst vorhin so still. Während Klärle über den Förstersohn sprach, fühlte jene plötzlich Eiskälte um ihr hochpulsendes Herz. Gestern Abend — die Sonne war eben hinunter — goß sie ihre Beete im Gärtchen hinten am weinumrankten weißen Hause mit grünen Läden. Da sieht sie den jungen Jägersmann — so weit wie er ragt Keiner über die Hecke — eilig vorbeirennen am Zaune, muß in sich hineinlachen, denn es ist nicht das erstemal heute, daß er da außen lauft; sie hat ihn schon seit Wochen beobachtet, und wenn er sich unbemerkt glaubt, schleicht er langsam und neugierig. Eben hält er an und thut, als ob er sie jetzt erst gewahre. Er steht ganz im Abendroth. „Jungfer Beata", spricht er, und hüstelt ein wenig und reißt die Mütze herunter; „wenn es nicht unverschämt wäre, möchte ich Sie wohl um eine von den dunkelrothen Nelken da bitten. Ich suche schon lang so eine Nelke und ...." Er stockt, ungewohnt zu lügen. Das Mädchen hat die kleine Hand schon nach der Blume ausgestreckt, aber er bittet, eintreten und auch die andern betrachten zu dürfen. „Jungfer Beata", sagt er schüchtern, „ich hab' noch etwas auf dem Herzen." — „Kommen Sie, wir können dabei ausruhen", entgegnet sie, und führt ihn, sehr beklommen, auf die Bank vor der Gaisblattlaube.

Er zerrte seine Mütze mit der Pfauenfeder in beiden Händen, und fuhr sich durch die schönen braunen Haare, die er ungepudert aus der Residenz wieder mitgebracht. Auf einmal sah er das Mädchen ganz groß und muthig an aus seinen stolz und warmleuchtenden Augen. „Ich will es frei und offen sagen", begann er; „ich bin Ihnen gut, und meine Mutter möchte auch, daß Sie mir gut werden, damit ich hier bleibe und wir zu den Eltern ziehen." — Beata hob langsam die Lider und schaute ihn mit ihrem gewohnten Blicke von unten herauf und doch so grundehrlich an. Er merkte wohl, daß sie zitterte, nicht blos vor Angst, noch mehr vor Freude. „Beata!" — „Wilhelm!" — Er legt den Arm sacht um ihr Mieder. Sie lehnt ein klein wenig, ganz leise nur, das Köpfchen an seine Schulter, nur eine Minute, als wollte sie sich selbst entfliehen, und doch mit so unendlichem ach! so seligen Vertrauen. Wie süß athmen die Jerichorosen! Was flüstern die Vöglein im Gezweig? Ami, das schneeweiße Hündchen, das sonst, außer Klärle, Jeden anbellt, der auf Beata zukommt, war schon vorhin den Beiden wedelnd gefolgt und hat sich ganz dicht zu ihren Füßen hingeschmiegt. Hand in Hand sitzen sie so schweigend, noch eine Minute. Wilhelm küßt die dunkelrothe Nelke und ist fort.

Beata steht noch lang und sieht in den goldnen Westen. Wie süß athmen die Jerichorosen! Was flüstern die Vöglein im Gezweig? Horch! eine Nachtigall. Es ist dem Mägdlein, als höre sie die Nachtigall jetzt zum erstenmale singen. Sie küßt auch noch eine dunkelrothe Nelke. Sie hätte ihr Gesicht jetzt immer in eine Blume drücken mögen.

„Nur nicht schlafen", denkt sie, „nur heute nicht." — Wenn es doch schon Tag wäre! Wie dem Klärle beibringen, daß ihre Beata sich an jemand anders verschenkt? Aber ihrer alten Lene vertraut sie es am Morgen, daß nächsten Sonntag der Förstersohn zum Vater komme ......

Vorhin also unter dem Kirchenthore war auch schon der Blitz eingeschlagen — in ein Herz. Beata dachte gleich an ihr Versprechen, das sie einer Mutter gegeben, und hat sich im Augenblicke, da ihr das junge Klärle jene Worte in's Ohr raunte, auch etwas geschworen: dem Wilhelm nie zu gehören! Auf dem Heimwege bleibt ihr Zeit, ihrem schweren Kampfe nachzusinnen. „Mein Klärle!" wiederholt sie in sich hinein und wagt das Mädchen nicht anzusehen vor lauter Mitleid.

Auch heute steht Beata wieder dort im Garten, mit der leeren Gießkanne, lang, und schaut in das Abendroth, in welchem sich jetzt nur Aeste und Blätter dunkel ausschneiden. „Wilhelm!" sagt sie noch einmal leise vor sich hin. Wie süß athmen die Jerichorosen! Was flüstern die Vöglein im Gezweig? Und die Nachtigall ..... Sie flieht vor der Nachtigall, flieht in ihr dunkles Kämmerchen. Wenn es doch nie mehr Tag würde! Heute küßt sie keine dunkelrothe Nelke mehr ......

Am zweiten Tage nachher waren die Mädchen abermals weit in das Gebirg hinaufgestiegen, um Erdbeeren zu suchen. Als sie an der Quelle gerastet, die aromatische Frucht auf Blätter in die Körbchen gelegt hatten, erzählte Beata, um ihr melancholisches Klärle zu erheitern, die Sage

vom Eselsbrunnen, wie der alte Organist sie zu wiederholen pflegte. „Hast du noch nicht auf dem Steine die Inschrift gelesen?“ sagte seine Tochter.

„Anno 1191
Ward hier ein Esel durchgeführet,
Von diesem Huf der Brunn herrühret.“

„Die Herzogin Uta von Schauenburg“, fuhr sie fort, „Enkelin der Zähringer, wollte ein Kloster des h. Norberts stiften. Nur wußte sie nicht recht wo, beschloß, nachdem vergeblich alle Räthe befragt waren, die Wahl demüthig der Schickung zu vertrauen; ließ auf der Burg zu Gaisbach ein Eselein mit einem Geldsack beladen und seines Weges ziehen. Es trabte munter fort. Dort auf der Höhe, dem Sohlberg, blieb es stehen, schlug mit seinem Huf den Boden und eine klare Quelle sprudelte hervor. Eine halbe Stunde weiter warf es am jähen Hange den Sack herunter, der zur Tiefe kollerte, wo das Wasser über Felsen schäumt. Hier hat man das Kloster gebaut. Der Herzogin einziger Sohn, Gerungus, war der erste Abt. Wart' ich will dir einmal im Klostergarten sein und seiner Mutter Bild zeigen. Auch die Trümmer der Ursulakapelle, die, weil das Eselein am Tage dieser Heiligen ausgetrieben worden, man an dem Orte errichtet, wo es den Sack abgeschüttelt.“

Unter solchen Worten erreichten die Beiden bergabwärts ein Waldthal voll Unschuld und Vergessen. Am Bache stand ein schlanker Jüngling und fing die silberne, rothgetupfte Forelle. Ami sprang, mit seinem federartigen Schweiflein wedelnd, dem Fischer entgegen. Sie kannten

ihn nur zu gut. Es war Wilhelm. Wie erschracken drei Herzen, freudevoll oder schmerzlich! Er nahm sein Netz voll flimmernder, todesbanger Fischlein auf die Achsel und begleitete die Jungfrauen herunter zu den Wasserfällen, wo die Lierach sich jauchzend oder verzweifelnd über den Granit stürzt. Alle drei bleiben ziemlich stumm. Nur daß Klärle ungewöhnlich viel lachte. Der Forstmann war schon glücklich, neben Beata hinzugehen auf dem blumigen Wiesenteppiche. Zuweilen wagte Wilhelm sie heimlich anzuschauen. Klärle mußte es doch gewahrt haben; ihre Mienen umdüsterten sich. Der Pfad fing jetzt an sehr steil, ja gefährlich zu werden, denn damals war diese schauerlich-romantische Naturscene in Felseneinsamkeit noch nicht entdeckt und zugänglich gemacht für den Touristen, welcher jetzt aus dem cosmopolitischen Bade zu ihr pilgert und sich oben in dem neben der Klosterruine erstandenen Försterhause labt. „Die prächtigen Wasserstrahlen!" sagte Wilhelm, „und jeder von den drei Fällen ist wieder anders. Der Eine schäumt herab. Beim dritten fällt's in lauter Krystallen. Seht dort das vertrocknete entwurzelte Fichtlein, das kopfüber vom Gestein hängt." — „Das Fichtchen hat Durst gekriegt, und wollte sich ins Wasser stürzen und ist verschmachtet", kicherte Klärle, die sich ganz ausgelassen zeigte, Muthwillen trieb an der Zigeunerhöhle, durch deren engen schwarzen Spalt Beata nur mit Grausen in die weite Wölbung lugte.

Die drei Wanderer kletterten jetzt in der berauschenden Alpluft, beim wildmelodischen Tosen der Flut, die wundersam ihren Rhythmus hat, am zweiten Wasserfalle, wo der Studentenfels starrt, der seinen Namen von Studenten hat, welche oben auf der Klippe ein Rabennest ausnehmen

wollten und sich am Seile niederließen; einer von den lustigen Brüdern zerschmetterte ...... „Was für schöne dunkelrothe Blumen dort an der Seitenwand!" rief Beata. Wilhelm sprang sogleich gegen das drohende Riff und suchte, trotz allen Einwendungen und Bitten, empor zu klimmen, wo die Purpurkelche luftig aus grünem Moosflecke nickten, von überhangendem Gefels beschirmt. Obwohl noch weit von der Spitze, war die Stelle doch schon halsbrechend genug. Beata mußte die Augen wegwenden. Sie athmete auf als Wilhelm zurückkam, ihr die Blumen hinstreckte. Klärle war bleich und roth geworden, wie der Jäger auf ein Wort ihrer Gespielin gleichsam so in den Tod für sie sprang; und als Beata sich eilte, der Freundin, auch von den verrätherischen Blüten anzubieten, schüttelte diese fast mit wildem Stolze das Haupt.

Wilhelm schied von den Mädchen am Fuße des Berges, wo der Pfad nach dem Dörflein einbiegt. Sie eilten doppelt, das Pächterhaus zu erreichen, weil Beata versprochen, heute bei Klärle zu übernachten, auf den Wunsch des nach Oberkirch fahrenden Pächters, der keine Fremde in das Haus geführt hatte, wo alles noch unverändert stand seit dem Tode seiner lieben Schwermüthigen, ihr gewohnter Sitz, das Tischchen, an dem sie arbeitete, ihr kleiner Spiegel, ihre Kunkel mit verbleichten blauen Bändern, alles: aber immer noch oft nach der Mühle und nach Oppenau zu gehen pflegte.

Die Dirnen legten sich bald gemeinschaftlich zur Ruhe. Als Beata auf ihr Kopfkissen sank, begann Streit in ihr.

„Darf ich denn aber auch über sein Glück entscheiden, sein Herz wund reißen, zum Zorne stacheln?" fragte sie sich. Sie ward fast wankend. Sie glaubte etwas wie ersticktes Schluchzen gehört zu haben; mochte sich aber doch täuschen. „Nein, ich kann dich nicht lassen!" wimmerte sie beim Einschlummern. Mitten in der Nacht wacht sie fieberhaft auf. Sie schaut nach Klärles Bettlein hinüber. Der Mond scheint auf die Decke — es ist leer. Beata besinnt sich, wie schon die Pächterin ihr geklagt, daß die Kleine zuweilen, nach Aufregungen, im Schlafe wandle. Die Freundin kleidet sich rasch an. Sie will nicht gleich Leute wecken, forscht im Haus, Hof und Garten. Die Hinterthüre ist angelehnt. Beata rennt hin und her. „Ami", ruft sie dem Hündlein zu, das ihr folgt, „hilf mir suchen . . . . Klärle, Klärle!" schreit sie lang in die Nacht hinaus, je weiter sie sich vom Dorfe entfernt. Ami lauft vor ihr her. Ist es der Instinkt ihres Herzens, oder der vielbewährte des Hundes, was sie in der heute schon einmal betretenen Richtung, beinahe unbewußt an den Berg leitet?

Plötzlich sieht sie sich wieder an der Lierach. Die Wasserfallmusik rauscht durch die Stille. Bebende Lichter streut der Mond über die Tannen, und in dem flüssigen, geheimnißvollen Kristalle blitzt es auf, als öffneten sich Nixenaugen. Was ist dort oben auf dem riesigen Felsblocke, senkrecht, schwindelnd hoch über dem aufzischenden Schaume — die lange, blendende Gestalt? Ein Geist oder Klärle? Beata weiß nicht, welches von beiden sie mehr fürchten soll. „Klärle!" will sie aufkreischen. Aber ihr fällt bei, daß man Nachtwandler nicht mit dem Namen aufschrecken dürfe. Sie beugt die Hand streichelnd zum Hündlein hinab, welches

sein Auge nicht von ihr läßt, und verbietet ihm durch Wink, einen Laut auszustoßen.

Ja es ist Klärle, jetzt steht sie ganz kenntlich da im Mondglanze. Die schwarzen Locken weit aufgelöst, vom Nachtwinde bewegt. Sie hat nur ein Röckchen über ihr um Hals und Hände gefälteltes Hemd geworfen. Die nackten Füße schimmern wie Marmor auf dem Gesteine, „das ist die Strafe, weil ich noch gesäumt, ja sogar geschwankt, nicht sogleich meinen Schwur vollbracht", warf sich die Jungfrau vor . . . . . . Heilige Maria! Sie beginnt herabzuschweben . . . . . . Sie wird sich spießen an den Felszacken . . . . . . Und jetzt, an der schroffen Glätte dieser Wände, können denn da die Zehen eine Ritze finden, um sich einzuklammern, die Finger ein Alpenkraut um sich anzuhängen? . . . . Beata möchte warnen, flehen, aber sie drängt den Nothschrei, der stärker werden will als sie selbst, mit Todespein in die Brust zurück. Sie sieht schon den zerschmetterten blutigen Leib unter den Fichten am Fuße der weißen Stämme liegen, oder fortgerissen vom Wirbel in ein unergründliches Felsengrab. Ihr ist, wie halb im Wahnsinne, als wäre sie wieder, ein Kind, an der Lierach, bei jener ersten Todesgefahr; als nicke ihr drüben vom andern Rande die Pächterin aus dem Dunkel gespenstisch zu. „Herr Jesu Christ, steh mir bei!" — Sie thut ein heiliges Gelübde, sich von dem Geliebten für immer loszusagen, ihm sogleich jede Hoffnung zu nehmen; wenn nur das Klärle gerettet wird;

Und sieh! leicht, sicher, als breiteten sich ihr Hände eines Schutzengels unter, gleitet die Träumerin herab. Jetzt steht sie, gleich einem weißen Bildhauerwerke, auf der letzten Stufe, mitten im wogenden Element. Jetzt, zierlich

wie im Eiertanze die Zigeunerin, schreitet sie von Stein zu Stein an das schilfbekränzte Ufer. Schnurgerade bewegt sie sich gegen Beata hin. Die faßt ein Grauen vor den weitgeöffneten großen Augen. Ami schnobert an den nackten Alabasterfüßen. Jene überwindet die Furcht, und mit ihren warmen Armen umfängt sie die starre Dirne, lispelt schmeichelnd und weich: „Mein Klärle!“ — Da ist's als ob ein Zauber gebrochen. Diese fängt an zu zittern, gleich einer Espe, und birgt ihr Gesicht am Busen der Freundin, welche die schon halb Verlorene plötzlich so nah, so sicher an sich gedrückt fühlen darf.

„Seit gestern seh' ich erst, wie unglücklich das Klärle geworden wäre“, sagte Beata am andern Morgen zu sich selbst, als sie durch die Akazienreihe im Dorfe über den Steg nach ihrem höhergelegenen Hause bei der Kirche zurückkehrte; „und wie ihr armes Herz in zweifacher Eifersucht brennen muß.“ — Sie will jetzt alles gleich dem Wilhelm schreiben: daß sie nie die Seine wird. Daß er sie aus dem Sinne sich schlagen soll .... Aber er darf nimmermehr wissen warum. „Guter Wilhelm, wie wird es deinen Stolz kränken — Lieb' und Treue so zurückgewiesen! ..... Wird er mich hassen?“ .... Es ist die höchste Zeit: schon Freitag! Sie fängt an zu schreiben, schöne, feine Schnörkel zu malen, wie es sie der alte Organist streng gelehrt. Nie ist ihr eine Arbeit saurer geworden! Freitag! .... der glatte weiße Bogen, den sie aus dem hintersten Fache im Schränklein vorgeholt und zierlich gefaltet hat, wird ihr zum Golgatha. Und es bleibt

nicht bei dem Einen Bogen; sie muß noch einen holen, zwei; muß die herben Zeilen dreimal schreiben, weil immer Tropfen darauf gefallen sind, so salzig, so brennend, als wollten sie die reingezogenen Buchstaben und Schnörkel wieder herausätzen . . . . . . Endlich war der Brief fort, durch den kleinen Bäckerfranz, der sein Lämmchen in die Schlucht gegen das Forsthaus hinaus trieb und, seinen Stecken in der Hand, mit den staubigen blassen Füßen so flink fort lief mit dem Schicksalsblatte, so flink . . . . Die Seele des Mädchens war in dem Blatte . . . . . .

Gegen Abend springt zu ihr athemlos Klärle die Stiege herauf in das Kämmerlein, in das die Reben zum Fenster herein langen; und obwohl die Beiden ganz allein sind, flüstert sie: „der Förstersohn geht fort, in die weite Welt. Er will über die Grenze, nach Paris. In die Revolution, heißen sie es. Seine Mutter hat es der Nachbarin Lise unter strömenden Thränen erzählt.“ — Jetzt wußte Beata, daß er ihren Brief richtig erhalten...... Klärle sprudelte alles auf einmal heraus mit flammenden Blicken: „Wie schäm' ich mich! Alle Leute werden es mir von der Stirn' lesen. Keinen Andern nehm' ich. Das überlebe ich nicht! Die Trennung ertrag ich nicht!“ — Sie will sich umbringen oder in ein Kloster gehen. „Fort muß ich, fort aus der Welt! ... Wär ich bei dir, du liebe Mutter, im kühlen Erdengrund; du warst auch nie glücklich, gelt?“ —

„Nur nicht umbringen, nur nicht solche Sünde..... lieber ins Kloster!“ fleht Beata. — „Ja, wenn du mir versprichst, mit mir in's Kloster zu gehen, dann schwöre ich dir, mich nie umzubringen. Ja, wenn du bei mir bleibst!“—

Jene denkt an ihr einer Mutter gegebenes Wort, und will nicht blos zum zweitenmale der Freundin das Leben, nein auch die Seele retten .... Und dann, die zarte Klärle ohne Beata's Pflege im Kloster, das geht nicht! Das Beste ist ja doch schon geopfert ... Der Vater entbehrt sie nicht, macht es dem ja nur die Lene recht. Er freut sich wohl noch erst, eine geistliche Frau als Tochter zu haben. „Ueberleg es nur recht, Klärle, mit dem Kloster. Aber ich verlasse dich nicht. Es ist schön, dem Herrn dienen! Lieber wäre mir freilich, wenn ich es nicht wegen dir, sondern wegen ihm allein thäte ....." Sie fallen sich um den Hals. Gott hört ihr Gelübde im Abendroth, das hinter den Ranken glüht. Durch die Wipfel vor dem Fenster geht ein lindes Rauschen. Die Jungfrauen knien mit verschlungenen Armen auf dem harten Betschemel vor dem schwarzeingerahmten Muttergottesbilde, zu dem ein frischer Rosenstrauß im blauen Krüglein hinauf duftet.

Nach der herkömmlichen Probezeit, und sobald die jüngere der Freundinnen das erforderliche Alter erreicht hatte, nahmen sie den Schleier, legten die schwarzen Locken und die blonden Flechten am Altare nieder. Alexandrine — so hieß Klärle jetzt — erkrankte schwer am Nervenfieber. „Du mein theuer erkauftes Gut, muß ich dich hergeben?!" sagte Benedikte — Beata — am Lager ihrer Schwester leise vor sich hin. Diese genaß in nimmermüder Pflege. Aber der Jugendsturm war noch nicht so schnell ausgetobt. Es kam eine bange Gewitternacht, wo Benedikte die

Gefährtin vergebens in ihrer Zelle suchte, endlich am dunkeln Ende eines matterleuchteten Ganges fand, hingegossen vor dem steinernen Marienbilde. Alexandrine hatte sich heimlich draußen am Cäcilienberge üppig wuchernde Giftkräuter gesammelt, welche ihr eine in der Heilkunde erfahrene alte Klosterfrau zufällig kennen gelehrt, zum Tranke gekocht. Nur einmal noch, bevor er ihr die Lippe für immer kühle, will sie zu der Madonna beten. Da erhellt ein durch das Fenster zuckender Blitz das Angesicht der Maria. Die junge Nonne glaubt ein Regen der Züge zu unterscheiden und sinkt reuevoll zusammen, beichtet jetzt ihre ganze Sünde der zueilenden Schwester, welche die Kniende in den Armen hält.

„Dieß gnadenreiche Bild!" sprach Benedikte; „willst du mehr von seinen Wundern wissen? Vor Alters war seine Stätte drüben in der Grabkapelle. Einmal, zu Kriegszeiten, wollen sich die geistlichen Frauen vor dem Feinde flüchten. Die Aebtissin geht in feierlichem Zuge mit ihnen nach der Kapelle vor die Nische, wo es steht. Sie knien nieder, übergeben der Himmelskönigin die Hut des Klosters, legen seine Schlüssel in die Hand der Maria. Eben, als die Klosterfrauen in den Hof hinaustreten wollen, kommt der Feind zum Thore herein. Da steigt das steinerne Bild aus seiner Blende, stellt sich an die Pforte und erhebt die Hand drohend gegen die fremden Krieger. Sie weichen entsetzt zurück, Lichtenthal ist gerettet, auch nachmals von Heerzügen verschont geblieben. Nicht minder bewährt die Mutter Gottes darin ihren Schutz, daß unser Kloster nicht, wie alle jetzt ringsum, säkularisirt wird."

Wie mußte in diesen Tagen vor dem Regulativ, wo der Orden noch gar streng war, Benedikte mit ihrer Ge-

duld und Ausdauer die weichlichere Schwester unterstützen! Selbst im härtesten Winter keine Zelle gewärmt, und bitter zeigt er sich doch hier so dicht am Gebirge. Hülsenfrüchte, Brod, Wasser die einzige Nahrung. Kein Frühstück. Zum Abendessen Brod und Wasser. Als Lager eine auf den Boden gebreitete Matte, welche die Schwestern allmitternächtlich verließen, wenn die Glocke zur Hora läutete. Bald mäßigte man jedoch diese Regeln, übergab den Klosterfrauen die Kinder des Thals zur Erziehung. „Jetzt können wir an den kleinen Mädchen bessern, was an uns nicht recht war", meinte Benedikte. Doch auch sie hatte ihre Kämpfe, besonders anfangs, wenn die drei Jahre um waren, welche nach der neuen Verordnung jedesmal den Nonnen den Austritt aus den Klostermauern gestatteten, gleichsam die Heimkehr in die Welt anboten. Aber man hat zu Lichtenthal kein Beispiel, daß dieses Recht je benützt wurde.

Um auch ihrer Alexandrine das geweihte Haus lieb zu machen, erzählte ihr Benedikte, in der nun ebenfalls die Neigung des alten Organisten für die Chronikenbücher zum Vorscheine kam, mancherlei aus den Geschichten des Klosters: Von seiner Stifterin Irmengard, der Wittwe des Markgrafen Hermann V. von Baden, die es „für die Ruhe des Verstorbenen und zum Heil ihrer eigenen Seele" gründete; Enkelin Heinrichs des Löwen von Braunschweig, deren Gestalt in Stein am Hochaltare geisterhaft ausgestreckt, auf der Brust das Modell der Abtei, gleichsam zärtlich an sich gedrückt. Wie diese Fürstin aus dem Hause der Welfen den Ort darum erwählt, weil fast hundert Jahre zuvor der h. Bernhard, Abt von Clairvaux, bei seiner Rückkehr vom

Reichstage zu Speier hier im Schatten einer Eiche geruht und die Seherworte gesprochen: „An dieser Stelle wird meinem Orden ein Haus gebaut!“ denn die Bernhardiner heißen von dem Gotteshause zu Cisterz auch Cisterzienser. Von der schon aus den Zeiten Irmengards stammenden Sitte, daß die Aebtissin, so oft die Gemahlin des regierenden Fürsten das Kloster besucht, dieser ihren Hirtenstab übergiebt und ihre Befehle erbittet. Von den Markgrafentöchtern, welche hier in den härtesten Aemtern dienten: Maria Charitas, als Krankenmeisterin; Margaretha als Pförtnerin. Auch von der Rettung vor Melacs Mordbrennerschaaren. „Wie sie an die Grenze ziehen“, berichtet Benedikte, „erbietet sich eine Klosterschwester, die in ihrem Laienstande bei dem Gouverneur von Hagenau gedient hat, ihren ehemaligen Herrn um Schutz für das Gotteshaus anzuflehen. Mit einem Korbe klösterlichen Arbeiten, zu Geschenken für die Kinder des Gouverneurs, tritt sie ihren Weg muthig an. Es gelingt ihr, den Mann zu rühren. Er läßt der Aebtissin sagen, sie möge sogleich alle Thüren, Thore und Mauern des Klosters abdecken lassen, und mit ihren Nonnen ruhig in den Zellen bleiben. Sie vollzieht den Rath und der Feind zieht schonend vorbei, weil er hier keine Beute vermuthet.“ —

Allmorgendlich in der Prim verkündete, wie noch heute, die Kantorin mit lauter Stimme aus dem „Todtenbuch“, in welchem die Sterbtage der Stifter, Wohlthäter und Freunde des Klosters aufgezeichnet sind, ihre Namen, die Schwestern zum dankbaren Gebete für die Hingeschiedenen mahnend. Benedikte, von ihrem Vater früh in der Musik geschult, brachte es bald zur Kapellmeisterin, eines treff-

lichen Orchesters — alle Instrumente im Hochamte werden von Nonnen gespielt. Wer paßte auch besser zu einer Meisterin der Harmonie als diese reine Seele? Welcher unbekannte Frieden umwehte Alexandrine, wenn sich bei dem keuschen Gesange auf dem Chore die Stimmen der Schwestern in einander mischten, wie auf heiliger Fluth hinschwimmend! Benedikte hatte eine wunderbare, frische Stimme. Wenn sie das Solo sang, regte sich kein Athem in der Kirche. „Wie gut muß man sein, wenn man so singt!“ sagte Alexandrine nicht selten, an ihre Freundin geschmiegt. Einmal, als sie viele schöne, alte Kirchenlieder mit einander wiederholt hatten, vertraute Benedikte ihrer Gefährtin alles, alles, und gab ihr die dunkelrothen, welken Waldblüthen vom Studentenfels: „Da, nimm sie jetzt von mir!“ —

Jahre und Jahre schwanden in eintöniger Stille, beschwichtigend, spurlos. Alle Liebe Alexandrinens hängt sich mit jeder Herzensfaser an ihre Benedikte. Zwei Bäume, deren Wurzeln engverwachsen, deren Wipfel neben einander in die sanfte Abendluft ragen. Im Klostergarten, unter den weißen Rosensträuchen, hatten sich die Kreuzlein gemehrt, die fast nur den Holzschildchen gleichen, welche der Botaniker aussteckt, um edle Blumenarten zu bezeichnen; auf dem Friedhofe, der nämlichen Stelle, wo vor beinahe sechs Jahrhunderten die kleine Bretterhütte stand als Obdach für die ersten, von der Stifterin aus dem Kloster Königsbrück im Elsaß herüberberufenen Nonnen. „Da werden wir beisammen ausruhen“, sagt Benedikte. Es ist schön zu wissen, wo wir uns neben einander hinstrecken im

Mutterschoße.“ — Alexandrine aber war stets wie von schwerem Traume, von einer Angst verfolgt, die Freundin sterbe ihr.

Als das Liebste in der ganzen Woche feiern sie allsonnabendlich die Frühmesse in diesem Gottesrosengarten, in der Kapelle an der Ecke mit ein paar Grabsteinen von Geistlichen. Weit offen stehen die Thüren. Hinein schweben Blumendüfte, heraus Sang der Nonnen, dem blauen Himmel zu — wie Engelstimmen, die eine heimkehrende Seele grüßen: als wenn der Himmel sich öffnet, sie hinein, die unsichtbaren Klänge heraus zu lassen. Ein Moment aus der Ruhe in Seligkeit ..... Nach vollbrachtem Meßopfer wandeln die Nonnen, ein lautloser Zug, in einem Laubgange verschwindend, zu dem Kloster zurück. Hinter den schwarzverschleierten Frauen drei ganz weiße Novizen, so jung, so unschuldig und fromm, wie Lämmlein, oder wie die Knospen auf den Nonnengräbern, rührende Kinder; und hinter ihnen wieder lauft, wie ihr Mägdlein, ein noch kleineres, in Bauerntracht, sein Büchlein im Arme .....

Jahre und Jahre schwanden. Die zwei Jungfrauen aus dem Thale am Kniebis sind, unmerklich Tag um Tag, Greisinnen geworden. Ihre ganze Welt fort. Sie allein noch übrig von allen den Ihren, von denen Beide sich einst losgemacht, um Arm in Arm vor dem Herrn zu knieen. Wie oft hatte sich seitdem alles außen um sie erneut! Was war nicht alles so nah an ihrem undurchdringlichen Frieden vorübergefluthet auf der stürmischen Scene jenes Badlebens! Welche Umwälzungen, welche Kronen und Lorbeern! Große oder niedrige Menschen, zahllose Schatten, wenig Glück, viel Elend, lauter Eitelkeit, lauter Wahn,

selten Wahrheit. Unendliche Berühmtheiten, karger Ruhm. Selten Genesung, oft Verderben. Leiblicher und geistiger Selbstmord. Viele, die den Götzen nachjagen. Wenige, die auf wildrollendem Meere sich an Lichtenthal mit seinen Rosen und Gesängen, wie an einem Pharus erkennen . . .

Da kommt ein Morgen, wo Benedikte nicht wie sonst aus ihrer Zelle geht, in die ihre kräftigen Schwarzwaldberge schauen. Ein Morgen, wo sie auf ihrem Lager dem allmäligen Auslöschen nahe ist . . . Jahre und Jahre — man hat sich zuletzt so daran gewöhnt, daß man den lang vergeblich erwarteten Tod, nun er endlich doch noch erscheint, gleichsam mit Staunen empfängt. „Nur nicht nach dir sterben, Benedikte!" jammerte Alexandrine. „Ich wäre ja eifersüchtig auf deinen Himmel. Wie könnte ich sein ohne dich? Immer hast du mir die Hand gegeben, mich geführt, und nun sollten wir allein den schwarzen Weg gehen?" — „Armes Kind!" . . . . . . Benedikte beugte sich mit dem letzten Kraftaufwande zu der am Sterbebette knieenden Schwester herunter, als wollte sie dieselbe halten . . . . . auch über einem Abgrunde — wie in jenem Momente der Lebensrettung. Für sie war die silberlockige Alte noch immer das Kind, ihr Kind . . . . . „Ich hätte gern ausgehalten, Klärle, die Thür hinter uns beiden zugemacht!" . . . . . . „Beata, ich überlebe dich nicht!" — „Versprich mir, Klärle, daß du geduldig warten willst, bis der Herr dich holt. Weißt du noch, was wir uns einmal geschworen? Ich habe es auch gehalten. Waren diese 63 Jahre lang? Alles ist ja nur ein Augenblick. Wie kurz wird der nächste sein bis zum ewigen Wiedersehen!" —

Diese greise Nonne, so müd und gebrochen, den Herrn ersehnend — und muß sich doch noch erst losreißen, noch umblicken nach einer Verwaisten, die lernen soll, allein die letzten, schwersten Schritte thun! Bei allen Zweien solch Lassen — ein Riß, der bis zum Marke bebt! . . . „Gieb mir deine Hand, Klärle, halte mich . . . . . so, auch die Linke . . . . . wir wollen beten, Hand in Hand — so sind sie ja auch gefaltet: deine in meine!“ . . . . . Thränentropfen um die Zurückbleibende, um das hochbetagte Kind, perlen über die Wangen der Sterbenden. Aber da lächelt sie, das Auge glänzt. Dann noch ein stummer Kuß matt mit der Rechten und ein Blick hinauf, als wollte sie sagen: dort!“

Mutter Alexandrine legte die dunkelrothen Blüthen vom Wasserfalle der Lierach in Beata's Sarg.

Die Saison im folgenden Jahre nach meiner Wallfahrt zu den Nonnen von Lichtenthal war eine der glänzendsten, welche Baden zählt. Unter der Masse neuer Erscheinungen tauchten auch wieder manche bekannte auf, z. B. Graf Hugo und Julie. Er, interessant wie immer, schwermüthiger als gewöhnlich; sie, noch ebenso kindlich graziös wie sonst, und noch verschwenderischer von ihm mit eleganter Toilette, mit dem modernsten Schmucke ausgestattet; vergnügt über den Plan, ihren Winter in Paris zu verleben, ahnungslos, wie viel sie vielleicht dort zu verlieren hätte. Neben der zarten, rosigen Blondine erschien ihre Verwandte, die mit einem Oheime über die Alpen gekommen war, als Bild des Südens. Margarita's braunes strahlendes Auge

hatte etwas eigenthümlich Magnetisches und gab so viele Räthsel auf, daß es nie von bezauberten Fragern leer wurde um diese Sphinx. Auch ich fand mich öfters von ihr, wie überhaupt von diesem ganzen Kreise gefesselt. Zudem hatten mich häufige Regengüsse, wie sie zu Zeiten der Schwarzwaldhimmel ausschüttet, noch immer bisher verhindert, einen ungestörten Morgen für den Gang nach Kloster Lichtenthal zu gewinnen; denn es drängte mich seit meiner Ankunft, mich nach Mutter Alexandrine zu erkundigen.

Endlich gelang es, einige von den Freunden, an die sich lawinenartig noch Mancher anhängte, für einen Abend den Orangedüften, den Eisfrüchten der Promenade, dem Lichtmeere, den Pariser Blumengewinden, den Silberhörnern, den schwellenden Divans und Teppichen, den Spiegelwänden der Salons zu entführen; all der heißen Gewitterschwüle jener grünen Tische, wo nicht nur die um die Roulette sitzenden Frauen in rauschenden Damaststoffen, mit den schönen, aber stündlich mehr versteinten Mienen, den blitzenden Ringen an allen elfenbeinweißen Fingern, und dagegen den glanzlos stieren Blicken: Glück und Ruhe der Seelen verspielen.

Unser Häuflein mit den farbig ausgespannten Sonnenschirmen, gleich großen Tulpenkelchen über die grünen Wiesen, hat das Klosterthor erreicht, wo Schwalben nisten um einen gegeißelten Christus, hinter Gitter, mit gebundenen Händen. Durch die Mühle an den schäumenden Fall der Oos, in welcher sich die geweihten Mauern ernst spiegeln, und unmittelbar den Cäcilienberg hinan, der seinen Namen von einer letztverstorbenen Aebtissin trägt und früher Leißberg hieß. Wie üppig die Vegetation! Welche

Flora von Waldblumen, die sonst nur in unsern Gärten gezogen werden! Während die Damen in ihren Atlasschühlein langsam die gewundenen Pfade emporstiegen, verriethen sich mir von Neuem unheimliche Elemente, deren Drohen ich seit Tagen in der Gesellschaft sympathetisch gespürt. Vier schöne Augen wetterleuchteten. Hugo und die Cousine aus Neapel, ein herrliches Paar, wenn die hohen schlanken Gestalten neben einander schritten, schienen sich jetzt zu fliehen, jetzt zu suchen. Aber umsonst rief Julie bald hier, bald dort hüpfend, ihrem Gatten arglos zu: „Führe doch Margarita!“ — Oben bei dem Pavillon, wo man zugleich die Alpenthäler von Beuern und Geroldsau, über Baden hinaus den Rhein, die Vogesen erblickt, sah ich wohl, daß jener, sich ihr rasch nahend, indeß die Andern den über die Berge sich breitenden Purpurschein anstaunten, oder aus Vogelperspective unter den, gleich Nürnberger Christwaare über die Weglein da unten ausgestreuten Reiter und Equipagen, Bekannte herausspekulirten: der Dame, die ihre schwarze Wimper nicht von der Sammetwange erhob, ein leidenschaftliches Wort der Entscheidung zuflüsterte. Voll tönten die Abendglocken herauf. In dem Klostergarten zu unsern Füßen erschien oder verschwand hie und da eine stille Nonnengestalt im Grün, von unsern Blicken verfolgt. „Jetzt sehe ich wieder das Weiße von einer Nonne!“ rief Julie — „wie das Gelbe von einem Ei“, ergänzte der Oheim Minister.

„Wir müssen auf dem Rückwege hinunter in den Garten“, hieß es. Auch in die Kirche sollte man einen Blick werfen. Am Altare stand ein kleiner Sarg mit weißen Kerzen und künstlichen Blumenkronen, schon bereit zur

Todtenfeier für morgen: denn — es war der Jahrstag von Beata's Tod! Gar wohl besann ich mich nun auf die Zeit, und erfuhr zugleich von der mit Aufputz der Bahre beschäftigten Klostermagd Dorothea, daß Mutter Alexandrine auch bald nach Benedikte heimgegangen, ungefähr ein halbes Jahr später. Seitdem war nur noch Eine von den Schwestern gestorben. Drei also in einem Jahre ...... Im Garten, durch die Reihe von Rosenbäumen geht der Weg zum Kreuze! „Das sind doch die glücklichsten Nonnen", sagte Hugo, der sehr aufgeregt war, auf die Rosengräber an der Mauer deutend. Ich merkte wohl, daß er etwas vor hatte. Er pflückte hastig mehrere Pensées und legte sie wie zufällig etwas abseits auf die Hecke vom Lebensbaum. Ich beobachtete Margarita, die unruhig ward. Sie näherte sich den Pensées, verweilte aber wieder unschlüssig, schien noch mit sich zu kämpfen. Da wußte ich sicher — wer sagt mir woher? — daß: wenn sie die Hand ausstreckte, die Stiefmütterchen faßte, es ihm als ein günstiges Zeichen gälte für seine Wünsche, eine bestimmte Gewährung ......

Wir standen an dem Grabe der zwei Klosterschwestern; sie schliefen neben einander: Alexandrine war die nächste, welche auf Benedikte folgte. Neben so viel Frieden so viel Sturm! Mir that das Herz so weh für meine Freunde! Es trieb mich, ihnen die Geschichte der beiden Schwarzwälderinnen zu erzählen, die vor uns ruhten. Wir vertheilten uns auf die zwei steinernen Bänke zu Seiten vom Kruzifix in dem Halbrunde. Nun ich geendet hatte, warf Mancher noch einen Abschiedsblick auf die Kreuzlein unter den weißen Kelchen, und wandelte stiller durch die Gallerie von Rosenbüschen an die Thüre. Auch Margarita — Hugo

beobachtete sie mit Spannung, aber doch gehalten, als sie schnell und ohne aufzuschauen an der Hecke, wo die dunkelsammetnen Stiefmütterchen noch unberührt lagen — jetzt nur mehr ein Opfer den Gräbern — vorbei schwebte. Wir sahen sie einen Moment in der Kapelle knieen. Der Friede von drei Leben, von drei Herzen war gerettet! Auf dem Heimwege bot der Graf seiner Frau den Arm, während Margarita den Oheim zu einer Reise nach Straßburg und den Rhein hinunter beredete. „Julie", sagte Hugo, „wollen wir nicht lieber das Hotel in Paris abbestellen und auf die Güter ziehen, den Winter im Schlosse an der Donau verleben? Es ist besser für uns." — Sie nickte bereitwillig.

Wieder ein Segen von Benediktens That. Nicht umsonst wölbt sich ihr Grab in dieser von Leidenschaften umwogten Bucht, wo gar bald, in dem Vielen erinnerungsreichen, unvergeßlichen Thale, Blut auf die Rosen thauen, Getös von Bürgerkrieg das fromme Echo erschüttern sollte ..... Mancher mag noch im Stranden, unter der Brandung, wohin es ihn lockte, sich an das Kreuz der greisen Nonne klammern. Sie hat es treu getragen, bis man es ihr auf die grüne Schlafdecke pflanzte! Des Tages flüchtige Neigungen mögen sich stärken und aufringen an solcher Freundschaft der zwei alten Herzen, die in ihrem stillen Port hier ausgeblutet haben, so nah und so fern von all den weltlichen Zuckungen.

Zwei Mütter.

[illegible] er das Spielzeug, aber doch gehalten, als sie [illegible] an der Hecke, wo die dunkel- [illegible] noch unberührt lagen — jetzt [illegible] vorbei schwebte. Als [illegible] in der Kapelle knieen. Der Friede [illegible], von drei Herzen war gerettet! Auf dem [illegible] seiner Frau den Arm, während [illegible] zu einer Reise nach Straßburg und [illegible] „Julie", sagte Hugo, „wol- [illegible] bestellen und [illegible] den Winter im Schlosse an der [illegible]? Es ist besser für uns." — Sie nickte [illegible].

[illegible] ein Segen von Benediktens That. Nicht [illegible] sich ihr Grab in dieser von Leidenschaften [illegible], wo gar bald, in dem Vielen erinnerungsreichen, [illegible] Thale, Blut auf die Rosen thauen, [illegible] des fremden Ohr erschüttern sollte . . . . . . [illegible] noch am Strande, unter der Brandung, wo- [illegible], sich an das Kreuz der großen Ruine klammern. Sie hat es treu gepflegt, bis man es ihr auf die grüne Schlafdecke pflanzte. Des Tages flüchtige Regungen mögen sich [illegible] und [illegible] ob solcher Freundschaft der zwei alten Herzen, die in ihrem stillen Port hier ausgeschlafen haben, so nah und so fern von all den weltlichen Zuckungen.

Durch zwei hochgewölbte, nur mit leichten Säulen getrennte, Spitzbogenfenster eines englischen Landhauses spielte, von faltigen Gardinen gedämpft, die Maisonne in schrägen Lichtern auf dem Blumenbeete eines sammetweichen Teppichs. Kein Stäubchen regte sich im schläfrigen Halbdunkel des weiten Gemachs voll schwellender Ruhekissen; und zwischen trägen Pendelschwingungen der Uhr auf dem Marmorkamin unter starkduftenden Blumen mochte man jeden Athemzug hören. Wie zu noch tieferem Schweigen standen die Harfe verhüllt unter ihrer Decke, das Pianoforte verschlossen. Nur Familienbilder in stattlicher Reihe schienen hell zu machen mit ihren klugen, ruhigen Augen, niederschauend aus reichen Goldrahmen, in welche Meisterhände alles Leben gebannt. Ein Wandspiegel gab, beinahe auch einem Gemälde ähnlich, den hochgewachsenen Greis zurück, welcher in einem Lehnstuhle am Fenster saß müde vorgeneigt auf den rechten Arm, beide Augen mit der Hand schützend. „Wie fühlen Sie sich, Sir Walter?" — fragte mit weicher Stimme die Frau, welche gegenüber von ihm an einem Seidennetze arbeitete, ohne die langge=

schweiften dunklen Wimpern aufzuschlagen. „Immer etwas beklemmt“, entgegnete er, indem er seinen silberweißen Schnurrbart strich. „Liebe Vi, wer mir das gesagt hätte in meinen grünen Seemannstagen, daß ich einmal an solcher zarten Damenkrankheit — an einem Herzübel leiden sollte! was?“ — „Nur Geduld, bis Sie sich erst wieder in diese heimathlichen Meerwogen getaucht haben. Die Bäder thun Wunder. Der Doctor sagt es auch.“ — Dabei legte die Lady mit ihren Alabasterfingern Scheiben der Goldfrucht zierlich auf silberner Schale zurecht, und erhob sich geräuschlos, um sie auf das chinesische Tischchen neben dem Gemahl zu bringen. Viola stand vor ihm in braunem Atlas nach dem zu Anfang unseres Jahrhunderts üblichen Schnitte, eine große, sehr schlanke Gestalt, etwas stolz in der Haltung.

„Endlich wird er von den langen Reisen nach unserem friedlichen Draycot heimkehren“, begann Sir Walter Long. „Wie oft hat Arthur die Rückfahrt über den Kanal immer wieder hinausgeschoben!“ — „Muß Frankreich nicht die Jugend reizen?“ warf die Lady hin mit ihrem sanften Tone, ihrem ernst gesenkten Blicke. „Ich freue mich doch auf ihn“, fuhr jener fort; „er ist doch mein Kind, mein Einziger. Was ich erstrebt, mühsam gebaut, er soll es genießen, soll es fortbilden, im Schatten meiner Pflanzung ruhen; ich werde in ihm fortleben.“ — Violas noch immer schönes, bleiches Oval, dessen Linie verrätherisch von entflohener Blütenzeit kündete, färbte sich leise bei diesen Worten; unmerklich zuckte die schmale Lippe: Sie hat keinen Sohn, bleibt doch eine Fremde hier, trotz Allem Glanze, der die Herrin eines Augenblicks umringt! —

„Ob er seiner Mutter wohl noch so ähnlich sieht, was? Arme Flore! Das Bild dort ist nur ein Schatten von ihr. Solche Augen kann keiner malen. Unser Engel im Himmel! Du warst nicht von dieser Welt. —“ Seine ganz edlen Züge hatten sich dabei jugendlich vergeistigt. Plötzlich drängte er die warm aufquellenden Erinnerungen zurück, die Hand auf seine Brust legend, lächelte er: „Die Orange kühlte sehr, ich athme weit freier.“ — In seiner ganzen Länge sich erhebend, schritt er rasch ein Paar Mal im Saale auf und nieder, verweilte dann vor der Lady und sprach in ihrem Anschauen: „Wie gern sehe ich den kleinen Spitzenschleier auf diesem glänzend schwarzen Haare, das so schlicht gekämmt, doch der herrlichste Schmuck ist! was?“ — Er schien vergebens in ihren stillanmuthigen Zügen lesen zu wollen, ob er ihr nicht weh gethan, denn sichtlich beherrschte sie ihn, wie man ein Herz beherrscht; fürchtete er sie, wie man liebend fürchtet. Wenn auch Flore die Braut seiner Seele blieb, so hatte er sich doch noch in späteren Jahren in das junge reizende Mädchen, in Viola, tapfer verliebt, und das nahende Alter sein Gemüth nicht eben stärker gegen sie gemacht, die ihm unentbehrlich zu sein verstand.

Jetzt überholte ihn aber die Ungeduld. Er rieb sich die Hände, er öffnete die Gardine, riß beide Fensterflügel auf. Die Sonne war hinunter, das Abendroth warf einen wehmüthigen Rosenschein über Viola's Gesicht, welches sich nach wie vor über die Arbeit beugte. „Arthur kommt noch immer nicht!“ rief Sir Walter. „Dies Warten regt mich auf, es ist mir Gift, das Blut siedet in den Adern. Er sollte mehr Schonung für seinen kranken Vater haben.“ — „Wie leicht konnte er sich unterwegs aufhalten lassen!“

entschuldigte die Lady. — „Wenn ich ihn erwarte, Vi, nach zwei Jahren der Trennung, was? Kann ich nicht Pünktlichkeit von meinem Sohn fordern? Ich bin es gewohnt als alter Soldat, ich will es durchaus.“ — Beruhigen Sie sich. Möglich, daß er heute nicht kommt, daß er die Abreise noch um einige Tage verschob.“ — „Das darf er sich nicht unterfangen!“ brauste der Mann auf. „Dann mag er umkehren, ohne mein Haus zu betreten. Ich lasse nicht mit mir spielen. Wenn er nicht größeres Verlangen hat, mich zu sehen, mir einmal wieder die Hand zu schütteln, wer weiß, ob nicht zum letztenmale auf Erden, so mag er ohne mich leben, falls es ihm gut däucht.“ — Zuletzt gelang es doch der Dame, ihn zu bestimmen, daß er sich zurückziehe, um zu ruhen. „Es ist Pflicht für ihre Gesundheit“, flehte sie. „Lassen Sie sich nicht in Ihrer gewohnten Ordnung stören; Arthur findet mich und Emily.“ — An der Thüre wandte er sich noch einmal, küßte ritterlich ihre feine, blau geäderte Hand und sagte: „Vergeben Sie einem alten Matrosen seine Heftigkeit! was?“ —

Viola wirft einen flüchtigen Blick in die Psyche an der Toilette und schüttelt das Haupt; es gleitet beinahe ein ironisches Lächeln schwermüthig über ihre Züge. Etwas wie Herbstfrösteln zittert durch die hohe weiche Gestalt. „Er wird es nicht an Verehrung für die Matrone fehlen lassen“, spricht sie bei sich, indem sie den zum Manne erblühten Arthur im Geiste sich gegenüberstellt. Was ist schwerer, alt zu werden, wenn man zu viel, oder zu wenig Jugend gehabt hat? Die Lady rauscht aus ihrem Kabinete durch

die Zimmerreihe in den Saal, wo ihre Nichte sie erwartet, welche für einige Monate als Gast hier weilt; Miß Emily, die Tochter von Sir Egrimond Thinne, Viola's Bruder, der von Longleat in ihre Nähe zog. Sie küßt das bei ihrem Eintritte sich verneigende schöne Mädchen auf die Stirne, prüft sie genau, von den blonden duftenden Löckchen bis zum Saume des weißen Gewandes. „Was soll denn das schwere rothe Tuch?" schilt die Tante freundlich und greift nach dem Glockenzuge. „Anna", ruft sie der Zofe zu, welche ihr puritanisches Häubchen und ihr hübsches Gesicht zu der Thüre herein streckt, „geschwind meinen blauen Flor!" — Die Kleine kehrt eilig zurück und legt ihn, nach ihrer Gebieterin Wink, um die Schultern der jungen Miß. Mit nachdenklicher Miene beobachtet Viola, wie alles sich heute so froh geschäftig erweist im ganzen Hause.

Von allen Herzen pocht aber das unter dem blauen Flore am lautesten. Tag um Tag hat Emily nichts gehört, gedacht als Arthur. Wie viel hat ihr die Tante von ihm vorgesprochen, jegliches, Vergangenheit und Zukunft auf ihn zu beziehen gewußt, alle Stunden der Kindheit wieder in dem Fräulein wach gerufen, wo sie oft mit dem älteren Knaben spielen durfte! Was in der Nähe traut gewesen, empfing durch die Ferne neuen Schmelz. Hell und doch geheimnißreich hob sich der glänzende junge Mann aus der bunten Bilderfülle jener fremden jagenden Welt. Nun er heimkehrte, lag das ganze glückliche Blumenleben in vollem Sonnenscheine. Träume ihres, seines Glückes wogten in der Mädchenbrust. Wer bringt ihn wieder diesen ersten Frühlingshauch? —

Statt den runden Wangen der kleinen Anne zeigte sich jetzt ein silberhaariger Kopf unter der Thüre. Aus dem sonst so ernsten Faltengesichte der alten Mary lachte ein ganzer Himmel von Vergnügen. „Der junge Herr!“ rief sie. „Sein Reisewagen biegt eben in die breite Allee.“ — Miß Emily springt an die Fenster, welche auf das schon dämmernde Grün des Parkes schauen. Im nämlichen Augenblicke hört man die Kalesche unter dem Peristil vorfahren. Lady Viola richtet einen langen Blick hinauf zu dem Frauenbilde über dem Divan, das wie aus einem Mährchen herausblüht; dann eilt sie durch Flügelthüren, welche der Diener aufreißt, Vorzimmer und Corridor, dem Ankommenden entgegen.

Aller Balsam erster Maifrühe strömte durch weitgeöffnete Fensterflügel in den erfrischten Saal, wo Mary, während im Hause beinahe alles noch ruhte, in wohlgeübter Hand den Wedel von grünen Hahnenfedern wie einen Scepter schwang, und Anne ihr Näschen so tief als möglich in würzige, für Vasen auf Kamin und Consolen zu ordnende Blüthenbüschel steckte, welche noch von Thau perlten. „Nun werde ich meine Lady bald wecken müssen“, sagte das Mädchen. „Wissen Sie, Mary, was ich thäte, wenn ich so vornehm wäre? Mir's leicht machen und nicht den ganzen Tag schaffen mit der Hand oder dem Kopfe. O sie hat so viele Gedanken! Man fürchtet sich fast davor. Verstehen Sie mich recht, sie ist gütig, meine Dame, ich habe noch nie ein rauhes Wort von ihr gehört. Aber ich möchte wissen“ — und dabei sah sich Anne fast ängstlich um,

als wenn die Gebieterin hinter ihr stünde — „ich möchte wissen warum, wenn schon der alte Herr bei jeder Gelegenheit poltert und schilt, doch zuletzt immer gerade das geschieht, was meine Lady in all' ihrer Sanftheit will." — „Anne", entgegnete die greise Dienerin, indem sie ihr runzelvolles friedliches Gesicht, um das unter enganschließender Haube mit breitem Spitzenbesatze schneeige Haare fein gekämmt waren, nach ihr wandte, „Anne, vergessen Sie nicht, daß uns keine Glossen über die Herrschaft geziemen." —

Die Zofe schwieg mit einer kleinen eigensinnigen Miene. Nach einer Weile konnte sie sich aber doch nicht enthalten, indeß sie ihre Schürze vor dem Spiegel fester band, und Mary die Kissen vom Divan glatt strich, mit schlauem Lächeln hinzuwerfen: „Was gilt's, wir haben bald eine Braut in Draycot?" — „Wie so, Anne?" — „Nun, Miß Emily trägt das Köpfchen noch einmal so hoch, seit Sir Arthur hier ist. Ich nehme es ihr gar nicht übel, daß sie sich von dem schönsten Cavalier im ganzen Lande will heimführen lassen. Meine Lady setzt die Nichte immer neben ihn und putzt den ganzen Tag an ihr. Ich weiß von Jemand, der wohl unterrichtet ist, daß Sir Egrimond Thinne auf einen reichen Eidam zählt." — „Anne, was hab' ich vorhin gesagt!" mahnte die Alte. „Ja, nicht wahr", fuhr sie plötzlich weichgeschmolzen fort, „ja, nicht wahr, schön ist er mein junger Herr? Steht er so vor mir wie der Erzengel drüben bei der Lady, oder der heilige Georg auf dem Altarblatte in der Kirche, da kann ich es selbst kaum glauben, daß ich ihn einmal auf diesen meinen Armen gewiegt habe bei Tag und Nacht. Wenn meine Lady das erlebt hätte, wenn sie ihn jetzt sehen könnte!"

fuhr Mary fort und schaute hinauf zu dem Gemälde, das an der Hauptwand über dem Divan hing. Es schien zu athmen: Eine wundersam schöne Jugend. Lippen, nur Liebe und Segen. Augen, so treu, so kinderunschuldig und süß, aus unergründlichen Geistesfluthen blickend. Wenn andere Schönen Blumen gleichen, glich diese einem Blumengeiste. „Sie sieht wie ein Mädchen aus", meinte Anne, nach dem Bilde deutend. — „Lady Flore starb ja schon im zwanzigsten Jahre, als mein junger Herr noch ganz kleiner Knabe war." — „Mary, sie hat noch reichere Locken als unsere Miß — und daß sie die Haare ungepudert trug! Wie fließen sie so goldbraun unter dem Hütchen mit der weißen Feder vor, auf den feinen Hals! Was hat denn das grüne Sammetkleid für einen Schnitt?" — „Spanisch, meine Lady trug es viel; der Herr sah sie am liebsten so. Den Fächer, den sie da in der Linken hält, hat sie mir geschenkt, noch in der Krankheit. Ich hab' ihn seit Jahren nicht mehr betrachtet; thut mir zu weh, wenn ich ihn aus dem Kasten hole." — „Aber die andere Hand, die auf dem Mieder ruht, ach! gute Mary, wie einzig ist die! So klein, so rund und weiß, so spitz und rosenroth die Finger! und die Grübchen — als ob sie lebte."

Und sie war wirklich unvergleichlich diese Hand, auf die Brust gelegt wie zum Siegel eines Glaubens, einer Treue! Unvergleichlich — die reinste Linie der Plastik, wie die Alten des Partenon meiselten; das weichste Colorit, wie die Venezianer malten. Perlenschnüre wanden sich, ohne das zarte Gelenke zu verbergen, um den, durch zurückfallende, weite Spitzenmanschetten halb entschleierten Arm. Der Künstler hatte große Sorgfalt darauf verwendet, um

dieser schneeweißen Rechten eine ganz eigenthümlich sprechende Bedeutung zu geben; ähnlich den alten Meistern, einem Titian, einem van Dyk, welche diesem Theile so viel Leben zu leihen wußten, — und mit Recht, denn die Hand ist beinahe eine andere Physiognomie. „Es gibt freilich keine zweite Hand wie diese“, bekräftigte die Greisin. Haben Sie das noch nie gehört, Anne? Aus Tausenden wollte ich sie herauskennen. O die war weit und breit berühmt bei den Kunstkennern in Palästen — aber auch bei Armen in Strohhütten! Auch mir und den Meinen hat sie wohl gethan, und als ich sie zum letztenmale küßte, diese liebe kleine Hand, als sie bleich und kalt auf der grünseidenen Decke lag, da ist mir das Herz schier gebrochen. Ich werde ja bald zu ihr kommen und ihr sagen können, daß ihr Sohn gut geblieben ist und daß es ihm auch immer gut geht, will's Gott. Ich wenigstens, so lange ich lebe, ich lasse ihm nichts geschehen“, setzte sie hinzu und sah ihre Gefährtin fest an mit den ehrlichen graublauen Augen.

„Seine Hand hat wirklich auch eine Aehnlichkeit mit dieser“, begann Anne wieder, nachdem sie das Portrait lange geprüft hatte. „Vor allem aber die großen glänzenden Augen! Freilich gleicht er der Mutter sehr. Die edle Stirne, die schmalen Brauen, die feine Nase, das gutmüthige Kinn, alles hat er von ihr.“ — „Und dann, Kind, ist er auch so lieb wie sie, und alles steht ihm an und alles kann er, alles weiß er, ohne zu lernen, ganz wie sie! Ich vergesse es nicht, wie ihn gestern die Lady hereinführte zu meinem alten Herrn. Als die Thüre aufging, ließ Arthur schnell die Hand Ihrer Dame los und sprang auf

seinen Vater zu. Es war als wenn Sir Walter eine Erscheinung hätte. Die vorige Zeit muß da wieder in ihm aufgegangen sein. Ganz selig staunte er den jungen Herrn an, und dann umhalste er ihn und preßte ihn mit beiden Armen fest an sich und ließ ihn gar nicht mehr los, und Beider Augen standen voll Wasser.“ —

„Er hat Lady Flore wohl sehr lieb gehabt, der alte Herr?“ fragte das Zöfchen, welches die Armstühle wieder zurecht rückte. „Ueber alles“, bekräftigte die Andere. „Das war eine Leidenschaft! Sie haben lange mit Hindernissen zu kämpfen gehabt. Die Eltern meiner Lady — sie war eine Pakington von Worcesterschire — trugen sich mit ganz andern Planen, wollten sie mit keinem Seemann vermählen. Ihr Gemahl sollte im Parlamente sitzen und was weiß ich noch. Die Treue überwand aber alles, und Sir Walter hat es seiner Flore nie vergessen, daß sie so viel um ihn leiden mußte. Es war das schönste Paar im Königreiche. Ihr hättet sie sehen sollen, wenn sie zusammen ritten — Lady Flore mit dem nämlichen Federhute, wie dort auf dem Bilde — und wenn unser Herr beim Heimkehren ihr die Hand bot, damit sie den kleinen Elfenfuß darauf setze, um sich vom Pferde zu schwingen. Und wie sie sich einander dann zulächelten. Und wie nun gar das prächtige Kind kam! Das Glück war zu groß für die Erde. Zu groß auch für die Liebe zum Himmel. Meine Lady konnte ja fast nicht sterben.“ — Tiefer Ernst breitete sich bei diesen Worten über das fromme alte Gesicht. Anne vergaß alle Arbeit, um leise zu horchen, was jene von den letzten Stunden ihrer Herrin erzählte, von diesem Kampfe mit dem Glücke und um das Glück: wie die junge

Frau sich an ihren Gatten, an ihr Kind, an das Leben klammerte; wie es ihr fast nicht möglich war, zu gehen, Mann und Sohn zu lassen. Ob es wohl schwerer sein mag, in Freudenfülle scheiden, oder aus dem Kranze Eine Blume um die andere sterben sehen?" —

„Ich mußte meiner Lady den Kleinen noch an das Bett bringen", fuhr die Greisin fort. „Ihre Klagen sind mir durch Mark und Bein gedrungen. Ich habe seitdem nie mehr so recht fröhlich sein können. „Arthur!" seufzte sie. „Andere werden sich seines Lächelns freuen, seine blonden sanften Locken streichen; Andere ihn erziehen und erblühen sehen. Mary, spreche ihm viel von seiner Mutter, hörst du! Wird er sie um Andere vergessen? Wird eine Andere hier walten, eine Fremde? O Mary, ich ertrage den Gedanken nicht, daß mein Walter eine Andere lieben, eine Andere auf diesen Schauplatz unserer Seligkeit einführen könne, daß der Knabe eine andere Mutter nennen müsse! Ich kann nicht sterben, nicht im Grabe ruhen, nicht im Himmel mich freuen. Es wird mich immer wieder zurückziehen." — Ganz zuletzt sagte sie noch: „Mary, ... bete für mich . . . . ich bleibe Euch nah . . . . . hüte mir mein Kind! . . . ." —

Die Greisin hatte ihre Hände gefaltet und schaute einige Minuten unter Thränen still vor sich hin, faßte sich aber gleich wieder und sprach, alles im Saale noch einmal mit dem Blicke musternd: „Ich darf nicht auf das kommen! Wir haben uns viel zu lang aufgehalten. Ich will jetzt nach dem Frühstücke der Herrschaft sehen. Sie müssen Ihre Lady gleich wecken."

Die Harfe ertönte im Saale. Arthur hatte seine Cousine um ein altes, lange nicht mehr gehörtes Volkslied der Heimath gebeten. Mit gekreuzten Armen stand er träumerisch hinter ihrem Stuhle, eine edle schlanke Erscheinung. Die lichten weichen Locken, denen Mutterhand einst so gern schmeichelte, hatten sich braun gefärbt. Lady Viola, die unter Florens Bild saß, blickte von ihrem Album, in welchem sie zeichnete, unbemerkt beobachtend nach den Beiden herüber. Als Emily, nachdem sie geendet, ihre weiße Hand in gewohnter Spielerweise rasch auf die Saiten legte, wie man einem lieben Munde Schweigen gebietet oder ihn liebkost, wenn er uns Schönes gesagt, verbebten sie, so plötzlich im Schwunge gebannt, mit einem leisen Klange kaum zu fassen, aber voll Weh, fast wie Geisterklage. Nur Arthur beachtete es. Die Lady erhob sich und sagte: „Ich verlasse euch einen Augenblick, Kinder, um nach dem Vater zu sehen. Er wird wohl unter der Königseiche rasten, Fabian hat ihn in den Park begleiten müssen"; und während der Sohn sich verneigend die Thüre öffnete, schwebte sie mit anmuthigem Nicken an ihm vorüber.

Die Nichte hatte sich mit ihrer Arbeit vor den Tisch am Fenster gesetzt. Der junge Mann rückte sich ein Tabouret ihr gegenüber. Tadellos zeichnete sich sein Profil, indem er seinen Kopf dem Freien zuwandte. Sein Blick schweifte, halb unter den Wimpern verschleiert, melancholisch über die Bäume nach den zarten Luftschichten der Ferne, den Regionen, wo sich Erde und Himmel und die Träume beider vermählen. Diese Schwermuth Arthurs war dem Mädchen nicht entgangen, und die knospende Liebe fand darin ein süßes Ahnen. Um ihn zu erheitern, rief Emily

Scenen der Kindheit herauf. „Wissen Sie noch“, sagte sie, „wie Sie mich auslachten, wenn ich an Wintertagen in meinen Spielen immer die Eiszapfen trocknen wollte? und als ich einmal fragte, weil ich mich sehr vor dem Schornsteinfeger fürchtete: „Tanti Vi, wenn man den Kaminkehrer schlachtet, gibt's da schwarzes Fleisch?“ — Indem sie in einem Chaos von Seidenröllchen nach der rechten Schattirung für ihre Stickerei kramte, fiel ihr Blick auf einen kleinen Strauß von Stiefmütterchen, den sie vorgesteckt trug, und jetzt abnahm, um ihn dem Vetter zu zeigen. „Kennen Sie die Blumen noch, Arthur? Ich erinnere mich gar wohl Ihrer Leidenschaft dafür. Wenn Sie sich zwanzig Pensees verschaffen konnten, betrachteten Sie Eins nach dem Andern, schwatzten von ihren Verschiedenheiten, wurden nicht müde, sie anzuschauen und sich mit ihnen zu unterhalten.“ — „Sie haben ja auch alle Gesichter“, entgegnete er; „sehen Sie hier, und hier“ . . . Beide lachten. Auf einmal flog aber ein ganz anderer Ausdruck über das Gesichtchen der reizenden Miß. „Eins aber“, begann sie, „habe ich nie vergessen können.“ — „Was denn, gute Emily?“ — „Wir waren im Frühlinge weit spazieren gelaufen, aus dem Park hinaus. Unter den Pappeln beim Felde jenseits des Dorfes sahen wir zwei baarfuße Kinder mit einander spielen. Das Kleinere, ein Mädchen, wird durstig und weint nach Trinken. Ihr Brüderchen rennt zum Brunnen hin, über dem ein blühender Fliederbaum schwankt — es hat kein Glas, keine Schale, nichts. Da läßt er sich aus der Röhre Wasser in den Mund laufen und spritzt es dann wiederum in den Mund des Schwesterleins, es förmlich ätzend, wie ein

Vögelein im Neste." — „Ja ich habe auch noch oft daran gedacht in der Ferne", versetzte Arthur, „an das rührende herzinnige Bild, die göttliche Liebe im Kleinsten! Ich habe daran gedacht, wenn mir recht kalt und fremd unter den Menschen auf der Erde geworden ist, wenn ich die Heimath nicht entdecken konnte." —

Er schien sehr weich. „Unter der Heimath, Emily", sagte er und nahm ihre Hand, „verstehe ich das Eine Herz, das mir gehört, dem ich gehöre. Und nun ich es gefunden habe, nun mein Sehnen gestillt ist, bewegt mich doppelt jenes Bild aus der Kindheit, die armen und doch so reichen Geschwister am Brunnen!" — „Und wo ..... wo ist Ihre Heimath?" fragte die Miß leise, nicht wagend die Augen aufzuschlagen. Hingerissen von seiner Empfindung und Gedankenreihe bemerkt Arthur die auf ihren Wangen erglühende Aurora nicht. „Ja", sprach er wie beflügelt, „ich will Ihnen Alles sagen, Sie sollen endlich mein ganzes Gefühl kennen, Emily, die Liebe, welche mein Dasein erfüllt; alles was ich über dem Meere zurückgelassen habe in der schönen Provence, der Wiege meiner Blanche! Wem könnte ich besser vertrauen, wer verstünde mich besser im Vaterlande, wo überall starre Formen mich umbauen, als die treue Genossin früher Jahre?" — Nicht ohne die äußerste Anstrengung zwang sich das junge Mädchen zu lächeln. „Ja, Arthur, gewiß ich verstehe Sie", sagte sie, und zog mit einem leisen Drucke ihre eiskalte zitternde Rechte aus der seinen. „Sie kennen die vorigen Jahre", fuhr er fort. „Meine Kindheit, Emily, war keine glückliche. Das Sonnenauge der Mutter fehlte. Die meinige ist früh zum Engel geworden. Freilich entschwebte sie nur

zu ewiger Jugend, und um immer als Geist des Frühlings mit mir zu weilen, wie sie da im Bilde niederschaut, mit diesen ungründlichen Augen voll Poesie, welche uns so viele ihnen selbst unbekannte Geheimnisse sagen. Keine Falte auf dem lieben Angesichte, welche Jahre hineinschreiben, kein Silberhaar in ihrer Lockenfülle sollte ich zählen. Eine blühende Freundin bleibt sie mir in das Herz gedrückt, mein Ideal für alle Zeiten! Den äußern Tagen und Nächten fehlte aber doch das Sonnenauge. Nicht daß ich die gute Mama Vi anklagen wollte. Als sie kam, ward vieles heller. Das düstere Wesen des Vaters wich. Ich besaß jetzt eine Vermittlerin zwischen meinem Unbedachte und dem oft stürmischen, oft rauhen Krieger, der bei dem wackersten Herzen die frühen Eindrücke des Seelebens nie völlig verläugnen kann. Sie trat so hold, so jung zu mir, fast eine Spielgenossin! Ich war aber eben doch eine Blume, auf welche der Schatten gefallen. Dem Vater blieb ich eigentlich wohl immer fremd. Er fand mich, vielleicht nicht mit Unrecht, zu weich. Und werde ich mich je von dieser üblen Gewohnheit ganz befreien können?" —

Der junge Mann war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die Gemüthsbewegung seiner Cousine zu errathen, ja nur zu gewahren, wie sie bald erröthete, bald todesbleich ward, mit geschlossenen Augen sich zurücklehnte auf ihrem Stuhle und jetzt plötzlich wieder kerzengerade aufrichtete; und sich auf ihre Stickerei beugte oder sie gleich nachher wieder sinken ließ, um hinauszustieren in das Blaue. „Wenig ging mir nach Wunsch als Knabe", redete Arthur weiter; „und wenn auch Freuden kamen, so erschien doch in vielen Hoffnungen, durch meine ganze Kindheit und Jugend hin-

durch immer wie ein feindlicher Arm, der unsichtbar eingriff; auf alles was in bester Blüte stand, sank ein schädlicher Thau. Das währte lange fort. Mit einem Rucke fielen die engen Schranken. Das schnell segelnde Schiff trug mich auf den Continent, ich gehörte mir selbst, die Welt breitete sich vor mir aus. Es hatte etwas Berauschendes. Aber gerade darin fühlte ich mich dann auch wieder doppelt arm und allein mit einem Heimweh nach etwas, das ich selbst nicht kannte. Da, vorigen Herbst, luden mich Bekannte ein, junge Männer, mit denen ich mich zuweilen in Paris umhergetrieben, sie nach dem Süden zu begleiten auf die Güter des Oheims von einem derselben. Wir fanden ein romantisches Schloß an der Küste. Meine Reisegefährten, um die sich bald ein munterer Schwarm sammelte, neckten mich nicht wenig über meine einsamen, und wie sie behaupteten, der Inspiration geweihten Streifereien im Lande der Troubadours.

Einmal hatte ich, wirklich Stanzen in meine Brieftasche einzeichnend, mich auf eine Höhe verirrt. Plötzlich, zwischen Ulmen und ihren üppigen Rebgehängen, gleich Festgewinden von Stamm zu Stamm, blitzte unten das Meer auf. Wallend breitete es sich hin, in der Verklärung des Abends flüssigem Golde und Purpur ähnlich. Der enge schmale Pfad hat mich auf eine freiere Rasenstelle geleitet, wo aus Felsen, von Schlingpflanzen umgrünt, die Quelle rauscht. Beinahe wähne ich mich in eine der hier heimischen Feensagen versunken. Auf bemooster Steinbank, zum Baldachin den tiefblauen Aether, sitzt ein Wesen von solcher Schöne, daß ich mich frage: „Ist das die Undine des Brunnens?“ Frei wehen die schwarzen Locken im Luft=

hauche, welcher von der See kommt; sie hat ihren Strohhut wie ein Körbchen am Arme. Neben ihr ein hoher Krug voll Wasser. Als ich näher trete, sehen mich aus dem südlichen Sammetgesichte so bekannte unendlich süße Augen an. Ich dachte gleich an das Portrait da oben. Aber sie standen voll Thränen. Das fremde Mädchen legte ihre Hände zusammen und bat: „Monsieur, helfen Sie mir! Der Krug ist zu schwer, ich kann ihn nicht weiter tragen und meine arme Mutter wartet auf den ersehnten Trunk. Sie ist krank und hofft Erquickung von der weitberühmten Quelle. Die Dienerin war sonst nöthig, da bin ich selbst gegangen. Wenn ich aber nicht vor der Dämmerung nach Hause komme, ängstigt sich die Leidende gar sehr.“ —

Ich trug ihr den Krug bis vor die Thüre. Wie eine Gazelle sprang sie vor mir den Bergpfad hinan. „Wohnen sie denn da, Mademoiselle? fragte ich, das graue halbverfallene Steinnest, welches nur Epheukränze noch zusammen zu halten schienen, mit großen Augen messend. „Sie sind am Ende doch eine Nixe oder ein Bergfräulein!“ — Sie nickte lächelnd und lud mich mit ihrer tief vibrirenden klangvollen Stimme ein, bald wieder zu kehren, morgen, wann ich möchte, damit mir die Mutter danken, ich mich überzeugen könne, wie es da oben in dem Eulenthurme recht behaglich. „Wir schauen gleich dem Vogel über Land und Meer“, sagte sie. Als sie verschwunden war, starrte ich ihr nach wie einem Wunder. Diese Augen! Seitdem, Emily, mußte ich oft denken — meine Mutter hat mich zu ihr geführt. —

Wieder und wieder kam ich, galt bald als Freund bei Blanche und ihrer Mutter. Wittwe eines ehrenhaften

Kriegers bürgerlicher Herkunft, hatte sie sich in dieser, zu dem zertrümmerten, auf den Abbruch verkauften Schlosse ihrer Familie gehörenden Warte eingemiethet. Die Frau, von hoher Geistesbildung und überraschend edlem Anstande — schon ihre Gesichtslinien beurkundeten, daß ein Theil ihrer Ahnen von jenseits der Pyrenäen stammte — erzog das Kind allein. Auch den Vater lernte ich als ausgezeichnet durch seine hinterlassenen Papiere kennen. Sie werden mich kaum verstehen, meine Cousine, wenn ich Ihnen andeute, daß auch in anderem Sinne mir hier in diesen mittelalterlichen Mauern ein neues Dasein aufgehen sollte. Oberst Rosé war Republikaner, im Geiste der alten Griechen und Römer. An seinen und seiner Freunde Briefen, aus einem Reste seiner Bibliothek — Reliquien, welche mir die Pietät der Frauen während der Wintermonate, wo ich in einem Nachbardorfe meinen Aufenthalt genommen, zum ordnen vertraute — erweiterte sich mein geschichtlicher Blick. Ganz anders fing ich an die Zustände auch meines Vaterlandes zu betrachten, und ich hoffe, die Stunden in der Provence sollen ihm nicht verloren sein. Alle Uebel, unter denen ich sonst litt, hatten nun ihren wahren Namen empfangen. Ich durchschaute den hohlen Dienst des Scheins, der neben großen Vorzügen hier durchweg herrscht und staunte vor den Erschütterungen, welche britische Verhältnisse, die man so wohl befestigt rühmt, im Laufe der Jahrzehnte noch werden erfahren müssen.

So verwebten sich wundersam für mich die Geschicke der Welt und meines eigenen Herzens. Ich fand Blanche immer die nämliche, lauteres holdes Kind, wie sie am ersten Tage mir begegnet, von der Natur und für die Natur

erzogen, keine Marionette des Salons mit pädagogischem Drahte, noch Modefirniß. Wir wußten bald, daß wir uns liebten, immerdar vereint bleiben wollten. Als die Nachtigallen kamen, ging ich den Segen meines Vaters zu erbitten. Ich verhehle mir nicht, wie manche Schwierigkeiten sich mir entgegen schieben, wie viele Vorurtheile mir aus diesem Boden wachsen. Mit dem Beistande der milden guten Mama Vi hoffe ich doch endlich alles zu überwinden. Dann will ich dem wirklichen Leben gehören, der That; für mein Land, für die Menschheit wirken — nicht blos schwärmen, wie man mir vorwirft. Ich hole sobald als möglich meine Braut. Wie freue ich mich, sie in ihre Heimath einzuführen! Nicht wahr, liebe Emily, Blanche wird eine Schwester in Ihnen finden?" —

Im Augenblicke, da das gefolterte Mädchen sich zu freundlicher Erwiederung und Zusage aufraffen wollte, sprengten Reiter durch die Hauptallee, ein Trupp junger Gentlemen aus der Nachbarschaft. Sir Arthur, welcher nicht zweifeln konnte, daß ihm dieser Besuch gelte, als Begrüßung für den Heimkehrenden, verließ unmuthig über die Störung den Salon, um die Gäste zu empfangen.

Kaum war die Miß allein, so trat von der andern Seite Viola wieder in das Gemach, und Emily eilte mit ausbrechenden Thränen auf die Lady zu. „Nur nicht so heftig, du liebes Kind, du armes Kind!" bat diese, ihr die brennende Wange streichelnd. „Mußt du so bald Frauengeschick erfahren: unbegriffen schweigen, dulden und vergeben!" — „Ach Tante Vi, wie grausam ist mein Herz

gedemüthigt worden? Warum hast du mir das gethan? Nur der Stolz gab mir Kraft zur Verstellung in diesem fürchterlichen Augenblicke.“ — Viola nahm das Mädchen in ihren Arm, ließ sie ausweinen. Was die Lady ihr wohl mochte geflüstert haben Brust an Brust? Wenigstens erschien Emily bei Tisch wieder ruhig, obschon bleicher als sonst, kaum mit einem zarten Hauche von Roth, der Theerose vergleichbar, was die Schönheit der jungen Dame nur anziehender machte. Denn selbst Arthur, der sich an ihre Seite gesetzt hatte, betrachtete sie öfters mit Wohlgefallen, dem Tantenblicke nicht entgangen, nickte ihr zu, hob dabei das Glas an die Lippen, als trinke er ihre oder eine andere Gesundheit. Völlig versunken aber in ihrem Anschauen zeigte sich ein artiger Gentleman, welcher den Platz neben dem Sohne des Hauses einnahm. Theeröslein — wenn ihr dieser Name ja heute bleiben soll — richtete das halbgeknickte Köpfchen mehr und mehr wieder auf unter den leicht errathenen Huldigungen. —

Als der letzte Abendstrahl die Wipfel des Parks vergoldete, wandelte unter ihnen Lady Viola mit Arthur in eifrigem Gespräche auf und nieder. Sie hatte die offene Mittheilung, welche er ihr machte, liebenswürdig wie immer empfangen. Er fühlte sich so traut mit ihr, sie war, indem beide alles zusammen beriethen, ihm so recht Mutter, vielleicht mehr sogar als Flore, welche immer jung vor seiner Phantasie schwebte, gleich einer heiligen Geliebten, einer Fee. Viola verhehlte ihm nicht, wie ungeneigt sein Vater sich dieser Verbindung zeigen, wie viele Gründe er dagegen aufbieten werde. „Daß Sie noch einmal nach dem Continent zurück wollen“, sprach sie, „um einige Angelegenheiten zu

ordnen, hat ihn ja schon sehr verstimmt, ohne daß er weiß, welches Versprechen Sie über das Meer ruft. Sie konnten es gewahren, als Sie ihm vorhin Lebewohl sagten. Eine arme Braut ohne Namen wollen Sie ihm bringen, jetzt wo er hofft, daß sich Ihnen die Laufbahn im Vaterlande öffne, zu der Sie sich durch einflußreiche Verbindungen Schutz gewinnen sollten." — „Der Kastengeist, die Partheiung ist es eben, Mama Vi, welche diese Insel einst noch dem Verderben weihen." — „Und die Tochter eines Feindes, Arthur, eines Mannes, der für ein ganz entgegengesetztes Prinzip als Sir Walter kämpfte, die vielleicht selbst republikanische Gesinnung eingesogen. Es wird Ihrem Vater schwer werden, sich zu den Opfern zu verstehen, welche diese Ehe verlangt, und doch kann sie, den Verhältnissen der Waise nach, in keiner Zeit ohne seine Hülfe bestehen." — „Wir wollen ja ganz bescheiden leben, meine Mutter, dürftig sogar, wenn wir uns nur einander haben; ich will streben, etwas Tüchtiges leisten. Ich werde innerlich gesünder sein, wenn ich nicht mehr Alles Andern, sondern mir selbst verdanke. Ohne des Vaters Segen können, mögen wir aber nicht glücklich sein; er soll nicht um uns sich berauben, meine Blanche ist schlicht gewöhnt, wir arbeiten gern; nur einwilligen soll er." —

Die Lady hielt dem jungen Sir auch entgegen, daß hier noch Nationalhaß hinzu träte, da ihr Gemahl feuriger Patriot sei. Sie selbst zwar, fügte sie hinzu, theile nicht die Vorurtheile gegen die Französinnen, hege Ueberzeugung, daß Arthur ernst geprüft, daß sein Herz ihn recht geleitet habe. Zuletzt erneute sie ihre Zusage, daß sie unternehme, den Vater vorzubereiten, seine Zustimmung zu erlangen,

indeß Arthur den angekündigten Vorsatz ausführe und noch einmal nach Frankreich hinüberschiffe, wo er sich am Ende nach viel verträumter Zeit doch zu plötzlich aus allen Bezügen losgerissen, um den Eltern seine Wünsche zu bringen. Die Lady will ihm bald Kunde geben, räth ihm, ruhig zu warten, bis sie ihm melden könne, daß alles im Reinen sei. Voll Hoffnung und Dank scheidet er von einer treuen Seele, die seine Vorliebe für Stiefmütterchen nicht zu Schanden macht. Er kehrt wieder um, noch einmal Violas Hand zu küssen, und eilt dann dem schon allzulange harrenden Wagen zu. Sie winkt ihm noch mit dem Tuche. Der Mond, am erbleichten Himmel aufgeschwebt, wirft einen leichten Schein über ihre Gestalt. Unter den Bäumen wallt schon weißer Duft.

Erwägen Sie es doch ja recht, Sir Walter!" — schmeichelte Viola mit ihrem weichsten Tone. „Sein Sie mild, nicht aufbrausend." — „Mild? Erwägen? Gleich wieder fort von seinem alten Vater nach dem verwünschten Lande hinüber, wo man ihn verführt hat! Das fehlte mir — ein ganzes Pulverfaß von gottlosen Neuerungen, Philosophie und Republikanismus. Was? Und dann noch das Versemachen — ich habe immer Unheil davon gesehen. Bedanke mich für die Guckucks-Eier aus dem Jakobinerneste! Was? Eine leichtsinnige Französin ohne häuslichen Sinn mir als Tochter zuführen, mit einer vielleicht noch leichtsinnigeren Mutter, die nichts hat, nichts ist!" — „Wer kann gegen Leidenschaft streiten — macht sie nicht

alles vergessen? Der arme Arthur steht unter einem Zauber.“ — „Ihr will er die Treue wahren. Des Vaters Herz kann ja drüber brechen. Man wartet bis dieß geschieht, um glücklich zu werden. Was? nach meinem Tode wird er sie heirathen? Beide sind noch jung, wollen sich gedulden. Das Erbe macht alles gut. Jetzt bin aber ich noch Herr und sage nein, nein, und werde es nach dem Tode noch thun!“ — „Aber Ihr Sohn denkt gewiß nicht so schlimm ......“ — „Ich werde dafür sorgen, daß er sich nicht in dieses Unglück stürze, auch wenn ich nicht mehr bin.“ — „Sir Walter, ich beschwöre Sie, geben Sie dieser Aufwallung nicht nach. Wenn Sie ruhiger und klarer .....“ — „Genug, Viola, was ich einmal beschlossen, bleibt, ich bin ein Mann, Haupt einer Familie, und weiß was ich thue. Keine Einmischung! Bestellen Sie, um was ich Sie ersuchte.“ —

„Wenn Sie denn unerbittlich sind, so muß ich verstummen. Nur schonen Sie mich, ertheilen Sie mir keine Aufträge, sondern gestatten, daß ich mich dieser Angelegenheit, welche mich verletzt, fern halte. Ich darf und will nichts damit zu schaffen haben. Das Einzige, was ich zu übernehmen vermag, Falls Sie es durchaus heischen sollten, ist, mit meinem Bruder zu reden, daß er Ihnen einen Geschäftsmann vorschlage, wenn Sie, was Gott verhüte, auf dem unseligen Vorhaben verharren. Noch einmal bitte ich mit aufgehobenen Händen, daß Sie es nicht thun mögen. Schon wegen mir nicht, die allein aus diesem Unglücke äußern Nutzen ziehen müßte. Sorgen Sie nicht für mich, geben Sie den Kindern alles. Lassen Sie mich arm, wie ich in dieses Haus trat, es verlassen. Ich bedürfte, träfe

mich der Schmerz, Sie zu verlieren, nur kleinen Raum, um zu weinen und zu beten für meinen Wohlthäter.“ — „Nein, aufopfernde Seele, herrliches Weib, die alles um mich verdient hat, die verdiente, daß man ihr gleich einer Königin alles zu Füßen legte, du sollst nicht dulden, nicht darben für einen Ungerathenen! Was? Gehen Sie jetzt, Viola, entsprechen Sie meinem Wunsche. Ich muß mich sammeln, werde ruhiger allein. Ich bin zu aufgeregt. Diese Gemüthsstürme bringen mich um; was?“ — Sie küßte ihm mit Thränen schweigend die Hand, wandte noch einmal das marmorweiße Gesicht wie bittend nach ihm zurück.

Als sie mit ihrem leisen Schritte den Saal verlassen hatte, richtete Walter seinen Blick auf das Bildniß über dem Divan. „Ich kann nicht anders, Flore“, sagte er halblaut, „vergieb mir; er hat es nicht besser gewollt. Es wäre feige Schmach, ließe ich mit mir spielen. Du Engel, du Liebesauge und Liebeshand, mir bricht es das Herz, daß dein Kind niemals für mich fühlte! Wenn der Knabe nicht verloren sein soll“, setzte er in seinen Gedanken hinzu, „so muß er ernste Lehren vom Schicksale erfahren. Viola, die gute treue Seele, wird ihn doch nicht verlassen. Sie wird nur zu sehr für ihren Augapfel sorgen. Aber die Freiheit muß man ihm wenigstens nehmen, sich kopfüber in sein Verderben zu stürzen.“ — Damit sich beschwichtigend, meinte jetzt Sir Walter Long, nach zwei Seiten hin dem Herzen Genüge gethan zu haben. Keine kleine Aufgabe für einen Mann, noch dazu für einen so polternden und gutmüthigen Seeveteranen, es zwei geliebten Frauen zu gleicher Zeit recht zu machen: der Einen auf Erden, der Andern im Himmel.

Inzwischen eilte Viola nach ihrem Kabinet, wohin sie ihren Bruder beschieden hatte, Sir Egrimond Thinne; ein stattlicher etwas gebräunter Cavalier mit Adlernase, hoher Stirne, frühgealtert, von manchen Sorgen beschwert, am meisten von der Last seines Familienstolzes und seiner Familienschulden. Sanft flüsternd bedeutet ihm die Lady so kurz als möglich das Nöthige. „Sir Walter läßt sich nicht abrathen", klagte sie mit Achselzucken. „Ich kann nichts thun. Es ist mir unangenehm, Gewinn davon zu empfangen. Ich sehe nur Einen Vortheil darin, daß ich für die Meinigen mehr thun könnte. Mir selbst — was soll der Glanz? Die hingemähten Jahre, die vertrauerte Jugend bringt er doch nicht wieder. Fremd pilgre ich durch das Leben." — Viola setzte hinzu: „Wie ich dir schon vorher erklärte, Bruder, ich halte deinen Schreiber für tauglich. Du könntest ihm andeuten, daß wenn man sich mit seinen Diensten zufrieden findet, auch für seine Zukunft etwas geschehen möchte, ich weiß, er liebt das Kammermädchen, die kleine Anne." — „Hat Der denn, mein sehr werthgeschätzter Master Eduard Roß nämlich, auch noch etwas Anderes im Kopfe als Buchstaben und Zahlen und wieder Buchstaben und Zahlen?" lachte Sir Egrimond, indem er mit fast höfischer Artigkeit seinen Schnurrbart auf die weiche Hand der Schwester drückt, und beim Lebewohl seiner Aufmerksamkeit, seinem Danke nicht Worte und Zeichen genug weiß. Denn voll schlecht verhehltem Vergnügen, ist er augenblicklich mit sich darüber einig, die aus dieser Wendung für ihn entspringenden Vortheile unbedingt als vollendete Thatsache anzunehmen. „Meine Ehre", entscheidet er bei sich selbst, „hat ja mit dieser Sache, wie sie nun einmal

gestellt ist, durchaus nichts gemein.“ — Und damit beruhigt er sich, denn er hat nur das Gewissen dieser Ehre, dieser Ehre vor Menschen, und sie ist seine Tugend.

Mit verschlossener Stirne und Lippe geht Viola wieder von diesem Bruder. Auch er kennt nicht, was ihre Pulse schlagen, was ihr im Busen wühlt. Auch ihm hat sie nichts verrathen von dem schwellenden Gefühle, von ihrem Triumphe, endlich am Ziele zu stehen. Sie liebte Sir Walter niemals. Nur ihrer Familie und dem eigenen Stolze zu genügen, nahm das schöne arme Fräulein die Hand des älteren Mannes, des Wittwers. Sie war noch auf Flore im Grabe eifersüchtig, besonders daß diese einen Knaben geboren, und daß er einst hier Herr sein würde, und sie, Viola, eine Fremde bliebe da, wo sie jetzt gebot .... Vielleicht hätte die Lady gern gesehen, daß der Jüngling ihr wärmer wie ein Sohn huldige, gern seine Schwärmerei hoch zurückgewiesen, sich als Elisabeth dieses Karlos gesonnt. Da dieß nicht geschah, behielt sie eine neue Bitterkeit über ihre schwindende Jugend, seiner emporblühenden gegenüber. Wenigstens wollte ihm Viola die Geliebte, die Braut geben und durch diese künftig über ihn und in Draycot herrschen. Emily sollte es sein, der Tante Liebling, die sich in ihr wieder jung fühlte. Auch verblieben so Besitz und Glanz der Familie Thinne, welche allweg danach dürstete. Arthur vereitelte den lang genährten Plan. Jetzt war es eine Lebensfrage, ein letzter entscheidender Kampf, der Viola rasch zum weitesten Zwecke trieb. Sie wagte jetzt nach dem zu greifen, was eigentlich immer im Hintergrunde ihrer Wünsche lauerte; mochte jetzt, da alles verloren sein sollte, alles erreichen. Immer entschuldigend

und im scheinbar Versöhnen immer neu stachelnd, führte sie mit Meisterschaft Walter leise, wohin sie verlangte — der Sohn war enterbt. Während der vertrauende Arthur in der Ferne nach fröhlicher Erfüllung wartet, hat man ihm schon sein Urtheil gesprochen. Viola siegte, niemand konnte sie fürderhin hier verdrängen, noch sich ihr entgegen stellen. Sie hatte das Eigenthum sehr schätzen gelernt, weil Geld Ehre und Macht ist in dieser feigen Welt.

Diese Seele, den nächsten Verwandten und Befreundeten undurchdringlich, war es auch stets für die Uebrigen geblieben. Niemand konnte da Haß ahnen, wo alles Wohlwollen verrieth, Egoismus, wo sich nur Aufopferung zeigte. Hatte denn die Lady nicht immer für Alle ein Lächeln gehabt; und weil der Blick das Gemüth verrathen konnte, ihn meist unter den langen Wimpern instinktartig verborgen? Alles war Heimlichkeit bei ihr, Berechnen. Hier prägt sich jenes Schauspielen im Familienleben vollendet aus, welches — man verhehle es sich nur nicht — im Allgemeinen wie ein tiefer Schaden an der Gesundheit unserer häuslichen und geselligen Zustände frißt, und sich als erste Frucht einer feigen, gleißnerischen Erziehung beurkundet, so daß, wie in Europa das Weib nun einmal gestellt ist, sie sich in äußersten Consequenzen auf zwei Polhöhen angewiesen sieht; ihr bleibt kein Drittes zur Wahl: sie muß entweder Heilige oder Mime werden. Das ganze Geschlecht bewegt sich zwischen diesen beiden Spitzen.

Es lastete ein Druck auf der Kindheit dieses begabten Wesens. Solcher macht Heuchler und Tyrannen, welche Sklaven Anderer scheinen, aber nur Sklaven eigener Regungen sind. Die Pflanze im Treibhause moderner, beson-

ders weiblicher Erziehung verkrüppelt, weil sie sich nicht frei in geistigem Lufthauche und Sonnenschein tränken darf. Viola war das Opfer der Convenienz, und wie man sie selbst diesem Götzen geschlachtet hatte, brachte sie ihm auch jetzt wiederum alles dar. Ihr Leben war Symbol der Lüge geworden, weil man ihr Lechzen nach Wahrheit nicht zur rechten Zeit gestillt.

Im Hintergebäude der Wohnung von Sir Egrimond Thinne brannte noch spät Licht. Es war in der Arbeitsstube des Schreibers. Master Eduard Roß, mit dem durch Wachen und Anstrengung früh gebleichten, aber noch jugendlichen Gesichte über die Rechnungsbücher gebeugt, hörte, wie Einer nach dem Andern von seinen Hausgenossen heimkehrte. Neben ihm, über ihm, unter ihm ward es immer stiller. Er hörte, wie man das Hofthor schloß, die Thüre; wie die letzten Schritte, auf der Treppe, im Corridor verhallten, wie es auch drüben auf der Straße immer einsamer ward, kaum noch aus der Ferne ein Hund bellte oder in weiten Zwischenräumen eine Peitsche knallte. Er spritzte die Feder aus, legte sie auf das Dintenzeug von Porzellan, fuhr mit der Linken in den nicht sehr glatten, aber reichlichen Haarwuchs, räumte leise hüstelnd die umhergestreuten Papiere in eine Schublade, reckte im Aufstehen Schultern und Arme ein wenig und trug die Folianten nach ihrem Platze zurück. Ein langaufgeschossener, ziemlich hübscher Mensch, schmal von Brust, vorgeneigt, mit klugen und auch gutmüthigen Augen, nur etwas verkümmert in der Miene. Er ging, indem er mit den Quasten

seines dunkelrothen Schlafrockes spielte, einige Mal in dem weiten, und durch die Waldtapete voll Bäume, Jäger, Hirsche, Hasen und Hunde etwas düstern Gemache auf und nieder, nahm von der Console zwischen beiden Fenstern einen hohen Messingleuchter mit neu aufgesteckter, dicker Wachskerze, und stellte ihn links auf den tuchbeschlagenen Schreibtisch, welcher sammt dem ehrwürdigen Ofen nebst buntgesticktem Lehnstuhle die Hauptwand beanspruchte. Sachte öffnete, nachdem das Pult mit einem Tüchlein sauber abgewischt worden war, Master Roß einen Fensterflügel, um während einiger Minuten hinauszuschauen in die Dunkelheit. Auch am Himmel brannte keine Leuchte mehr. Es war alles stumm, kein Lüftchen, kein Blatt regte sich, kein Heimchen. „Wenn Anne das wüßte, sie, die von nichts als von Sir Arthur spricht!“ dachte der Schreiber, in Fortsetzung eines innern Selbstgesprächs, unterbrach sich jedoch gleich mit der raschen Bemerkung: „Was gehen sie aber überhaupt junge Cavaliere an? Wenn sie eine sittsame Frau werden will, hat sie sich nicht darum zu kümmern.“ — Sorgfältig den Tritt mit weichen warmen Pantoffeln gedämpft, riegelt er beide Thüren zu, die nach seiner Schlafkammer und nach dem Flur führende; holt dann aus dem verborgensten Fache ein großes Blatt und ein Päckchen Papiere, und sagt bei sich selbst, indem er, zu dem verlassenen Sitze am Schreibtische wiederkehrend, die seidene Schnur, welche die Schriften umschlingt, langsam aufbindet: „Wenn Lady Long will, die vermag alles, die hat überall Einfluß; da kann mir eine Stelle, die ihren Mann und ihre Frau nährt, nicht entgehen.“ — Plötzlich hält er inne, legt die Arme über einander und nickt

vor sich hin. „Ists denn aber auch recht? das einzige Kind! . . . . . Nun das mögen die verantworten, welchen die Entscheidung obliegt. Ich bin ja blos der Arbeiter, ich bin die Hand, nicht der Kopf. Ich thue, was man mir befiehlt, kann doch nichts verhindern; auch ohne mich geschähe, was geschehen soll.“ — Er stärkt seine Entschlossenheit mit einer Prise aus der vor Anne ängstlich verheimlichten Tabacksdose in einer Tasche des Schlafrocks — und schon liegt das makellose Pergament vor ihm auf dem Pulte hingebreitet.

Ringsum ist alles in solchem Schweigen gebannt und versunken, daß der junge Mann seine Athemzüge, das Picken der silbernen Taschenuhr, welche im Holzgehäuse auf dem Bureau Schildwache steht, das Tröpfeln des nun leise niederrieselnden Regens zählen könnte. Alles schläft in schwarzer Nacht. Nur das Verbrechen darf wachen, allein vor Gott, seinem Richterauge gegenüber? — Ein tiefer Seufzer ringt sich aus Eduards Brust. Er macht sich noch da und dort zu schaffen, überliest von neuem die Formel zum Testamente von Sir Walter Long, gießt frisch Dinte auf, rückt sich im Stuhle zurecht, hustet, greift nach dem Falzbeine, um noch einmal das zum Verfassen des Dokuments bestimmte Blatt zu glätten, bessert und bessert wieder an der Feder, welche helfen soll, ein Kind enterben, ihm nicht nur Gold, sondern auch Herzensglück rauben. Endlich knarrt sie, saubere Buchstaben zeichnend, erst langsam beim Beginnen, dann immer emsiger. Jetzt ist Roß ganz Maschine, gehorsam wie der Matrose am Ruder, der Soldat unter dem Gewehre, die sich eben noch empören wollten; gehorsam wie das gesattelte und aufgezäumte

Pferd, wie der Pflug, der Furchen zieht, wie die Tasten einer Claviatur. Ganz Geschäft, nur mehr Letter und Zahl, läßt sich der Schreiber instinktartig von der Disciplin des Fleißes leiten. Da stehen schon zierlich in Reihe und Glied Wort an Wort, Linie an Linie, beinahe eine ganze Seite. Nun wendet er das Blatt, fängt oben an mit einem großen schmuckgezogenen W. Da sieht er einen dunkeln Fleck auf der leuchtenden Fläche des Pergaments, einen Schatten, den Schatten einer Hand! Eduard unterscheidet es deutlich oder glaubt es zu unterscheiden. Es fährt ihm seltsam in das Herz hinein . . . . . Nun ist die schwarze Form wieder weg. „Da hat mir die Phantasie einen Streich gespielt", denkt er und schreibt weiter. „Oder sind es Wallungen von der vorgebückten Stellung, welche mir das Blut in die Augen treiben?" — Während die Feder fleißig hin- und herläuft, schaut er zufällig nach dem Leuchter zur Linken. Plötzlich gewahrt Roß eine weiße Hand, wie Alabaster, die sich zwischen die brennende Kerze und das Pergament streckt, zart, eine Frauenhand, unglaublich schön. Er starrt regungslos nach ihr, kalter Schweiß tritt auf seine Stirne; er sieht sich um, springt auf — die ganze Stube leer, schweigend wie zuvor! Seine Glieder zittern. Die Hand ist fort und ungehemmt fällt wieder der volle Kerzenschein auf das weiße Blatt. Eduard's Kniee brechen fast mit ihm zusammen. Er schließt mit ungestümer Hast die Papiere in das Schubfach, greift nach einem kleinen Leuchter und löscht auf dem großen die Kerze mit nicht ganz sicherem Athemzuge; wirft noch einen Blick durch das einsame Gemach, und eilt, den Riegel wegschiebend und die Thüre fest hinter sich zudrückend, in die

Kammer, wo er unwillkührlich den Schlüssel zweimal umdreht.

Jetzt erst ist er sich des vollen Grauens bewußt. Er preßt seine Rechte auf die Lider. Noch immer sieht er sie vor sich diese unbegreifliche Hand und wird sie immer vor sich sehen, so lange er lebt, so lange er noch Augen und eine Seele hat. Unauslöschlich hat sich ihr das Bild eingedrückt: die länglich edle Form, beinahe durchsichtig von der Helle, nicht Stein, fast athmend, ja sogar wirklich rosig durchschimmernd von wallendem Blute. Nichts war ihm entgangen im Banne des Schreckens. „Hab' ich nicht einmal schon von einer solchen Hand geträumt?“ besinnt er sich. „Ich sollte sie kennen.“ — Auf einmal fällt ihm das Portrait der Lady Flore ein, welche ihm Anna gezeigt, vor dem er schon öfters gestanden, die Schwester seines Gebieters erwartend, wenn Roß ihr Aufträge von Sir Egrimond zu überbringen hatte. Dieselbe weiche Rundung, dieselben feinen Finger und Grübchen, die nämliche Hand, die er dort bewunderte und hier mit Schrecken entdeckte. Die nämliche Hand, die dort mit Perlen und Spitzen geschmückt auf dem Mieder ruht — es gibt keine zweite ihr ähnliche. Die Hand der Mutter, die aus einer andern Welt herüber reicht, um die Sünde aufzuhalten, dem Lichte zu wehren, daß es Werken der Finsterniß leuchte! —

Eduard wiederholt sich vorwurfsvoll seine eignen beschönigenden Worte von vorhin, in denen gleichsam schon sein Verhängniß geredet hat: „Ich bin die Hand!“ — Wie von Fieberfrost geschüttelt, wendet er sich nach seinem Lager. Ihm ist als müsse er sich hinlegen und nie mehr aufstehen, die Wimpern schließen und sie nie mehr öffnen.

Die Mutter des Kindes, Sir Arthurs Mutter! Da denkt Roß an seine eigene Mutter. Ein Gebetlein, das sie dem Knaben oft gelehrt, kommt dem geängstigten reuevollen Manne jetzt zurück. Unbewußt faltet er die Hände und sagt es halblaut vor sich hin. „Mutter", fügt er hinzu, „ich danke dir! Diese Hand kommt auch von dir. Du wolltest deinen Sohn nicht verderben lassen. Dein Gebet im Himmel hütete mich. Zwei Mütter wachten. Diese Hand, die mich rettete, soll mich nicht schrecken, sie soll mich führen, ich ergreife sie. Mutter, sie leitet dein Kind zu dir und in die andere Welt zurück!" — Was für ein Klang, der jetzt zu ihm hereinschwebt, wie süß verhaucht! Eine Nachtigall im dichten Gebüsche nahe dem Fenster singt noch einmal, ehe der Tag graut. Diese immer wieder neugeborenen Erdentöne der alten göttlichen Liebe im Himmel, sie schmelzen alles hin, was den jungen Mann spannt und quält. Er fühlt sein Gesicht naß von Thränen, wie in den guten schönen Knabentagen, wo ihn sein Mütterlein schalt und lobte. Herzlich weinte er sich aus.

Was auch ein Jeder von jener Hand urtheilen, wie sie deuten möge, es ist keine erfundene Geschichte, welche hier erzählt wird, sondern Thatsache, unwiderlegt; und treu wie dieser folgte man den Namen, welche ihr verknüpft zur Zeit in England mit großem Wiederhalle genannt wurden. Dem Leser bleibe überlassen, ob er die Erscheinung als Objektives dulden oder als schöne Gelegenheit für einen Beweis des Vorbildens von innen heraus, der nach außen getretenen, vielleicht hier einem bangenden Gewissen entstiegenen Seelenspiele, Phantasmagorien, ergreifen wollte. Wer an ein Geheimes und in Ausnahmsfällen sogar sicht-

bares Band zwischen zwei Welten zu glauben vermag, an diesen Zusammenhang tiefster Räthsel der Naturkräfte, wo Wissen und Ahnen dem erdbegrenzten Blicke noch in eins verfließen, dürfte der es vielleicht doch nicht so ganz undenkbar finden, daß eine Mutter ihren Sohn als Schutzgeist umschwebte, die Hand, die so oft schon sich betend für ihn faltete — und auch jetzt noch an Gottesthron: für ihn erhöbe gegen falsches Zeugniß und Gericht? Nicht die Hand, welche im Grabe modert, aber den Geist dieser Hand, so zu sagen ihren psychischen Abdruck, ihren Aetherleib, eine symbolische Wiederspieglung, die verklärte Hand. Leise nahen die Unbekannten von Jenseits. Wie rührend sanft will zuerst nur der Schatten mahnen! Nun erst die Hand selbst sich zeigen vor dem Lichte, still und mächtig, schön und furchtbar! Der Ausdruck alles dessen, was das Firmament trägt und in den Gestirnen waltet. Und dieß Urbild, welches in die grausten Zeiten hinab bis in den Sagenkreis aller Völker reicht, als Symbol von That und Segen, und das sich überall wiederholt, die höchste Kraft, die höchste Weisheit, die höchste Liebe, den Allvater darzustellen: auch eine Frau hat es in der Geistersprache gefunden, um ihr Kind auf Erden zu schützen! Darf doch jeder Mensch sich getrösten, daß eine solche Geisterhand über ihm wacht, da einen Strahl entziehend, wo er ihn vielleicht mißbrauchen möchte, dort wo es Noth thut, die Leuchte haltend zu vermehrter Klarheit. Wenn er den Wink auch nicht schaut, kann er ihn doch fühlen in der Seele, sobald sie es will.

Eduard schlief diesen Morgen nicht mehr. Kaum daß die Frühlichter neugierig eilfertig durch seine Laden schlüpften, stieß er sie auf, erfrischte das müde Auge an dem Wiesengrün, an dem Kusse der Luft, trat dann in die Schreibstube, mit innerem Erschaudern vor den gewohnten Umgebungen, in den sich seinen Blicken alles aufdrängte wie er es vor wenigen Stunden verlassen. Er zündete die Kerze auf dem Messingleuchter wieder an, und verbrannte an dem nämlichen Lichte, vor welchem gestern Geisterhand schwebte, das halbvollendete Actenstück, das Pergament, auf welches ihr Schatten gefallen war, zu Asche. So zeitig als Roß Zutritt bei Sir Egrimond erlangen konnte, trug ihm der Schreiber die anvertrauten Papiere hinüber. Erst als Eduard, entschlossen, alle herben Folgen, welche eine Weigerung für sein Fortkommen hervorrufen konnte, geduldig hinzunehmen, ja selbst neben dem Argwohne und der Rache, dem Spotte sich nicht zu entziehen, welche das Ereigniß gegen ihn entfesseln mochte, die Bitte ausgesprochen hatte, ihn zu verschonen mit einem Geschäfte, das er nie zu vollbringen vermöge: athmete er wieder auf, trotz den schlimmen Aussichten für Amt und Ehe. „Ich werde in Frieden sterben können", dachte er, „und die Hand nicht fürchten müssen, wenn sie sich an meinem Todtenbette erhebt." —

„Einbildung! Er ist ein Thor", sagte Lady Long, als Thinne sie von dem Vorgange benachrichtigte. „Wir müssen für jemand anders sorgen. Wie verdrießlich — hättest du mich doch belehrt, daß dieser Mensch so phantastisch ist! Was sollen die Possen? Die Schwärmer verderben doch Alles." — Warum sieht sich denn Viola aber

jetzt oft so scheu um und scheint vor ihrem eigenen Schritte, vor dem Rauschen ihrer schwerseidenen Gewänder durch die lange Zimmerreihe zu erbeben? Warum läßt sie so viele Kerzen in ihrem Schlafgemache anzünden und schellt oft nach Anna mitten in der Nacht, um etwas Unbedeutendes zu fordern, unter dem Vorwande eines kleinen körperlichen Uebels? Warum meidet sie dieses oder jenes Gemach, vor allem den Saal? „Die Lady wird so bleich, sie leidet“, heißt es im Hause. Inzwischen hat Viola von Ungeduld und Sorge beinahe aufgerieben, nicht versäumt, ihren Bruder zur Eile in der bewußten Angelegenheit zu treiben. Endlich nachdem Tag um Tag langsam verstrich, kündigte für den nächstfolgenden Sir Egrimond seiner Schwester den zuverlässigen, verschwiegenen Mann, den er aufgefunden und mit der Sache betraut hatte, in der Stille an.

Am Morgen des nämlichen Tages, an welchem der Rechtskundige die Schrift überreichen sollte, ließ Sir Walter früher als sonst die Lady zu sich bitten, vor der gewohnten Stunde des Frühstücks. Er saß schon ganz angekleidet in seinem Schlafzimmer, dessen Wände von grüner Seide eine Reihe Seestücke zierten, aufrecht am Schreibtische. Viola fand ihn ernst aussehend, blasser als sonst, ja seltsam ergriffen. Er reichte ihr mit einiger Feierlichkeit die Hand. „Es wird Ihnen lieb sein“, sprach er sehr weich, „denn in Ihrem edlen Sinne riethen Sie mir ja immer Verzeihung, was? ich habe eben an Arthur geschrieben, er soll kommen, soll seine Braut bringen, ich willige in Alles, was?“ — Ihr kalt staunender Blick, dem sie in der ersten

widrigen Ueberraschung nicht gebieten kann, sich wie sonst in die Wimper zu hüllen, begegnet dem fragenden ihres Mannes, der in ihren Augen einen so ganz andern Ausdruck vermuthete. Walter hat in diesem Moment in ihrer Seele gelesen! zum erstenmale ist ihm eine Ahnung dessen aufgegangen, was jahrelang diese Brust eines Wesens feindlich birgt, das stets mit so viel Sanftmuth neben ihm wandelt. Er hat in dieser einen, der Selbstbeherrschung verrätherisch entschlüpften Minute, in das starre unselige Antlitz der Medusa geschaut! Viola fühlt das. Ein Moment nur und welche Kluft zwischen zwei Menschen, Kluft, die keine Vergangenheit und Zukunft mehr auszufüllen vermögen!

„Es ist ja", setzt der alte Sir, nach einem peinlichen Schweigen Beider hinzu, „mein einziges Kind, das ich glücklich machen muß, bevor ich sterbe. Wer weiß, wie bald ich vor seiner Mutter stehe! Und wie soll ich das Auge aufschlagen, wenn ich hart gegen Flores Sohn gewesen bin, ihn verstoßen habe in die Fremde?" — „Mein Gemahl, der Himmel segne Sie, ich athme wieder leicht. Ich darf doch ein paar Zeilen beifügen? Lassen Sie uns schnell den Brief besorgen. Ich werde Fabian schellen, nicht wahr?" — „Mary hat ihn schon dem Boten gebracht." — Neuer Blick von Einem zum Andern, neue Pause. Alsbald aber glitt Viola mit ihrem angenehmsten Lächeln über Alles zu den nöthigen Vorbereitungen hinweg, zu Anstalten, welche den Empfang des Paares einleiten mußten. Sie war nie heiterer, gesprächiger, liebenswürdiger. Eine anmuthige Röthe erglühte allmählig auf ihren sonst so marmorblassen Wangen. Sir Walter zeigte sich fast zärtlich und versicherte

unaufhörlich, er werde niemals ihren Edelmuth, mit dem sie seiner Ruhe alle Opfer bringe, vergessen. Und doch blieb heute etwas Unheimliches zwischen ihnen, vielleicht um nie wieder zu schwinden! Oft stürzt, was Jahre bauen, in einem Augenblicke zusammen.

Lady Long suchte sobald als möglich einen Vorwand, um in ihr Kabinet zu entfliehen, das sie abschloß. Sie erlag beinahe der Gewalt, welche sie sich anthat. Die Niederlage zerschmetterte Viola. In der gedrängten Leidenschaftlichkeit ihres Innern dachte das Weib jetzt weniger an Macht und Glanz, die sie verlor, als an den entwundenen Sieg überhaupt; der Reiz des Sieges selbst, seine Krone, die noch über Allem schwebt. Unter ihren Spiegelwänden, ihren türkischen Kissen warf sich Viola zuckend hin wie auf einem Folterbette. Ihre schweren, blauschwarzen Flechten hatten sich gelöst; verzweiflungsvoll in stummer Wuth zerrte sie an ihnen; wie Schlangen sanken sie um das zornbleiche Gesicht, aus dem jede Spur des Blutes gewichen war; nur eine Ader, im zarten Weiß der Stirne schwellend, schlug heftig.

Unbegreiflich war ihr doch dieser Ueberfall des Geschicks, diese Wendung bei Sir Walter, der sonst nur mit Violas Gedanken dachte, mit Violas Augen sah. Man hat wohl nachmals von einem Traume geflüstert, von einem Traume Sir Walters in der vorhergehenden Nacht, der sein Gewissen aufgerüttelt, ja sogar von einer Erscheinung. Die Lady verweilte mit ihren Muthmaßungen nicht bei ähnlichen „Abentheuerlichkeiten", wie sie es nannte. Halt! Auf einmal stand ihr alles fest und deutlich vor der Seele. Kein Zweifel, Master Roß hatte geschwatzt! Gegen die

Geliebte, natürlich; und von der war es an Mary gekommen, welche es dann ihrem Herrn zutrug. Diese Mary! Sie war der Gebieterin immer ein Dorn gewesen. Aber Viola konnte nicht an sie heran, Mary war zu pflichtstreng. „Warum habe ich nicht auf ihrer Entfernung bestanden?“ warf sie sich zu spät vor. „Von der mußte mirs kommen!“ — Unbewußt ist der Böse oft feig vor einem Haupte, über dem, wie bei diesem silberhaarigen der biedern Dienerin, ein Engel fliegt. „Warum habe ich mich denn eigentlich nie an Die wagen wollen?“ fragte sich Viola. Man muß nie einen Feind für zu gering achten, das rächt sich ...... Ja wohl, sie trug es ihrem Herrn zu! Die Wirkung auf den kränklichen und schwachen Mann konnte nicht fehlen. Sie wird ihm auch noch ein Paar Kirchenlieder vorgebetet haben!“ —

Die Lady hatte den Zusammenhang getroffen. „Eine Geisterhand — durch so plumpe Theatermaschinerie mich überlisten lassen!“ — spottete sie, und konnte sich nicht empfänglich machen für die lautere Feinheit dieser Fügung. Denn selbst wenn man aus der nächtlichen Erscheinung auch alles verweisen wollte, was — obschon den Schöpfungsphänomenen verwandt — als „unnatürlich“ bezeichnet wird, und blos die Annahme gelten lassen, daß dem Schreiber Master Roß Fieberbilder seines ringenden Gewissens sich aus ihm herausgestalteten; daß ihm durch seine Seele ihre Rechtssprüche vor dem äußern Blick figurirt wurden, die Symbolik des innern Dichters mit Erinnerungen verwebend, an das oft bewunderte Portrait im Saale: bleibt die Hand der Mutter doch etwas Wirkliches, eine Wahrheit, ein Schicksal; und die Weise, in welcher diese Hand,

wenn auch nur vermittelt durch das Gemüth eines schwer-versuchten jungen Mannes, Verbrechen wehrte und in das Leben vieler Menschen griff, verdiente gewiß in solchem Falle sogar nicht minder wunderbar zu heißen, als wenn ein Bote aus jener Welt in der That den Geisterarm nach dem Lichte auf dem Schreibtische gesenkt hätte. Ja es handelt sich hier, bei einem tief und vielfach verbürgten Vorgange, entweder von wichtiger Erfahrung aus einem dunkeln unerreichten Gebiete, oder aus helleren Seiten der Natur. Letztere angenommen, von einer eben so merkwürdigen als schönen Erscheinung der Psychologie, also auch Geistererscheinung, nur anderer Art.

Die Spätsommertage finden Draycot verwandelt, viel heiterer als sonst. Es haben die letzten Rosen das junge Paar einziehen sehen, zum Heimathneste, Arthur und seine Blanche. Glücklich durch das Herz, mag es ihm nun leicht werden, Andere zu beglücken. Er denkt daran, seine Träume für Menschenwohl in die Wirklichkeit zu pflanzen, bereitet sich schon jetzt, auf den väterlichen Besitzungen wie einst im Parlament, zwischen der Aristokratie und dem Volke zu vermitteln, Letzteres der Natur wieder in die Arme zu führen, durch den Landbau, dessen kräftigeres Erblühen, einem oft parasitischen Industriewesen gegenüber die ungesunden Säfte der Civilisation bessern soll. Ob des jungen Gatten Lyrik dabei gedeiht, daß seine Wünsche sich erfüllen und es ihm so gut ergeht? Er reift immer mehr in das große Allgemeine und damit in die höchste, die objektive Poesie hinein durch die Harmonie, zu welcher sein Dasein kraft

der Liebe sich entfaltet. Wie ein Engel oder ein Kind geht Blanche durch das Haus. Es ist als ob Flore und ihre Jugend wiedergekommen. Der alte Herr, welcher in dem Töchterlein aus Süden neu auflebt, wird nicht satt, ihre Augen denen seiner Heimgegangenen zu vergleichen. Auch die Cousine und die kleine Frau finden sich als Freundinnen. Die Miß hat sich mit Allem ausgesöhnt. Einer der jungen Gentlemen, deren Ritt in den Park damals das verhängnißvolle Gespräch unterbrach, ein ganz hübsches rundes Milchgesicht, der nämliche, welcher bei Tische mit den Blicken nicht von ihr wich, widmet ihr fortwährend Aufmerksamkeit, indeß Sir Egrimond Zahl auf Zahl thürmen muß in Berechnung der Jahreseinkünfte des muthmaßlichen Freiers. Ohnehin hilft ja den Emilys der Stolz schnell über eine gekränkte Neigung weg.

Die Gesundheit von Lady Viola hat gelitten; sie kann sich nicht mehr recht erholen, krankt fort und fort. Selten verläßt sie ihre Gemächer und nur um, sehr verschleiert und eingehüllt, im Parke unter freiem Himmel zu athmen, am Mittagstrahle sich zu wärmen. Der gewaltsam zurückgedrängte Haß zerstörte sie. Zu viel hat sie in sich verschlossen. Das Gift blieb in ihr. Auch nagt das am meisten an ihr, daß sie sich jetzt von Sir Walter durchschaut weiß, seit jenem Momente morgens im Schlafzimmer am Schreibtische. Der Gemahl entbehrt sie überraschend leicht, in der Weise jener schwachen Leute, die sich so fest hängen, und einmal los, so schnell missen. Von dem, was sie beherrscht hat, scheinen sie sich erst gar nicht wegreißen zu können, kaum ward es aber einmal beseitigt, so lassen sie es um so lieber liegen, je mehr Furcht sich

in solche Neigung mischte. Frei zu sein, verstehen sie nicht, aber rasch den Herrn wechseln. Der alte Schiffmann läßt sich die Abwesenheit seiner Gattin doppelt leicht gefallen, weil er sich ganz an Lady Blanche gewöhnt, die ihn nicht hofmeistert, aber gar anmuthig hegt und pflegt mit ihren weichen kleinen Händen und sonnigen Augen. Er merkt jetzt erst, was ihm lange gefehlt, und eilt zu vergessen, was ihn belästigen könnte.

Auffallender möchte bedünken, was sich bei Viola kund gibt. Sie gewahrt zu eigenem Staunen einen fremden Gast in ihrer Brust. Auch selbst sie fühlt einen gebieterischen Zug, der sie zu den Neuvermählten drängt. Je näher der Abend dieser Frau kommt, je mehr sie hinwelkt, gleich dem Laube, das der nahe Herbststurm vom Aste schleudern wird, desto mehr scheint ihr die Gegenwart von Blanche und Arthur, welche ihre „Mama Vi" ahnungslos mit Liebe und Sorgfalt umringen, etwas so Versöhnendes zu bringen. Beinahe als sollten diese Glücklichen Violas Tage sühnen, und als wären sie das Band mit dem Himmel, das Leben, welches den Tod nicht heranläßt. Durstig hängt die Kranke an den Blicken Beider, an ihren Worten. Ein wärmerer Schein fliegt über Violas todesfahle Wangen, wenn die lächelnden Gestalten eintreten. Sie läutert sich gleichsam in der Nähe des jugendlichen Paares, empfängt Alles von ihnen, denen sie einst Alles nehmen wollte. Das vertrocknete Herz, der Felsenrose ähnlich, blüht wieder auf in diesem unverdienten Thau und Sonnenlichte. Die Gnade ist bei dem Sünder eingekehrt! Viola bittet mit einem neuen tief aus der Seele bebenden Tone: „Liebt mich!" — wie man bitten würde: „betet für mich!" —

Liebt mich, damit meine Seele sich aufzuschwingen vermöge! Liebt mich, daß ich mich reinige! Sie fristet ihr Sein von dem Almosen frommer Herzen, und ist nun, eine Bettlerin auf der Schwelle des Grabes, reicher als je in ihrer ganzen Vergangenheit.

Die Hochzeit von Sir Arthur bleibt nicht die einzige in Draycot. Master Eduard hat ein Amt und eine Frau in der Familie erhalten. Man hat ihm die schmucke Anne und dazu alle Rechnungen und Streitsachen des Hauses angetraut. Personen, die ihm und den Verhältnissen ferner stehen, wollen ihn oft fast bis ins Lächerliche genau und peinlich bei Geschäften finden. Freilich gestattet er sich jetzt nicht mehr die kleinste Sophisterei auch in noch so schwierigen Fällen, arbeitet unbestechlich fort, wie bewacht von jener Hand, welche ihm in stummer Nacht die geheimnißvolle Pforte lautlos erschloß: von jener Hand, welche keine Wage trug, aber doch das göttliche Recht war.

Master Roß geht nie durch den Saal, ohne mit ehrfürchtigem Schauer dankbar zu der Hand empor zu blicken, welche sich so bedeutsam auf die Brust legt, als Siegel der Treue, über das Grab hinaus bewährter Treue. Unter diesem von Künstlerweihe bewahrten Bildnisse der Mutter regt und webt sich ein glückliches Leben voll Friedenstraulichkeit, und die schönen Augen Florens scheinen den Kindern Segen zu lächeln. Sir Walter schaut in manchen Momenten mit gefalteten Händen zu dem Portrait hinauf, als wolle er seine Verklärte stumm um Vergebung bitten für eine Schuld; und viel öfter denn sonst, ja bei dem geringsten Anlasse, steckt jetzt Mary ihren schneebereiften Kopf in die Familienstube herein, ihr altes Gesicht,

das in seliger Mitfreude fast wieder zum kindlichen wird. „Komm", sagt der Vater oft zu Blanche, „Komm, mein Töchterlein, sieh mich an mit deinen Blumenaugen. Es ist als wenn Flore mich aus ihrem Himmel anblickte und zu mir spräche: „Alles ist gut, Walter: Nur die Treue und die Liebe bleibt." —

Morizia von Nassau.

Kerzen brannten an dem Ankleidspiegel in der Mitte eines Kabinets von rothem Sammet. Aus dem venezianischen Glase schaute ein weißes Gesichtchen, zartgeformt, mit großen Augen. Hellbraune Locken sanken duftig wie ein Schleier auf die Schultern, welche ein blaues Gewand von silberdurchwebtem Flore umschloß. Die junge Dame schien mit eiliger Hast die Vollendung ihres Anzugs zu betreiben. Sie gab zehn Befehle auf einmal. „Geschwind, May", sagte sie zu ihrer vertrauten Zofe, der Gespielin ihrer Kindheit; „geschwind, die Schleifen sind ja noch nicht gebunden . . . . . Meine Handschuhe, das Tuch . . . . . Nimm die Veilchen und Reseden aus der Vase, der Wagen kann jede Minute vorfahren." — Die kleine May dachte bei sich in ihrem schwarzen Krausköpfchen, daß es noch über eine Stunde Zeit sei, bis der Ball im Königsschlosse Whitehall beginne, zu welchem ihre Gebieterin, die schöne Morizia von Nassau, die nahe Anverwandte des englischen Hofes, geholt werden sollte, und wußte sich die Ungeduld, welche man sonst an dem Fräulein nicht gewohnt war, heute gar wohl zu deuten.

„Keine Perlenschnur, nichts von Thränentropfen jetzt", gebot diese, als ihr May das Geschmeide um den schlanken Hals legen wollte; „ich mag diesmal nur heitern Schmuck; gib mir die Edelsteine." —

Sie lehnte sich in einen Armstuhl. „Ich habe heute Nacht von einem Vogel geträumt", sprach sie; „sein Gefieder war einzig, er flog mir davon, hoch in den Aether hinein; ich sah noch, wie seine Farben oben in der Sonne schimmerten. Als mein Blick sich senkte, blühten rings um mich weiße Rosen auf der Erde, ein ganzes Beet, Kelch an Kelch." — Nach einigem Schweigen rief sie: „Komm', singe mir ein Lied!" Das rothwangige Kind sprang nach der Laute, und rückte sich einen Schemel neben die Herrin. Kaum waren einige Töne geklimpert, so ließ Morizia ihren Fächer, mit welchem sie spielte, aus einander gleiten, und fragte, zu der Dienerin geneigt: „Was steht darauf, kannst du den Namen lesen?" — May streckte ihr Stumpfnäschen auf das Elfenbein, und buchstabirte eifrig: „Colin Lindsay, Graf von Balcarres." — Sie hatte es aber schon vorher gewußt. „Ich mußte ihm den ersten Tanz versprechen. Wir werden uns diesen Abend wieder in den Sälen begegnen, wo ich ihn zum erstenmal sah, bei seiner Vorstellung am Hofe Jakobs II. Ich saß neben der Herzogin. Da fiel mir ein fremder Cavalier auf, welcher vor der Marchesa stand. Wie freundlich plauderte die stolze Spanierin mit ihm! Er war keinem andern ähnlich. Und wie er sich mir dann durch meinen Vormund als Tänzer zuführen ließ, wir sprachen und . . . . . aber das erzählte ich dir ja schon hundertmal." — „Man hört es gern wieder. Hab' ich Euch doch damals so glückselig nach

Hause kommen sehen, dann aber immer einsylbiger, immer stiller und bleicher werden, bis endlich Botschaft von der Wiederkehr des Grafen eintraf. . . . . . Freilich, es ist auch ein Herr! Augen wie Lichter; die Adlernase, ein seidner Lockenkopf, und eine Hand, ein Fuß! . . . . . Auch gut ist er, so gut; gegen Alle; ich glaube, der kann Niemand etwas zu Leide thun. Heute Morgen, als er auf der Treppe an mir vorübersprang, wie leutselig hat er da genickt!" —

Die Dame sah in ihren Blumenstrauß, ohne ein Wort von dem zu verlieren, was May vorbrachte. „Ein vornehmes, altes Geschlecht, die Lindsay", fuhr diese fort; „stattliche Güter, Schlösser; nur auf seine Ahnenburg soll er die junge Gemahlin nicht bringen. Es ist ein unheimliches Nest; Verwünschung haftet darauf. Ein Vorfahr, ein wilder Ritter voll Unthaten, hat den Fluch über das ganze Geschlecht gebracht. Sie nennen ihn nur den „Wicked-Master". In alten Chroniken steht ausführlich davon zu lesen. Es gehen schauerliche Sagen im Volke. Mein Vater, dessen Bruder Pächter in der Gegend war, hat es uns oft erzählt. Ich fürchtete mich nicht wenig. Wenn wir Kinder unartig waren, drohte die Mutter uns mit dem „Wicked-Master", und dann steckten wir uns bis über die Nase unter die Decken. Wie bin ich erschrocken, als ich den Namen zum erstenmale hörte! Aber wenn man den schönen Herrn erblickt", setzte die Schwätzerin hinzu, Ernst in den Zügen des Fräuleins bemerkend, „dann schwindet alles vor seiner Jugend und Fröhlichkeit." —

„Ja", entgegnete Morizia, „sein Leben ist wolkenlos und sonnig! Als er mir zuerst entgegen trat in seiner

vollen Seelengüte und Heiterkeit, da rührte es mich doppelt, daß ein düsterer Erbfluch auf ihm ruhen sollte. Hast du nicht selbst von der Wohlthätigkeit des Grafen berichtet? Wie hängen seine Unterthanen an ihm! Er kann und will nur erfreuen. Nein, an den reicht keine schwarze Schicksalsmacht!" sagte sie, indem sie sich erhob. „Glaubst du nicht, May, daß Gebet den Bann sühnen mag? Und sollte ihm ein Urtheil drohen, möchte mich doch statt seiner Gott zum Opfer nehmen, das Uebel auf mein Haupt leiten!" —

Ein Diener meldete den Wagen. Morizia eilte zu ihrer leidenden Tante hinüber, unter deren Schutz sie in London lebte. Es war eine edle Gestalt, ein fast durchsichtiges Antlitz, lang und schmal, ganz begraben in grauen Atlas und Spitzenschleier. „Die Herzogin fährt vor, um mich nach Hofe zu holen." — Langsam ließ Lady Arabella den Blick über das sich erröthend verbeugende Mädchen gleiten. „So recht!" sagte jene etwas leise, mit sehr schwacher Stimme. „Du weißt, daß du heute hübsch sein mußt. Sir Robert sendet, kaum genesen, seinen glänzenden Pflegling, dir zu huldigen und deine Gunst zu erringen." — Sie sah der süßen Frühlingsgestalt nach und dachte: „der Tag erster Liebe, so kehrt er doch nie wieder! Meine Ludovika, wenn du sehen könntest das Glück deines Kindes! Du wolltest sie ja vor allem Grame hegen. Hab' ich in deinem Sinne gestrebt? Er, frisch in die Gegenwart greifend, entschlossen, froh. Sie träumend und weich. Das muß eine gute Mischung geben." —

Der erste Blick unserer Freundin beim Eintritte in Whitehall, in einem der Vorsäle, fällt schon auf Colins

hohe Gestalt, der ihrer harrt. Die Lippen sagen wenig, die Augen desto mehr. Die Herzen finden sich. Tante, Oheim und Vormund werden bald auch den Hochzeittag finden. Alles freut sich des Paares; seiner ritterlichen, ihrer zarten Erscheinung, wie sie im Scheine von tausend Lampen, Arm in Arm, durch die Reihen fliegen. „Ist sie nicht ein Elfenkind?“ fragte der Graf, nachdem er den Reigen verlassen, seinen Freund Richard in eine Fensternische ziehend. „Wir haben uns beim ersten Tanze verlobt. Rasch muß das Glück kommen. Meinst du nicht, daß man mit solch' einer Feenkönigin die alte Hexerei bezwingen könnte, die nicht zu sühnende Erbschuld, welche jeden Lindsay, auch den Edelsten des verurtheilten Geschlechts, unaufhaltsam in Verderben oder Schmach reißen soll? Richard, dieses dunkle Verhängniß bis in die Nacht der Zeiten hinab, diese Kette von Verhängnissen, Vergeltung will ich es nicht nennen — gerade die unbekannte Gewalt, die, wenn auch nur in der Einbildung, seit den Knabenjahren mir folgt, siehst du, ich glaube, sie hat mich so leichtsinnig gemacht, so freudebegehrend, so genußsüchtig. Mich drängt es, Blumen zu streuen auf den dunkeln Hintergrund, zu haschen nach dem Augenblicke. Ich greife nach dem Glücke. Darum hat es mich lieb. Schenkt es mir zum Beweise nicht auch jetzt als Gattin die Verwandte des Prinzen von Oranien? Man hat von der Wiege an mich schon als Liebling verwöhnt. — Du seufzest?“ —

„Wie ich die schöne Nassauerin sah, Colin, da mußte ich meines Mühmchens gedenken, meiner Spielgenossin. Wenn sie nicht gestorben, wäre sie jetzt im Alter deiner Braut.“ — „Ja, sie ist schön, meine Morizia, nicht wahr?

der schwebende Gang, die weichen Haare, der Glanz im Blicke .... meinst du, daß blaue Augensterne reizender sind als schwarze? Die, in welche ich gerade schaue, dünken mir stets die herrlichsten. Bruder, die Marchesa de Luna hat doch tiefe Gluth in ihrem andalusischen Blick .... Aber wie hab' ich mich verschwatzt! Die Hofdame der Statthalterin winkt. Beim heiligen Georg, rein vergessen, daß ich mit ihr tanze! Dort steht sie selbst, die Prinzessin Anna." — „Der leichte*) Lindsay!" flüsterte Richard, und sah ihm nach. „Da tändelt er hin, und macht das Sprüchwort seines Hauses wahr: „ein leichter Lindsay!" Ob er ein zartes Frauenherz mag zu hegen wissen, und im flüchtigen Hauche seiner Lippen die Rose nicht zerflattern muß? Wird er dir mehr Thränen als Lächeln entlocken, Morizia, holdseliges Kind? — —"

An Colin geschmiegt, stand die Braut im Fenster, und ließ in ihren feingeformten Fingern Ohrgehänge von Smaragd gegen die Abendsonne funkeln. Es war ein Hochzeitgeschenk am Tage vor der Vermählung. Wilhelm von Oranien sandte es seiner Muhme, Urenkelsohn jenes großen Schweigsamen, welcher für sein Vaterland fiel; Wilhelm sandte es, der Statthalter der Niederlande, angetraut der Tochter Jakobs II., der edle Held, welcher bald berufen sein sollte, die Krone der Elisabeth zu tragen, und ihrem beneideten England in Freiheit durch Gesetz die Rechte

*) In der Chronik, aus welcher wir schöpfen, heißt es: „a lightsome Lindsay".

zu gründen, die es noch heute zum Vorbilde der Staaten Europa's erheben. Morizia wußte den auch geistigen Werth eines Schmuckes aus solcher Hand zu würdigen. „Wie ein Talisman möge er mich auf dem schönsten Gange meines Lebens begleiten", sprach sie. „Morgen!" rief Colin, und schlang beide Arme um sie. „Morgen!" entgegnete sie, und sah verklärt zu ihm hinauf. Er kniete vor ihr: „Wie hab' ich es nur verdient, ich wilder, stürmischer Bursche, ein solches Herz und seine Liebe? Doch das ist ja eben die Gnade! sie senkt sich noch heute vom Himmel auf uns herab!" — Als der Graf das Gemach verlassen hatte, eilte die Jungfrau in das Oratorium ihrer Tante, dessen ernste Wände der letzte Strahl noch purpurn färbte. Die Marmorhändchen gefaltet, das lichte Lockenhaupt vorgeneigt auf den Pult von schwarzem Sammet, warf sich Morizia auf der Schwelle zwischen Vergangenheit und Zukunft gläubig nieder.

In Lindsay setzte sich, indem er die Marmorstufen hinabstieg, die Gedankenreihe fort: „Ist es nicht, als ob bei jeder Seele des Mannes", sagte er zu sich selbst, „ein Engel bete, wache, liebe? Morizia ist mein Schutzgeist. Wie kristallhell und lauter fließt ein solches Frauenleben hin, im Gegensatze mit unserem vielversuchten, ruhelosen, das nur Stigmate und Reue zurückläßt! Und doch dürfen, wollen wir zuletzt noch die Hand ausstrecken nach einer so reinen, im Frieden der Natur allein für uns aufgeblühten Blume!" — Ihn trieb es hinaus in die offene Luft, wo der Himmel sich unverkümmert wölbt, das Land grünt. Es liegt ein weicher Sommerabend über der Erde. Unserem Grafen ist so wohl und so weh. Er schweift da

und dort umher. Noch einmal will ihm die Freiheit wie zum Abschiede winken, ihrem kühnen Sohn. Noch einmal zeigen ihm die Romantik, das Abentheuer ihre vollsten Kränze. Wie man beim Trennen alles heißer liebt, wie die sinkende Sonne, noch einmal aufflammend, zum letztenmale den Planeten am reichsten mit ihren Gluthen verklärt, so möchte Colin sein ganzes, hochschäumendes Jünglingsleben, jede alte, liebe Lust, die ganze Vergangenheit, die vor dem Ernste des Männerstrebens fliehenden Lenztage an sein Herz drücken; noch einmal sich an allem freuen, was er nie mehr besitzen soll.

Es war allmählig dunkel geworden. Sternschnuppen, fremde Blüthendüfte flogen durch die Nacht. Der Graf fand sich am Eingange eines Parks. Säulen schimmerten in der grünen Finsterniß. Er gewahrte, daß er, planlos umherirrend, an die Villa gerathen, welche der spanische Gesandte bewohnte. Lichtstreifen schwebten über der Akaziengruppe und dem Rasen. Die hochgewölbten Fenster ergossen blendenden Schein. Nur eines, mit dem Goldgitter, hinter welchem unbekannte Vögel saßen, glänzte matt. Beide Flügel standen offen. Die Phantasie unseres wandernden Ritters malte ihm die Marchesa, wie sie im Dämmerstrahle einer mondartigen Lampe, unter dem Arom ihrer Heimathblüthen, auf der Ottomane ruhte. „Diese Weiber des Südens“, dachte er, „haben doch einen Zauber; ihr Hauch ist warm wie ihre Sonne. Wird die bestrickende Carmen de Luna nicht heraustreten auf den Balkon?“ — Eine zarte, tiefschmelzende Stimme begann ein Lied der Pyrenäen. Vielleicht die Gesandtin selbst, oder eine ihrer Frauen. Colin lauschte noch, als der Gesang

längst verklungen war. Ein kerzenhelles Fenster nach dem andern erlosch, machte gleichsam schläfrig die Augen zu. Er blieb, bis das letzte verglommen. Nichts regte sich in dem stummen Marmorbau. Kein Blatt an den Bäumen rauschte. Da schwoll aus geheimem Laube der süße, langgedehnte Liebesseufzer Philomelens. Noch einmal horcht Lindsay. Alles still. Da streckt er sich im würzigen Moose hin. Ihn reizt es, die kurze Nacht unter den Fenstern einer mystischen Schönheit, wie vor einem Feenschlosse zu verschlummern.

Schon begann ein Traum zu weben, als der Graf durch Hufschläge, laute Stimmen und Hundegebell gestört ward. Ein lustiger Zug kam vorüber. Die Doggen schlugen an, sprangen durch's Gebüsch zu dem Schläfer, und waren durch keinen Ruf weiter zu bringen. Man hörte, daß Reiter abstiegen und nahten. Der Schein einer Fackel fiel auf Lindsay's Gesicht. „Alle Wetter, du bist es, mein Graf von Balcarres? Ganz als Endymion! Meine Juno hat dich erkannt; jetzt begreife ich, warum sie nicht vorbei wollte." — Colin sah in das wohlgenährte, gutmüthige Gesicht seines Vetters Archimbald. Auch die andern Freunde umringten ihn neckend. Die fröhlichen Genossen hatten sich bei einem ländlichen Mahle verspätet. Es ward ihnen nicht schwer, unsern Grafen zu dem Gelage zu entführen, welches ihrer noch in der Stadt harrte. Er schwang sich auf das Roß eines Dieners, und mochte gern, mit den trauten Gesellen dahin jagend, wie die alten Götter über die Fluren brausen, den ganzen Uebermuth der Jugend in Eine ausgelassene Lust zusammenfassen. Gleichsam selbst schon dämonisch, scheint sie die Schicksals=

geister herauszufordern. Nie hat man seine Laune sprudelnder gesehen. Becher, Lieder, Witzfunken kreisten bis zum Grauen des Tages, und als Lindsay endlich auf sein Lager sank, flüsterte er noch einmal, halb im Schlafe, mit erschöpfter Lippe: „Morizia!"

Wieder schaut ein Spiegelbild aus dem venezianischen Glase im Kabinet. Mit einer Art Andacht hat May der Gebieterin jedes einzelne Stück vom Brautschmucke angelegt. Schweigsam, unter Herzklopfen bereitet sich Morizia. Er ist da, der höchste Stundenschlag ihres Lebens! Sie geht zagend und doch mit geflügelten Schritten nach dem Saale, wo sich ein Kreis von Verwandten und Freunden sammelt, die edelsten und stolzesten Gestalten und Namen Englands. Frauen in strotzenden Festkleidern, Krieger, Staatsmänner. Nur der Bräutigam fehlt noch. Zwei schöne Augen heften sich auf die Thüre. Sie öffnet sich oft — immer kein Colin! endlich für die Letzten, d. h. für die Ersten, die Vornehmsten. Die ganze Blüte des Hofes wallt feierlich, duftend von Wohlgerüchen, in den Gemächern — der Bräutigam fehlt. Leichte Scherze und Neckerein über sein Verspäten flattern durch die Gesellschaft. Dann wird es stiller. Mütter und Töchter fangen an die Braut scharf zu beobachten. Ein Wagen fährt geräuschvoll vor, die Hälse strecken sich. Der Graf Balcarres kommt wieder nicht! Manches hocharistokratische Gesicht zieht sich in die Länge ob des ungeziemenden Wartens. Die Einen gähnen, die Andern werden verlegen, mancher Miene entschlüpft Spott. Braut und Tante wechseln bedeutungsvolle Blicke. „Sollte ihm ein Unfall begegnet sein? er ist so verwegen!" flüstert jene der Lady Arabella zu, die, obschon selbst bang erregt, ihre

Nichte zu beruhigen sucht. „Ich gehe, um die Ursache der Verzögerung zu erkunden, ihn abzuholen", erklärt Vetter Archimbald, nach leiser Rücksprache mit den Damen des Hauses. Morizia, welche die Farbe oft wechselt, verräth, trotz ihrer ruhigen, fast versteinten Haltung, eine von Minute zu Minute fieberhaft sich steigernde Spannung. Kaum merklich zuckt ihre Lippe. Einzelne, mühsam bekämpfte Thränentropfen rinnen über die erbleichende Wange.

Rasch ist die Carosse davon gejagt. Sie hält unter dem Peristil des Palastes, welchen Lindsay bewohnt. Ohne von Jemand beachtet zu werden, eilt der Cousin die breiten Treppen hinauf. Alles wie ausgestorben, die Vorzimmer leer, die Säle verödet. Er stutzt, ihm wird unheimlich. Endlich reißt er die letzten Thürflügel auf. Da sitzt behaglich Lindsay im blumendurchwirkten Schlafrocke von Damast, auf schwellenden Kissen, türkische Pantoffeln an den übereinander geschlagenen Füßen, und taucht Zuckerbrödchen in seine Chocolade. „Mich wundert, daß du nicht verschlafen hast", lacht er dem Eintretenden entgegen. „Willst du mit mir Frühstücken? Was bist du denn schon so im Putze?" — Auf einmal blitzt es ihm durch den Kopf. „Donner und Zeus!" fährt er auf, „das hab' ich rein vergessen — meine Hochzeit! Ist denn die Trauung so früh? So etwas kann nur mir geschehen!" — „Die ganze hohe Versammlung wartet schon länger als eine Stunde, das Fräulein ängstigt sich, geschwind, geschwind, du unverbesserlicher Colin!" —

Schon war die Klingel in heftiger Bewegung. Es währte lang, bis Jemand kam. Endlich flogen die Lakaien von allen Seiten. Die Toilette wird so schnell und so gut als möglich beendet, und der gleichsam entführte Bräu-

tigam in schimmerndem Anzuge kommt erst wieder zu Athem, als er, noch bevor seine eigene Staatskutsche angespannt werden kann, im Wagen von Vetter Archimbald nach der Brigittenkirche rasselt. Er stürzt in die alterthümliche Halle, auf deren gewundenen Säulen, gleich Blumengewinden, die Regenbogenfarben des in brennenden Fensterrosen getauchten Lichtstrahls schwanken. Der Begleiter vermag kaum zu folgen. Schon steht die Braut beim Altare vor dem für das Hochzeitpaar bestimmten Betschemel. Lindsay drängt sich, Entschuldigungen stammelnd, mit Verbeugungen rechts und links durch die Gäste. Sein Blick fällt auf Morizia. Wie er sie so sieht — die Myrthenkrone auf der Stirn, die schlanken Glieder von weißem, goldgestickten Sammet umflossen, hocherglühend bei dem Sonnenschein, der jetzt in ihren Zügen aufgeht, da der Geliebte naht — dringt ihm Beschämung in's Gemüth über die Zerstreuung von heute und die Tollheit von gestern. Die heilige Handlung beginnt. Orgeltöne fluthen in gewaltiger Harmonie durch die Wölbungen. Mit Wehmuth kniet der Jüngling an des Mädchens Seite, im Gefühle, sie nicht zu verdienen, und voll Reue über den Leichtsinn dieser Nacht. Herb wirft er sich vor, den Werth der ihm von Gott geschenkten Gabe nicht genug zu schätzen. Gute Vorsätze erweichen. Nie war Colin so weich, so ergriffen. Ja, er will an ihr sich erheben, will sie glücklich machen, nur ihr leben! Der Geistliche beugt sich segnend über das Paar; die Ringe sollen gewechselt werden. Im letzten Augenblicke endeckt der Bräutigam zu seiner Bestürzung — daß er in der Hast seinen Verlobungsring in der Schreib-Chatouille zu Hause gelassen! Die Ceremonie stockt eine Minute. In äußerster

Verlegenheit winkt Lindsay den Nächststehenden seiner Freunde her, und flüstert ihm zu, was geschehen. „Gib mir einen Ring", drängt er, „um Gotteswillen, welchen du hast, nur schnell!" — Richard zieht in Eile den ersten besten Reif unbemerkt vom Finger, steckt ihn dem Grafen zu, der ihn sofort, ohne genauer darauf zu achten, der Hand seiner, in seliger Rührung versunkenen Braut vermählt. Die Feier ist beendet. Alles naht sich glückwünschend. Umarmungen, Handküsse folgen. Morizia faßt nach ihrem Handschuh. Plötzlich erbleicht sie, ihr Auge starrt auf ihre schmale Hand, auf den Ehering, den sie mit so vieler Wonne empfangen, und ohnmächtig sinkt sie an die Brust ihrer Tante. Die Nächststehenden haben ihn auch mit Erschrecken gewahrt: es ist statt einem Trauring ein Trauerring! Niemand kann sich darüber täuschen: ein Trauerring! der Todtenkopf und die gekreuzten Todtenbeine schmücken ihn, der Sitte treu, und schwarz zeichnet er sich auf der schneeweißen Haut. Richard stammelt Entschuldigungen, und erklärt den Zufall. Er hat in der Verwirrung der Eile den Trauerring, welchen er nach altem Brauche um seine verstorbene Muhme trägt, aus Versehen statt einem andern Kleinode vom Finger genommen.

Lady Arabella und andere Damen sind um die junge Gräfin bemüht. Die herbeigeeilte May, im hellsten Putze am Ehrentage ihrer Herrin, bestreicht deren todesblasse Schläfe mit starken Essenzen, welche die Frauen an Ketten in goldnen Büchschen für solche Gelegenheit tragen. Wie eine weiße Rose liegt die Braut da. Endlich schlägt sie die dunkeln Wimpern auf. Sie hebt die Hand mit dem Trauerringe empor, schaudert wieder zusammen, und spricht fast

unhörbar leise: „Ihr habt mich dem Tode vermählt!“ — Colin, der vor ihr kniet, der sie umschlingt, trägt seine Gattin mehr, als er sie führt, in den Wagen. Kinder werfen vor dem Kirchenportale Blumen auf sie, wie beim Eintritte.

„Kannst du mir meine Unbesonnenheit verzeihen?“ fleht der Graf, und umfängt mit Schmeichelruf und Liebkosung die auf weichem Polster neben ihm sitzende Braut, während sie durch den Straßenknäuel der Themsestadt rollen. „Das Schicksal hat ja nur deine Hand geleitet“, entgegnete sie. „Und jetzt, mein Colin, jetzt soll ich das Leben verlassen, wo es mir erst lieb geworden ist! Denke an meine Worte: Noch bevor ein Jahr vergeht, wirst du mir den Todtenkranz flechten. Etwas in mir sagt mir klar, daß ich im ersten Jahr sterbe.“ —

Die Stimme der Ahnung hatte wahr in ihr gesprochen. Noch ehe ein Jahr verging, sah man einen schwarzen Zug, einen mit vielen Kränzen und gestickten Wappen überhängten Sarg durch die dunkeln Schwibbogen des Ahnenschlosses der Lindsay schleichen. May in Trauerschleiern folgte ihm. Sie begleitete nun ihre Gebieterin, von der sie sich seit beider Wiegen nie getrennt, zur Begräbnißkapelle des gefürchteten Hauses. Gräfin Morizia war hingewelkt; vergebens hatte die Liebe des Gatten, der keinen Gedanken nährte als sie, mit zarter Sorge sie umringt; er konnte ihr nur den Weg zum Grabe schmücken. Noch das letzte Wort an ihren Colin sprach den Wunsch aus, Gott möge ihr Leben zum Opfer nehmen für das Glück des theuern Mannes, alles Trübe durch ihr Scheiden sühnen lassen. Dieß Geschick, sie hat es treu erfüllen dürfen. Wenigstens

konnte ihre Liebe ihm die Seele adeln, das innere Heil retten. So ruht sie, auch eine Märtyrerin, in der Gruft mitten unter den Söhnen des Frevels und Unglücks, geknickt von der Last eines Stammes, welcher ihr nur eine Leichenstätte zu geben vermochte.

Lindsay war nicht mehr der leichte Sohn des Glücks. Finster, gleich seinen Ahnen, wandelte er müde durch die Säle, büßend das Tändeln mit den Tagen. Was begann ich mit diesem schönen, leuchtenden Leben der vielbeneideten Morizia von Nassau? Ich habe sie gemordet, sagt er oft zu sich selbst. — Wie ein schwarzer Faden geht der Fluch aus der Vergangenheit durch alle Geschicke, oft nur im Keime des Gemüths. Darum scheue Jeder für sich und Andere Verantwortung. Denn wir müssen nicht nur für uns gut sein. Jeder trägt solchen Fluch und Segen für Andere in sich und auf sie. Wer darf läugnen, daß es auch geistige Erbschaften gebe? und nicht nur der Blutbande, auch in die allgemeine Menschenfamilie hinein. Der Fluch des Ahnherrn, des grausamen „Wicked-Master", hat sich in natürlicher Folge an seinen Nachkommen erfüllt. Den Segen ließ Morizia zurück: in der Seele des Mannes den Glauben.

konnte ihre Liebe ihm die Seele adeln, das innere Heil retten. So ruht sie, auch eine Märtyrerin, in der Gruft mitten unter den Söhnen des Frevels und Unglücks, geschützt von der Nacht eines Stammes, welcher ihr nur eine Leichenstätte zu geben vermochte.

Stanislaus ist nicht mehr der leichte Sohn des Glücks. Finster und gleich seinen Ahnen, wanderte er müde durch die Säle, schlürft das Schnöde mit den Lippen. „Was begann ich mit diesem schönen, leuchtenden Leben der vielbeneideten Morizia von Wossau? Ich habe sie gemordet," sagt er oft zu sich selbst. — Wie ein schwarzer Faden geht der Fluch aus der Vergangenheit durch alle Geschicke, oft nur im Namen des Gemüthes. Darum sorge Jeder für sich und andere Verantwortung. Denn wir müssen nicht nur für uns gut sein. Jeder trägt fremdes Glück und Segen für Andere in sich und auf sie. Wer darf läugnen, daß es auch geistige Erbschaften gebe, und nicht nur der Stammbaum, auch in die allgemeine Menschenfamilie hinein. Der Fluch des Ahnherrn, des grausamen „Wilden-Wanders", hat sich an natürlichen Folgen in seinen Nachkommen erfüllt. Den Segen ließ Morizia zurück in der Seele des Mannes, den Jüngling-

sie sich seit beider Wiegen nie getrennt, zur Begräbnißkapelle des gefürchteten Hauses. Gräfin Morizia war hingewelkt; vergebens hatte die Liebe des Gatten, der keinen Gedanken nährte als sie, mit zarter Sorge sie umringt; er konnte ihr nur den Weg zum Grabe schmücken. Noch das letzte Wort an ihren Gatten sprach den Wunsch aus, Gott möge ihr Leben zum Opfer nehmen für das Glück des theuren Mannes, alles Trübe durch ihr Scheiden sühnen lassen. Dies Gelübde, sie hat es treu erfüllen dürfen. Morizia

Die erste Nacht auf der Universität.

Der Wagen polterte über das schlechte Pflaster; trotz der Dämmerung wollte ich in jeder Gestalt auf der Straße meinen Freund erkennen. Der Schwager blies, wir hielten an der Post, ich lag in Roberts Armen. Seit Jahr und Tag waren wir getrennt; ihm brachte ich die Heimath, mir war sie in ihm wiedergefunden. Er zog mich mit fort in einen fröhlichen Kreis, worin ich mich bald behaglich fühlte. Robert hatte nicht Unrecht mit seiner Behauptung, daß es Gewinn sei, ihm zuerst in erhöhter Stimmung zu begegnen. Ich hatte vom angebotenen Weine nur genippt, merkte zuerst, wie spät es geworden, und trieb zum Aufbruch, weil mich nach Alleinsein mit dem Freunde und dann auch nach Ruhe verlangte. Es war weit über Mitternacht. „Was willst du so spät noch im Gasthofe?“ sagte er. „Laß uns zusammen bleiben und die wenigen Stunden in meiner Stube uns behelfen.“ — Wir schritten Arm in Arm durch die verhüllte fremde Stadt. Die Luft, welche frisch und duftend von den Bergen strich, that mir wohl. Das volle Herz hatte jetzt Worte gefunden; Frage

Der Wagen polterte über das schlechte Pflaster; trotz der Dämmerung wollte ich in jeder Gestalt auf der Straße meinen Freund erkennen. Der Schwager blies, wir hielten an der Post, ich lag in Roberts Armen. Seit Jahr und Tag waren wir getrennt; ihm brachte ich die Heimath, mir war sie in ihm wiedergefunden. Er zog mich mit fort in einen fröhlichen Kreis, worin ich mich bald behaglich fühlte. Robert hatte nicht Unrecht mit seiner Behauptung, daß es Gewinn sei, sich zuerst in erhöhter Stimmung zu begegnen. Ich hatte vom ungewohnten Weine nur genippt, merkte zuerst, wie spät es geworden, und trieb zum Aufbruch, weil mich nach Alleinsein mit dem Freunde und dann auch nach Ruhe verlangte. Es war weit über Mitternacht. „Was willst du so spät noch im Gasthofe?" sagte er. „Laß uns zusammen bleiben und die wenigen Stunden in meiner Stube uns behelfen." — Wir schritten Arm in Arm durch die verhüllte fremde Stadt. Die Luft, welche frisch und duftend von den Bergen strich, that mir wohl. Das volle Herz hatte jetzt Worte gefunden; Frage

drängte sich auf Frage, die ganze Vergangenheit war wieder lebendig.

Bald standen wir an einem Giebelhause in der Nachbarschaft einer schwarzen Kirche, die wie ein Geheimniß in den Himmel ragte. Robert suchte seinen Schlüssel in der Tasche; aus einem Fenster im Erdgeschosse drang oben durch den Laden ein Lichtschimmer. „Es sind noch Leute auf, man wartet auf dich", sagte ich. — „Man wartet nicht auf mich", entgegnete der Freund mit veränderter Stimme und drehte den Kopf ein wenig nach dem Fenster. Seine aufgeregte Laune war plötzlich verflogen. Behutsam öffnete er die Thüre und führte mich durch den finstern Gang. „Trete leis", flüsterte er, „daß wir nicht stören." — Wir tappten die Treppen hinauf. Er machte Licht. Ich sah mich in der geräumigen Stube um. „Für einen Studenten wohnst du sehr zierlich und bequem." — „Mein Hausherr ist ein wohlhabender Bürger."

Robert wurde nach und nach wieder gesprächig. Er fragte nach meiner jüngsten Schwester. „Es gibt keine süße Gestalt wie d i e s e!" sagte er; „das innige Gesicht, diese Augen, so sanft und so heiß, die mir alles Blut in die Wangen jagen — und dann das stille Walten umher! — Bruder!" rief er nach einer Weile, „ein herziges Weib, ein eigener Herd, das erkenne ich als des Lebens schönstes Ziel; das ist der wahre Frieden! Unter solchem Segen erst kann und muß das Wirken des Mannes, jedes künstlerische Streben ächte Blüte treiben." — „Immer und immer Poet!" lächelte ich und suchte das Lager. Robert räumte mir sein Bett ein, da half kein Weigern; er selbst warf sich auf das Sopha.

Erschöpft von der Reise, lag ich bald in tiefer Ruhe. Lange konnte ich noch nicht geschlafen haben, als ich wieder erwachte an einer fürchterlichen Beklemmung. Der Zustand läßt sich nicht beschreiben. Es war mir, als läge ein Berg auf mir, als sei ich gefesselt, begraben. Nach und nach suchte ich die Betäubung abzuschütteln. Ohnehin schwirren uns die Gedanken im Augenblicke, wo wir am fremden Orte aufwachen. Ich ermunterte mich ein wenig; der Tag fing schon an zu grauen. Da bemerkte ich an einem der Fenster ein weibliches Gesicht, das zu den Scheiben herein sah, den Kopf bis zur Stirne mit einem weißen Tuche umwunden. Sie starrte unverwandt nach dem Sopha. Es kam mich ein Schauder an, ich war aber zu schläfrig, um mir etwas klar zu machen, wußte nicht, ob ich träume oder phantasire, und schlummerte auch gleich wieder ein.

Bald darauf erwachte ich aber von Neuem. Dieselbe Starrheit, dasselbe Todesbangen wie vorhin, und als ich die Wimpern aufschlug — es tagte jetzt bereits — dieselbe Gestalt, welche zum Fenster herein auf das Ruhebett meines Freundes sah, dieselben großen schwarzen Augen, die sich in Einen Punkt zu bohren, ihn zu verbrennen schienen. Ich wachte jetzt ganz hell. „Nun", dachte ich, „das ist doch arg, daß man die Vorhänge nicht geschlossen hat und Jedermann herein sehen kann!" — Da ich bei meiner nächtlichen Ankunft mich nicht näher über die Oertlichkeit hatte unterrichten können, meinte ich, die Kreuzstöcke gingen vielleicht auf eine Gallerie, eine Terrasse. Ich sprang aus dem Bette und lief zum Fenster; da war die Erscheinung verschwunden. Ich überzeugte mich, daß die Stube sich im dritten Stockwerk befand und frei auf die Straße sah.

Namenloses Grauen faßte mich. Mir war, als drücke sich das todtblasse Gesicht noch immer an die Scheibe, als glühten die Augen noch immer nach dem Sopha, obwohl ich sie nur noch in der Erinnerung schaute. Ich weckte meinen Freund, der ruhig und fest geschlafen und von Allem nichts bemerkt hatte. Er lachte mich aus über meine Visionen. Unter seinen Neckereien kleideten wir uns an. Es klopfte. Als wir die Thüre aufschlossen, stand ein kleiner untersetzter Mann mit rothem behaglichen Gesichte, lebhaften Augen und starkem Backenbarte an der Schwelle.

„Herr Robert", sprach er, ohne einzutreten, „ich wollte Ihnen nur anzeigen, daß eben meine Tochter verschieden ist. Es war noch ein schwerer Kampf. Gott habe sie selig! Es wollte sich doch nicht mehr bessern. Die Klara hat in den letzten Stunden auch noch nach Ihnen gefragt, aber wir haben uns nicht getraut, Sie mitten in der Nacht aus dem Bette zu holen. Verzeihen Sie, ich muß weiter; Sie glauben nicht, was es zu thun und zu laufen gibt bei einer solchen Gelegenheit, es muß doch Alles standesgemäß sein; Sie wissen selbst, mein Weib ist nicht zu rechnen. Ja, Herr, das ist hart, wenn man seinem einzigen Kinde in die Grube sieht! Empfehle mich gehorsamst." — Er wischte sich die Augen mit einem großblumigen Tuche und eilte die Stiege hinunter.

Ich bemerkte, daß mein Freund sich bei der Nachricht entfärbte. Ich selbst war überrascht, ich wußte nicht recht warum. Er setzte sich auf den nächsten Stuhl. „Hast du etwas mit dem Mädchen gehabt, weil dich ihr Tod erschüttert?" fragte ich. — „Nein, nein!" erwiederte er, „gewiß nicht! Seit Monaten sah ich sie kam. Sie liegt schon

lang am Zehrfieber. Ich kannte sie wenig und ging meistens nur mit einem Gruße an ihr vorbei. Anfangs, nachdem ich eingezogen, da wechselte ich wohl manchmal ein Wort mit ihr, wenn sie Abends mit ihrem Strickstrumpf vor dem Hause saß oder ihre Stöcke begoß.“ —

„Es war ein herrliches Mädchen“, fuhr er wärmer fort. „Du hättest das große schwimmende Auge sehen sollen, das schwarzsammetne, mit dem Schleier von Wimpern! Wenn sie es so langsam aufschlug, da mußte ich stets an einen dunkeln Schmetterling denken, der die Schwingen entfaltet. Sie hatte die silberglänzenden schwarzen Haare der Italienerin und den gelblichen Teint; die Gestalt hoch aufgeschossen und doch voll, ein wenig vorwärts geneigt. Ein solches Bild in all seinem jungfräulichen Schmelze, das ist ein wandelnder Frühling, das thut wohl! Ich genieße es wie den Anblick der Blumen und bin dankbar wie für sie. Wenn ich in schöne Augen sehe, dann spüre ich wie eine Quelle der Poesie; ich denke nichts, ich begehre nichts, aber ich labe mich daran und bin nach solchen Stunden viel produktiver als sonst. Meine besten Lieder hab' ich so gemacht. Die Kleine sang auch zur Guitarre; ich lehrte ihr einige Griffe, brachte ihr hie und da ein Buch, — das war Alles. Ich zeigte mich gern gefällig, da die Leute gar höflich sind und ich mich wie in Abrahams Schooß hier im Hause befinde. Es war ein gutes schüchternes Wesen. Sie fing an zu kränkeln und seitdem sah ich sie nur selten, in der letzten Zeit, wo sie bettlägerig wurde, gar nicht mehr.“ —

Er blickte eine Weile schweigend vor sich hin, dann stand er auf: „Ich muß hinaus, auf den Berg, in den

Wald! Nur im freien Luftstrome, unter dem sich immer verjüngenden Leben, kann ich den Tod los werden! Die Stadt ist selbst nur ein Kirchhof voll steinerner Särge. Ich will mir die Entschlafenen als Engel denken droben im Aether, nicht unter schwarzer Erdscholle!" —

Während Robert dem Thore zueilte, trieb mich ein Gefühl, von dem ich mir selbst nicht Rechenschaft gab, die Todte zu sehen. Ich begegnete unten dem Vater, der eben von einem Geschäftsgange zurückkam und mich in das Zimmer führte. Als ich in die Thüre trat, fiel mein Blick zuerst auf eine schmächtige Matrone, die, sehr sorgfältig gekleidet — was mir in ihrer gegenwärtigen Lage auffiel — in einem Armstuhl von grünem Leder nebem dem Bette saß, dessen Vorhänge halb zugezogen waren. „Das ist meine Frau", sprach Herr Ulrich; „sie ist seit ihrem Kindbett etwas schwach geblieben." Er deutete auf seine Stirne. „Mit den Händen ist sie aber desto geschickter. Sie treibt ihr Wesen ganz still. Nur manchmal lacht sie, wenn Andere betrübt sind, oder bricht plötzlich in Thränen aus, wenn Andere vergnügt sind. Heute muß sie aber doch spüren, daß etwas mit Klara vorgeht, denn sie wendet kein Auge von ihr und hütet sie wie ein Kind in der Wiege." — Im Ausdrucke des weißen, regelmäßigen Gesichts der Frau lag weniger etwas Stumpfes, als Träumendes. Die feingemeißelten Züge hatten doch eine gewisse Kindlichkeit und Rundung behalten. Da ich mich dem Bette näherte, wendete sie den Kopf nach mir und legte den Finger auf die Lippen.

Der Augenblick war von zu gewaltiger Wirkung, als daß sich nicht alle seine Einzelheiten mir in die Seele

geprägt hätten. Da lag die Leiche in den Kissen — es war dasselbe Gesicht, das ich heute in der Dämmerung zweimal am Fenster gesehen hatte, dieselbe Todesblässe, auch der Kopf mit einem weißen Tuche verbunden, nur die Augen, die so glühend starrten, jetzt geschlossen, und alles Leiden, alle fieberhafte Spannung in den Zügen wie weggewischt. Ein unbeschreiblicher Frieden schwebte um den Mund. Man hatte ihr ein Kruzifix in die Hand gegeben. Der niedergelassene Vorhang am offenen Fenster wehte in der Morgenluft. Draußen auf dem Stockbrette nickte Rose an Rose, und das Schwarzplättchen im Käfig an der Decke grüßte mit schmelzender Kehle Blumendüfte und Sonnenstrahlen. Ich mußte mich an einer Stuhllehne halten. „Der Herr Robert wird Klara wohl auch noch sehen wollen", äußerte der Vater; „sie hat in der letzten Nacht mehrmals nach ihm gefragt." —

Ich weiß nicht, wie ich aus der Todtenstube und die Treppe hinauf kam. Als ich wieder oben saß auf dem bewußten Sopha, jenem Fenster gegenüber, glaubte ich geträumt zu haben. Es dauerte eine Weile, bis ich meine Vorstellungen zu sammeln vermochte. Daß es Seelenkräfte gebe, welche die Schranken des Leiblichen ausdehnen, sogar überspringen, hatte ich mir nie verneint. Sichtbar und unsichtbar schienen mir jetzt überhaupt ganz willkührliche Begriffe. Der Aethertropfen, der Geist, welcher überall durch die Materie kreist, läßt er sich chemisch von ihr scheiden? Drängt sie sich nicht vielleicht als ein feinerer Leib immer wieder und wieder um den Geist? Wer weiß, ob nicht jede Idee ihr luftiges Kleid hat, nicht jeder Gedanke sein Licht, nicht jedes Gefühl seinen Athem! Ein

zweites All bewegt sich fast spurlos um uns. Zuweilen schauen wir etwas von dieser unsichtbaren Welt, aber dann muß uns ein anderes Auge dafür aufgehen, im Innern. Es ist nur ein zitternder Schein, ein Wetterleuchten am schwülen Tage, das die dunkle Wolkendecke an Einer Stelle und in Einem Moment spaltet — es ist kein Blick, den wir durch diese Ritze im Tempelvorhange wagen. Wie heißen die stärksten moralischen Gewalten? Liebe und Haß. Wir können ihr Wirken nicht mit irdischem Maße messen; durch sie bewegt Gott seine Schöpfung. Ist Liebe nicht eine höhere Kraft als Haß, die höchste Kraft? Sie muß also mächtiger sein als dieser. Im Augenblicke, wo sich die Seele aus dem Erdenbande löst, wer weiß, wohin die Liebe noch einmal irrt, ehe sie den Himmel findet! Kann sie sich so schnell von gewohnter Bahn losringen? — Arme Klara, vielleicht stürmten Gefühle durch dein Herz, welche nur Gott kennt und vor denen es brach! Wissen wir, was im Kelche der Blume vorgeht? Friede mit dir! Diese besiegelten Augen, die ich nie schaute und doch kenne, wer weiß was sie, ohne sich auf mich gerichtet zu haben, auch mir sagen sollten?" —

Ein leises Klopfen an der Thüre unterbrach meine Phantasieen. Eine Bauerfrau trat herein mit einem Korbe am Arm. Sie hatte stark geprägte Züge, die schön gewesen sein mochten, jetzt aber dem gebräunten Gesichte viel Ernst, ja Strenge verliehen. Ihre Kleidung war sehr sauber, die weißen Haare glatt gekämmt unter der schwarzen Bandhaube. „Ich bin die Regine", begann sie und schaute mich mit ihren großen Augen scharf an, als wollte sie mich durch und durch sehen. „Und ich will Ihnen nur sagen,

Herr, daß Klara bis zu ihrem letzten Augenblick nach Ihnen gefragt hat. Es hat sie nicht ruhig sterben lassen." —

Sie begleitete jedes dieser Worte mit einem Nicken des Kopfes, als wollte sie ihnen dadurch noch mehr Nachdruck geben. Ich bedeutete der Alten, daß ich nicht Robert, sondern sein Freund sei. „Sein Freund?" entgegnete sie, indem sie mich mit einem kurzen Seitenblick abfertigte. „So? ausgegangen!" fuhr sie fort. „Ich kenn' ihn nicht, ich komm' oft in Jahren nicht in die Stadt. Jetzt ohnehin nicht mehr — ich kann das leere Haus nicht mehr sehen." — Sie hatte viel auf dem Herzen, man sah es ihr an. „Bleibt er wohl lang aus? Ich muß ihn sprechen und soll doch auch zurück auf den Hof, gleich, mein Christoph zankt sonst und die Enkel weinen — die Söhnerin ist todt." — Sie besann sich einige Minuten. „Warten kann ich nicht", entschied sie, „da will ich's also Euch auftragen." — Ich bot ihr einen Stuhl, sie schlug ihn aber aus.

„Ich bin die alte Kindsmagd, ich hab' die Klara aufgezogen", hub sie an, erst mit einiger Zurückhaltung, bald zutraulicher und nach Art der Leute ihres Standes ein's in's andere redend, wobei ihr nicht selten die von Weinen rothen Augen überflossen. „Als Wittfrau bin ich in den Dienst gegangen, damit ich etwas für meinen Buben hab' aufwenden können; ich hab' damals nicht gewußt, daß Gott ihm einmal ein Weib mit Haus und Hof beschert. Die Klara war wie mein Kind. Die Eltern waren wohl vernarrt in die Kleine, aber weiter bekümmerten sie sich nicht um sie. Seht, der Vater war von jeher bis über die Ohren im Geschäft, die Mutter — du lieber Gott!

nun, es war ein bildschönes Mädchen, aber blutarm und hat den Mann nehmen müssen wegen seines Geldes. Seit dem Wochenbett ist sie kindisch. — Was hab' ich denn sagen wollen? Nehmt's nur nicht übel — alten Leuten geht das Gedächtniß aus. Ja, die Klara war mein Augapfel, ich hab' sie zu lieb gehabt, lieber als alles, darum hat sie mir Gott auf eine Weile genommen. Sie war mir aber auch immer gar anhänglich, auch da sie ganz groß geworden war. Meine Enkel sind ihre Pathen, und seit ich meinem Christoph die Haushaltung führe, hat sie Alles zu mir hinausgetragen, Leid und Freud, was ihr durch's Herz gegangen ist. Wenn ich sie so habe herkommen sehen durch die Wiesen gegen den Gartenzaun — Herr, ich sag' Euch, da hab' ich kein Alter mehr gespürt! Oft hat sie mir etwas mitgebracht, und da hat sie sich zu mir gesetzt und hat erzählt." —

„Einmal — ich seh' sie noch vor mir — kam sie hergesprungen mit hochrothen Backen, die Augen und das ganze Gesicht wie verklärt. „Klara, sag' ich, wie bist du heut vergnügt! Kühl dich nur erst recht ab." — „Regine", sagte sie, „weißt du, der Vater hat gebaut im vorigen Herbst, und jetzt haben wir einen Zimmerherrn, einen Gelehrten. Er ist weit her, aber noch jung. Denk' nur, er muß sich bücken, wenn er zur Hausthüre herein will, und du glaubst gar nicht, wie freundlich und gut er ist. Wenn ich nur nicht so verlegen wär'! Ich weiß immer nicht, was ich sagen soll, so oft ich ihm begegne, erst nachher fällt mir's ein." — Von da an merkte ich, daß der Herr dem lieben Herzen wohl gefiel. Sie hat dabei große Ehrfurcht vor ihm gehabt, weil er so viel weiß. „Wenn er so ein

großes Buch unter dem Arm trägt", hat sie oft gesagt, „dann seh' ich's gar gern an und denk, was wohl alles darin steht. Sieh, Regine, es ist mir von jeher so wunderbar gewesen, daß in den Büchern alles steht, die Werke Gottes, die ganze Welt und alle Schicksale der Menschen. Ich meine immer, den Leuten könne gar nichts fehlen, wenn sie nur recht in den Büchern lesen."

„Von da an", fuhr die Bäurin fort, mehr und mehr der Sympathie folgend, die sich an mir unbewußt verrathen mochte, „von da an hab' ich müssen alles ein dutzendmal hören, was er gesagt und gethan, jeden Tritt, jedes Wort, wie vielmal er sie gegrüßt, wie er sie angesehen und angelacht. — Es war im Sommer; da sitzt man noch lang vor den Häusern, wenn's in den Gassen schon Nacht ist; über den hohen schwarzen Dächern hat der Himmel aber noch ganz goldigen Schein. „O Regine", sagte sie da, „der Kirchthurm war vorgestern noch Eine Glut vom Sonnenuntergang. Die Burschen draußen auf der Brücke haben gesungen, nur manchmal hat's der Wind hergeweht. Es war schon recht dämmerig unten. Da ist er nach Haus gekommen und hat eine Rose in der Hand gehabt. Wie er vor mir steht, drückt er geschwind die Rose an den Mund, daß es Niemand sieht als ich, und gibt sie mir und spricht: „Jungfer Klara, darf ich so frei sein? Das ist Ihre Schwester." — Und ehe er in die Hausthüre hinein ist, hat er sich noch zweimal umgesehen. Ich hab' die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Die Rose hab' ich in ein Glas an mein Bett gestellt und zum Fenster herein hat der Abendstern gesehen. Ganz gewiß, Regine, er hat die Rose geküßt, ich hab's gesehen. Nicht wahr, so was thut

man doch nur, wenn man fast so gut wie Braut und Bräutigam ist?" — Das hab' ich ihr freilich ausreden wollen, aber sie hat immer vor sich hingelacht wie ein Kind im Schlaf. „Du solltest nur die Lieder hören", hieß es ein andermal, „die er selbst verfertigt, das ist so gut als ein Gesangbuch." — „Klara", sagte ich, „das ist eine Sünde."

„Oft sind Ulrichs noch im Mondschein auf der Bank sitzen geblieben und ein paarmal hat Herr Robert zur Guitarre gesungen. Zuletzt Nachts, da Klara schon im Bett gelegen, hat er einmal noch unter ihrem Fenster eine Stunde lang gesungen und gespielt. Am andern Tage sagte sie mir: „Sieh, es war mir gerade als wenn mich die Musik in den Himmel hineintragen wollt'." — Mir war angst und bang, Herr, ich kenn' die Studenten wohl; mir sind sie auch nachgegangen. — Das nächstemal hieß es: „Denk nur, er verreist auf vierzehn Tage! Wie werd' ich die herumbringen! Vierzehn Tage! das ist nicht zu erleben." — Man erlebte es doch; aber das war ein Fragen: wo er wohl ist? was er treibt? ob er nicht länger ausbleibt? wenn er krank würde oder ihm was geschähe! Darauf bleibt Klara viel länger aus als sonst und schleicht bleich und trübselig her: „Er ist wieder da. Mir hat das Herz so geklopft, wie der Wagen gegen das Haus fuhr! Aber er zieht nur die Kappe und springt schnell an mir vorbei: „Guten Morgen, Jungfer, wie gehts?" und hört meine Antwort nicht. Er muß mir bös sein. Hab' ich ihm denn etwas gethan?" — So hat sich das arme Herz zermartert. Im einen Augenblick war die Furcht größer, im andern die Hoffnung. Von da an hat sie ihn nur wenig

gesprochen. Er ist oft hinaus geritten auf das Schloß des Grafen und hat wohl da draußen viel Zeitvertreib gefunden. Klara aber ist abgemagert und ganz blaß geworden, auch seltener zu mir herausgekommen. Sie war viel stiller, wie ausgewechselt. Mir hat das Herz springen wollen, daß ich nicht hab' helfen können. Sie hat niemals gelitten, daß man über ihn gescholten, und selbst nie über ihn geklagt, nein. „Regine", konnte sie sagen, „er ist ganz unschuldig. Er hat mir nichts in den Kopf gesetzt, er kann nichts dafür, daß ich so dumm bin."

„Regine", sagte sie einmal — es war ein heißer Septembertag — „ich hab' ihn schon lang nicht mehr gesehen. Ich geh ihm jetzt selbst aus dem Weg. Es thut mir weh, wenn er mich so ganz anders grüßt als sonst. Er soll mich auch nicht so bleich sehen, ich schäme mich. Wenn er's aber nicht merken kann, hinter dem Laden, da schau ich ihm doch vielmal nach. Meine Vorhänge zieh ich immer fest zu, aber davor auf dem Brett, da stell' ich meine Blumen hin und pflege sie für ihn und freue mich, daß er sie ansieht. Oft horch ich stundenlang auf seinen Tritt. Und gar wenn er spricht oder singt! Nicht wahr, ich bin recht einfältig? Aber wem soll ich's denn sonst sagen als dir? Bei den Eltern darf ich nicht klagen, denn da müßte er am End' gar ausziehen, und das ist doch mein einziger Trost, daß ich ihn da droben weiß. So gern ginge ich einmal in seine Stube, wenn er nicht daheim ist; nur hineinschauen möchte ich — aber ich wage es nicht! Wenn Briefe an ihn kommen, sieh, da wird mir so eigen. Ich kann sie stundenlang anschauen, wenn sie da liegen, aber in die Hand nehmen — nein! Oft denk

ich an seine Mutter; die hat ihn gewiß auch so lieb! Ich möcht' sie kennen. Neulich hat die Christine oben beim Aufräumen ein vornehmes Frauenzimmerporträt bei ihm gesehen, mit einem schönen freundlichen Gesicht und einem himmelblauen Halstuch. Wer das wohl ist? Wenn ich Nachts wache, dann thut mir's wohl zu denken, daß er in meiner Nähe da oben ruhig schläft. Aber dann möcht' ich gleich wissen, ob er träumt und was? Neulich war er auf dem Adelsball; ich hab' die Wagen vom Schloß herein fahren sehen. Alle Fräulein wollen mit ihm tanzen, sagt die Bäckerin. Erst gegen Morgen hab' ich ihn nach Haus kommen hören. Regine, ich hab' mein Kopfkissen naß geweint." — Unter dieser Rede schlagen große Regentropfen an die Fensterscheiben. „Regine", sagte sie, „heut ist's nichts mit dem Gießen" — das war nemlich ihr liebstes Geschäft bei mir; ich habe immer mein Tuch auf der Bleiche draußen im Baumgarten. „Heut gießt der Himmel. Ich möcht mich nur in's Gras hineinlegen und mich recht ausweinen, denk ich jetzt immer beim Gießen. Wenn ich immer im Freien wär' bei euch, da wär' mir vielleicht bald besser; in der Stadt die hohen Häuser nehmen mir ganz den Athem, da liegt's wie eine Last auf mir." —

„Das war das letztemal, daß Klara auf den Hof gekommen. Nachher haben die Eltern sie mit dem Herrn Amselmeier verheirathen wollen, dem reichen Kaufherrn mit der Brille. Ich weiß, dieß hat dem Mädchen viele Thränen gekostet, bis der Vater den Gedanken aufgegeben. Er hat bald einsehen müssen, daß ein anderer Bräutigam kommen wird, der blasse Tod."

„Darauf steht es nicht mehr lang an, so holt man mich. Sie war im Bett. Herr, wie bin ich erschrocken, da ich sie sah! Die Augen noch einmal so groß und ganz stechend und die Backen wie zwei brennende Rosen. Sie gibt mir die Hand; die ist so abgezehrt, so weiß und die kleinste Ader schimmert durch. „Weine nicht“, sagte sie, „mir geht's gut. Das ist nicht, wie deine Söhnerin gestorben ist von deinem Christoph und ihren Kindern weg, bei denen sie nur kurz war, und von dem Haus, wo sie so lang hätt' glücklich leben können. Ich wär' doch immer allein blieben, hab' an Niemand ein Recht. Freu dich, daß ich sterbe! Ich habe zu wenig an den Heiland gedacht, darum nimmt er mich jetzt zu sich, und nimmt mich doch zu sich, sieh, so gut ist er!“ Darauf winkte sie mir näher zu sich und fragte ganz leis: „Glaubst du, daß er mir auch zur Leiche geht? daß er mich im Sarg sieht? Zieh mich nur recht sauber an, Regine, schneeweiß, und gib mir auch Blumen! — Ich hab's zu gut gehabt und noch besser haben wollen. Ihr habt mich Alle verwöhnt, du auch, Regine. Aber es wird jetzt noch Alles gut. Gute Nacht! Komm auch noch einmal!“ —

„Das war vorgestern. Gestern Abend läßt mich Herr Ulrich holen zum Wachen. Sie war nicht mehr oft bei sich; gedankt hat sie aber Allen noch und Alle gesegnet. Oft hat sie in der Fieberhitze dem Herrn Robert gerufen. Einmal liegt sie wie todt da; ich meine, jetzt ist Alles vorbei, da höre ich, wie sie etwas vor sich hin murmelt — wieder der Name! Sie hat mir auch das gegeben: ich soll's mit einem Gruß dem Herrn Robert bringen.“ —

Aus dreifachem Seidenpapier, das die Alte mit einem groben Löschpapier umwickelt hatte, nahm sie eine getrocknete Blume. „Da, die Rose, damit er sehen soll, wie werth sie ihr gewesen. Zuletzt, wie sie schon zu schwach war, selbst die Hände zusammen zu legen, machte sie mir noch Zeichen, daß ich über ihr beten solle, die Kindergebete, die ich ihr als Kind gelehrt. Ich hab' ihr den Todesschweiß von der Stirn getrocknet, ich hab' ihr die Augen zugedrückt. Eben hab' ich sie angekleidet; sie liegt da holdselig wie ein Kind in der Wiege . . . Jetzt kann der Herr Robert sehen, was für ein Herz da gebrochen ist. So findet er keines mehr, und er wär' nicht so übel gefahren, der Herr Robert, mit meiner Klara. So jung, so wacker, so schön! Und der Vater hat viel Geld! Sie hätte Baronen haben können. Das überstiegene Zeug und das Bischen Französisch macht's nicht aus, im Gegentheil. Und ihr Vatersbruder ist einer von den Vornehmsten im Land — Oberregierungsrath. Jetzt muß man halt denken, sie war zu gut zum Leben. Jetzt ist sie ein Engel beim Heiland, und ich bin zuerst wieder bei ihr . . .“

Die Alte unterbrach sich plötzlich und schlug die Hände zusammen. „Ach, Herr, ich hab' mich arg verplaudert! Weß das Herz voll ist, dessen geht der Mund über. Warum seid Ihr mir denn nicht in die Red' gefallen? Ich danke Euch, daß Ihr mir so ordentlich zugehört habt. Adies!“ — Sie hatte die Hand schon auf der Thürklinke, da wandte sie sich noch einmal um und sprach recht eindringlich: „Und sagt dem Herrn Robert, daß er mit keinem armen Mädchen mehr so freundlich thun soll.“

Der 20. Juni.

Drei Nachtstücke aus dem Leben des Grafen Fersen.

1.

Italien.

Wie eine weiße Flamme leuchtete es auf der Spitze eines Weinbergs gegenüber von dem einsamen Gasthofe. Es war der Mond, der gleichsam über eine rebenbekränzte Schwelle in den Juniusabend trat. Mit verschränkten Armen lehnte ein Mann in der breitgewölbten Fensternische. Edel zeichnete sich die Silhuette in der immer heller werdenden Luft. Er schaute unverwandt hinaus, als wollte er das goldene Licht, das da oben schiffte im blauen Nachtmeer, um etwas fragen. Weit bog er sich hinüber, den Hauch von Orangenblüten zu athmen, welcher durch die Stille der Fluren kam. Auf Schwingen von Düften und Klängen fliegen uns die lebendigsten Erinnerungen zu. „So wehte es in Trianon um die Stirne!" sagte der Reisende leise, denn seine Träume gingen nicht nach der Heimath hoch im Norden, nach Schwedens Klippen, an welche die Brandung schlägt, sondern zu Frankreichs lachenden Gestaden. Und da tauchte ein Bild vor ihm auf: eine hohe weiche Gestalt, lange blonde Haare, wie die

feinste Seide, um einen mit wundersamer Grazie und Leichtigkeit gewendeten Hals. Unter den beweglichen seelenvollen Zügen jenes Etwas, jener unsägliche Glanz, das Ideale, welches dem Antlitze entströmt, es mit Glorie umwebend, gleich dem goldenen Sonnendufte, in welchem eine Landschaft schwimmt. „Diese Augen, blau wie die Donau", dachte er, „diese Lippen und ihr Lächeln, die schimmernden Zähnchen. — Schönheit in vollster Blüte. Sie hat bei ihrem Aufgange ein Reich geblendet. Und doch, wie empfand man in der Königin die Frau, in aller Majestät des Geschicks die Weichheit des jungen Herzens! Marie Antoinette, Marie Antoinette!" —

Vergebens hat Graf Fersen den Ocean durchschifft, auf der Flucht vor sich selbst England, Italien rastlos durchschweift, um diesen Namen, dieses Bild zu vergessen. Er fand es drüben in den Wäldern Amerikas wie jetzt hier unter den Pinien der Lombardei; und wieder versenkt sich seine Phantasie in die Tage, da er zum ersten Male an den Hof Ludwigs XVI. kam, nach kaum beendigten Studien zum Obersten vom Regimente „royal suedois" ernannt. Dieß Leben war ein berauschendes Fest, ein Reigen von Feenstunden. Der fremde Graf ein glänzender Jüngling, flammend und stolz, vor welchem die Hoffnung ihre Welten ausbreitete, und über die sein Vaterland der Helden und Sagen noch einen geheimnißvollen Schleier warf. Die Königin, von Allen angebetet, die ihr nahten, und doch ein Herz, das einsam, unbegriffen schlug in der Vergötterung; zu allen Reizen ein Herz, das wie die Welle zitterte und zum Ufer überfließend drängte, eine Seele, die nach Hingebung rang. So begegnen sie sich überrascht. So schmilzt

der Blitz von oben zwei Gefühle ineinander. Kein Seufzer verräth es; nur lange Blicke finden sich. Es war eine Elfennacht. Aus der grünen Finsterniß der Gärten des Lustschlosses, deren Laubgänge der Hof mit phantastischen Maskengestalten bevölkerte, funkelten tausend bunte Lampen. Ein hoher Maurenritter führte eine schlanke Tyrolerin: Marie Antoinette in dem grünen Alpenkleide ihrer Heimath, auf den Grafen Fersen gestützt. Sie nannte ihn einmal: „Axel!" — Von da an floh sie seinem Arme. Aber an einem stillen klaren Morgen ward der Freund vor sie berufen. Mit Nachtigallenlaute verlangte sie von ihm das schwere Opfer. „Scheiden wir!" sagte sie und ihr lichtes Auge schwimmt in Thränen und ihre schmeichelnde Stimme bebt. Mit namenloser Gewalt faßt es den Mann. O hätte sie ihn lieber nicht ahnen lassen, daß sie zu weich sein könnte! Er zögert, er verweilt. „Scheiden wir!" sagte sie zum zweiten Male, und diese waffenlose Bitte schneidet alles ab. Sie könnte zu weich werden! Will ihn das wieder bestricken? Nein, nur den Zaubergedanken will er wie ein Glück mit sich verschwiegen forttragen in die freiwillige Verbannung. Sie reicht dem tief sich Neigenden ein rothes Etuis, sie winkt noch einmal mit der Lilienhand — und fort ist er auf Zeit und Leben! .... Erst als Fersen sich ganz unbeachtet weiß, zieht er die kleine Kapsel wieder vor, küßt sie, betrachtet sie von allen Seiten. Es währt lange bis sie dem Drucke seines Fingers nachgibt. Beim Aufspringen schaut ihn ein rosiges Tyrolermädchen aus süßen wohlbekannten Augen an, ein Tyrolermädchen, das die Züge einer Königin trägt. Die Rückwand des Medaillons birgt eine Locke, glatt wie Atlas, von jenem

sanften Blond, das man so weit französische Zunge reicht „cendré“ nennt.

Und dieses kleine Goldgehäuse war es, an welches jetzt in der öden Herberge Italiens ein bis zum Zerspringen volles Herz sehnsüchtig klopfte. Axel preßte die Hand fest darauf. Um Schweigen zu gebieten oder sein Heiligthum noch fester zu wahren, noch näher zu fühlen? — Eben schlüpfte die Mondscheibe hinter die schwarz vom kahlen Felsen ragende Ruine, welche beinahe schaurig sich von dem flimmernden Hintergrunde abzackte. Ein langsames Knarren der Thüre rief den Grafen in seine Gegenwart zurück. Der Wirth trat ein, Kerzen tragend, die sein graues spärliches Haar beleuchteten und den scheuen Blick, welchen er aus stieren runden Augen unter buschigen Brauen vor über die Stube warf. Mit gekrümmtem Rücken empfing er einige Weisungen, welche der Graf zu ertheilen hatte, der spät angelangt war und morgen bald wieder wegreiten wollte, daher der Diener zeitig geweckt werden mußte. Der Mann, welcher etwa fünfzig Jahre zählen konnte, bat noch auf der Schwelle gar demüthig, Eccellenza möge es doch nicht ungnädig nehmen, daß bei der Ankunft das Weib unten auf dem Flur so seltsame Worte ausgestoßen. „Die Alte ist wahnwitzig“, sprach er, „schon seit Jahren. Darum redet sie immer so vor sich hin, thut aber keinem Kinde etwas zu Leide. Die heilige Jungfrau wolle meine arme Mutter erlösen von ihrer herben irdischen Pilgerfahrt.“ — Fersen hatte schon vergessen, daß ihm beim Eintritte in das Gebäude eine unheimliche Greisin aufgefallen war, über deren braune verwitterte Züge lange, schneeweiße Haare hingen. Glanzlos starrte ihr Auge, unaufhörlich bewegte

sie die Lippen, und als der Gast an ihr vorüber ging, rang sie die Knochenarme wimmernd: „Da kommt er wieder! da kommt er wieder!“ —

„Was kümmert mich das verfallene Eulennest!“ dachte Axel, indem sein Blick über die Wände glitt, an welchen eine düstere Tapete hing, halb zerrissen, mit eingewirkten großen Figuren und Landschaften: die drei Könige sammt langen Bärten und in rothen, blauen, goldverbrämten Mänteln, und über deren Schultern Kameelköpfe schauend; und Mohren mit Turbanen und Goldgefäßen, und Palmen, über welche unsichere Streiflichter zitterten. Wie möchte alles das den Grafen beirren und die leuchtenden Erscheinungen verscheuchen, welche er heraufbeschworen, die sich hold in seinen Schlummer neigen werden! Unser Wanderer riegelt die Thüre zu; noch ein Griff nach seinen Waffen, und müde sinkt er auf das willkommene, wenn schon rauhe Lager in der Nische.

Nach wenig Minuten athmet er in gleichmäßig festen Zügen. Aber mitten im ersten Schlafe fühlt er sich plötzlich gewaltsam aufgeschreckt durch ein Rütteln am Arme. Mit Anstrengung öffnete er die Wimpern. „Scheint denn der Mond auf das Bette?“ fragte er sich. „Nein, das ist der Mond nicht.“ — Eine lange weiße Gestalt steht vor dem Lager, in Tücher und Schleier verhüllt, von denen das Angesicht nicht zu unterscheiden ist. „Wie kommt der hier herein durch die verschlossene Thüre?“ — Fersen will aufspringen, will rufen. Es zieht ihm die Brust zusammen. Kalter Schweiß tritt auf die Stirn. Die Glieder sind ihm so schwer und gespannt, er vermag sich nicht zu regen. Mit eisiger Luft scheint es ihn erstarrend anzuwehen. Gleich

einem Gefesselten muß er liegen und lauschen. Es war eine Stimme hohl wie der Wind, der durch morsches Gemäuer streicht, oder durch welkes Laub in Herbstbäumen. „Da bist du!“ sagte der unbekannte Gast zum andern. „Ich habe lange auf dich gewartet, hilf mir! Du sollst mir an Seele und Leib Frieden geben. Du bist ersehen, ein Verbrechen aufzudecken und zu strafen. Komm, der Mond leuchtet dir! Beim Hause führt ein Feldweg rechts in die Schlucht. Wo die Cypressen grünen am Hange, steigst du Felsstufen hinan. Oben in den Burgtrümmern hinter dem Seitenpförtchen beim eingestürzten Schwibbogen, wo drei Rosenhecken stehen und der Epheu in halber Kreuzform über den zerbröckelten Stein niederhängt, grabe nach. Dort haben sie mich eingescharrt, arm und nackt. Künde es dem Richter, laß meine Knochen in geweihter Erde ruhen.“ — „Es ist ja der Alp!“ denkt unser Reisender, die Augenlider fallen ihm zu. Nur mehr wie aus verhallender Ferne dringen noch Klageworte zu ihm. „Es ist blos ein Traum!“ murmelt er und wirft sich auf die andere Seite.

Nicht lange mochte er geschlummert haben. Wieder fühlte er das Rütteln am Arme wie von eherner Faust. Wieder weht es kalt und steht sie da die lange weiße Gestalt. „Höre mich — und wenn der Tag graut, mache dich auf zu der Bergruine, wo mich der Mörder gebettet! Vor zehn Jahren war es, drei Tage vor Johannis, heute vor einem Jahre, hier in der Stube, noch kleben Blutstropfen an den Wänden. Bei Bologna steht meines Vaters Schloß. Antonio Torami hieß ich und ging nach Ravenna, mir die Braut zu holen. Gold und den Hochzeitschmuck

trug ich bei mir. Als ich mich allein und unbemerkt wähnte, zog ich ihn vor in einsamer Nachtstunde, mich am Funkeln der Edelsteine zu ergötzen, wie sie Hals und Arme meiner Alina zieren würden. Meine weltliche Lust ward zum Versucher: der späte Lichtschimmer durch einen Spalt der Thüre verrieth mich und meinen Schatz dem umherschleichenden Weibe. Sie rief ihren Sohn, den Wirth, und fachte seine Habgier an. Aber Wahnsinn packte die Alte seit sie die klaffende Todeswunde geschaut und das Geschmeide und mein Gold im Keller vergraben. Du sollst das Erbe zurückgeben der Braut, die im Kloster weint, und meinen Brüdern." —

Jetzt wachte Fersen mit hellem Bewußtsein. Er hatte sich im Bette aufgerichtet. Er dachte an Betrug und Raub. Rasch faßte er nach seinen Waffen. Da war die Erscheinung weg. Er springt auf, zündet die Kerzen an, untersucht Thüre, Fenster und Mauern vergebens. Der Mond war hinuntergesunken. Eine Weile geht der Graf auf und ab in dem Gemache, dann sucht er von Neuem sein Lager. Wie aus hundert Augen glotzt ihn die Finsterniß an. Er schämt sich seines Grauens. Da sieht er plötzlich wieder die weiße Gestalt schimmern. Eigentlich fühlt er ihre Nähe mehr als er sie schaut. „Noch einmal mahne ich dich", spricht sie, und er hört es mehr durch einen innern Sinn als durch den Schall im Ohre. „Ich war ein unbesonnen junges Blut, bin in meinem irdischen Sinne hingefahren. Laß für mich und meine Mörder beten! Du hast pflichtgetreu und gerecht edle That vollbracht als du in die weite Welt zogst. Weil du dich selbst richten und überwinden kannst, bist du zum Rächer gewählt. Daß

du es nie vergessen mögest, nie mich und meine Bitte, dein ganzes Leben lang, will ich dir ein Merkmal an den Finger drücken.“ — Axel fühlte einen Ring an seiner linken Hand. Er vermochte sich einige Worte, welche noch hinzugefügt wurden, nicht mehr deutlich zu machen, die Sinne schwanden ihm in Betäubung.

Als er nach kurzer fieberhafter Ruhe die Augen wieder aufschlug, war es Tag. „Welche Nacht habe ich zugebracht! sagte er zu sich selbst. „War ich krank? Soll ich es für Vision achten? Oder schlief ich, erschöpft von der Reise, ungewöhnlich fest und träumte nur so lebhaft?“ — Jetzt fällt sein Blick auf die Hand — da steckt wirklich ein fremder schwarzer Ring am Goldfinger der Linken, ein eiserner Ring. Umsonst schiebt und dreht Fersen an dem Reife. Er ist nicht mehr herunterzuziehen . . . . Der Graf reiset diesen Morgen nicht ab, läßt sich von seinem Diener auf die Burgtrümmer begleiten, findet den Pfad, wie ihn das räthselvolle Wesen bezeichnete, die Cypressen, die Stufen im Felsen, das Seitenpförtchen, die drei Hecken, den Epheu, alles! Nachforschungen werden angestellt, Anzeigen beim Gerichte besorgt. Alle Winke der verhüllten Gestalt bestätigen sich. Man findet den Leichnam, verhaftet die Wirthsleute. Der Sohn verräth sich durch seine stumme Angst, die Mutter durch laute Worte des Irrsinns — die Behörden erkennen, daß hier schon ein höherer Richter das Amt geführt.

Fersen reisete erst weiter als er die Gebeine des Erschlagenen auf dem benachbarten Friedhofe bestattet hatte. Unser Wanderer betrachtete oft den Ring, welchen weder eigene noch fremde Anstrengung vom Finger zu lösen ver-

mochte, und der allen Versuchen, sogar jedem Werkzeuge widerstand. „Wir werden uns also nie mehr trennen im Leben", sagte er zu dem Eisen, „wir sind aneinander geschmiedet und du bleibst mein treuster Gefährte in Freude und Leid." — Oft wollte ihm bedünken, als ob jetzt jede Blüte abgestreift, Scherz und Spiel auf immerdar verstummen müßten vor Schauern einer geheimnißvollen Macht, und als ob er von Geisterhand wie geweiht sei zu dunkeln Verhängnissen. Nie dürfe der, das fühlte er wohl, wieder Niedriges berühren, welcher in solchem Bunde mit den Unbekannten stand und ihnen einmal seine Hand lieh. Eine höhere Scheu müsse ihn vor allem Unrechte ergreifen. Dem Grafen schien dieser eiserne Reif, von welchem ihn Niemand mehr befreite, ein Pfand größerer Strenge gegen sich und Andere, eine mit Unsichtbaren eingegangene Verpflichtung. Einmal, wo er sich wieder mit dem Ringe beschäftigt, ihn prüfend hin und her geschoben hat, blitzte es ihm auf wie eine Traumerinnerung, die man lange verlor, lange suchte. Ihm war als kenne er jetzt den Sinn der letzten unverständlichen Worte des Ermordeten: „Man hat dir einen Stempel ewigen Gerichts aufgedrückt. Du brachtest Andern Vergeltung. Auch du darfst ihr nicht entgehen. Deine Hand liegt im Banne. Manches mag dir glücken; alles aber, was du nicht mit reinem Streben beginnst, und wenn auch nur Ein Tropfen Schuld hineinträuft, wird mißlingen." —

2.

Frankreich.

Von allen Thürmen zu Paris hatte der Schlag der Mitternacht gedröhnt. Vor den Tuilerien war es noch sehr lebendig. Wagen und Fußgänger verließen das Schloß, Personen aus allen Ständen, vornehme Damen und Herren, Bürger, Nationalgardisten. Eine kleine Gruppe von dunkeln Gestalten, welche aus einem der Höfe trat, schien, obschon den Schritt gewaltsam anhaltend, doch etwas eiliger als Andere den Platz zu durchmessen. Unbemerkt folgte ihr eine zweite und später noch eine, Leute in schlichten Reisekleidern. Eine Frau, welche ein Kind, ein Mädchen, führte, stützte sich auf Jemand, der einem untergeordneten Diener glich, aber nicht völlig das gewisse Etwas militairischen Ganges zu verbergen wußte, so wenig als seine Gefährtin Stolz und Anmuth der Bewegung, eine große weibliche Gestalt mit hochgewölbter Stirne, Adlernase, schwellender Lippe. In einiger Entfernung noch eine andere Frau am Arm ihres Begleiters. Zuletzt ein untersetzter Mann mittlern Alters, ungewissen Schrittes und schüchternen Aussehens, einen Knaben von etwa sieben Jahren an der Hand, beider Augen auf einen kräftigen schlankgewachsenen Menschen geheftet, der Aehnlichkeit im Anzuge mit einem Kutscher hat und, vor jenen herwandelnd, zum Wegweiser dienen mag.

Die Leute in Reisekleidern, welche sich an den Schildwachen vorüberstahlen — ein Familienvater mit Gattin, Kindern, Schwester und wenigen Freunden, ein König — gute und, wie weit dieß auf Erden sein kann, schuldlose

Menschen, denen sich aber die Sünden ihrer Vorgänger wie Rachegeister an die Sohlen hängen. Die Geschicke eines Reiches, einer Dynastie, das Leben gekrönter Häupter steht auf dieser Stunde. Wundersam griff das Räderwerk der Maßregeln ineinander, welche ein Einziger lenkte, dessen Genius die Treue war. Und doch vermochten leichte Merkmale der verrätherischen Wachsamkeit eines Weibes vom innern Palastdienste nicht zu entschlüpfen. Gerüchte, von der Nationalgarde bis in die Clubs verbreitet, machten in der Nacht vom 20. Juni 1791 jeden Patrioten zu einem Kerkermeister. Ludwig XVI. und Marie Antoinette hatten in gewohnter Weise zu ihrem „Coucher" diejenigen zugelassen, welche um diese Stunde bei der Cour zu erscheinen pflegten, die Diener nicht zeitiger als an andern Tagen weggeschickt, sich aber dann wieder angekleidet und mit Madame Elisabeth und den Kindern durch geheime Verbindungsthüren das Gemach des Herzogs von Villequier und von da die Straße erreicht.

Der König, welcher den Gedanken Mirabeaus nach dessen Tode wieder aufnahm, schrieb schon Ende April seinen Plan in Chiffern dem General Bouillé, hinter dessen Lager Ludwig ein zum Hauptquartier bestimmtes Schloß beziehen wollte. Bis in das Innerste der Tuilerien drang der Argwohn der Nationalgarde, welche den König mehr belauerte als bewachte. Lafayette erschien zu jeder Stunde; seine Officiere streiften um alle Ausgänge. In den Mauern seiner Väter hatte Ludwig nichts, worauf er sich verlassen konnte als zwei Frauenherzen. Marie Antoinette wurde von dem ihrigen nicht betrogen, als es ihr rieth, die Rettung von Gatte und Kindern dem Grafen

Fersen zu vertrauen. Auf den ersten Wink eilt er von Stockholm herüber, wohin er nach langem Wandern zurückgekehrt, ohne Glück und Ruhe heimzutragen, immer mit dem gleichen Bildnisse in und auf dem Herzen. Er sah die Königin wieder! In der Majestät des Unglücks stand sie vor ihm, heiliger als im Purpur. Sorgen hatten den ersten Frühlingshauch von ihren Wangen gestreift und die Schönheit nur noch rührender gemacht. Die Pulse des Mannes stürmten heftiger denn jemals die des Jünglings. In einer wahren, heißen Leidenschaft ist etwas, das nie und nie stirbt. Aber keiner seiner Blicke verrieth ihn, was er auch empfinden mochte, wenn er Nachts durch verborgene Treppen, dunkle Gänge — denn jeder Diener war ein Spion — unter das Dach des Palastes schlich, wohin man die geheimen Räthe berief wie zu Verschwörungen. Axel nahm alles auf sich. Als Fremder durfte er sich freier bewegen. Er sorgte für Pässe, für Wagen, für das Größte und Kleinste, bedachte alles, war überall. Nur Liebe konnte das vollbringen. Er ist es, der jetzt als Kutscher verkleidet vor dem Könige und dem Dauphin hergeht über den Carousselplatz.

In diesem Augenblicke kommen drei Officiere auf Marie Antoinette zu. Sie bebt, denn sie erkennt Lafayette. Er eilt vorüber, ohne sie zu gewahren, den Tuilerien zu, von seinen Adjutanten begleitet. „Morgen", flüstert sie mit einem Lächeln, das wie ein Moment aus Tagen des Muthwillens sich auf ihrer Lippe verliert und vielleicht eine Herausforderung an das Verhängniß ist, „morgen wird der gestrenge Wächter dem Volke seine Gefangenen nicht wiederbringen können." — Die königliche Familie soll bei dem

Theatinerquai zusammentreffen, wo zwei bürgerliche Kutschen ihrer harren. Die Marquise von Tourzel und die Kammerfrauen befanden sich früher dort. In der Verwirrung der Flucht eilt die Königin und ihr Führer, einer der drei in Diener verwandelten Gardes du Corps, wackere Edelleute, welchen der Graf vertraut hatte, über den Pont royal und verirrt sich in die Straße du Bac. Das Versehen gewahrend, wenden sie mit beflügelter Angst um. Bei der Ankunft auf dem Quai fehlt der König und sein Sohn — nur die Schwester steht am Wagen. „Sie müssen jeden Augenblick da sein!" sagt Marie Antoinettens zitternde Stimme. „Elisabeth, wer hätte gedacht", fuhr sie nach einer Weile fort, um Fassung zu behaupten, „daß ich Paris so verlassen müßte! Warum besitze ich nicht Regentengenie? Das Unglück ließ mir nicht Zeit zum Denken. Von einem glühenden Volke berauscht empfangen — wie sollte ich nicht an die Ewigkeit dieser Regungen glauben? Ich habe hingedämmert in den Jugendfreuden meines Trianon. Ich hörte die ersten Donner grollen, ohne von Gefahr zu träumen: ich vertraute der Liebe, die ich einflößte und im eigenen Herzen fühlte." — Eine halbe Stunde qualvoller Erwartung dehnte sich zur Ewigkeit aus. Endlich unterscheiden die in's Dunkel starrenden Augen den König, welcher Umwege über eine andere Brücke hat nehmen müssen. Man springt in den ersten Wagen, Graf Fersen schwingt sich auf den Kutschersitz und greift selbst nach den Zügeln. Keiner fremden Hand will er die Krone Frankreichs und — seines eigenen Lebens vertrauen. Ihm war, wie er so in die finstere Zukunft hineinfuhr, als hätten ihn die Schicksalsdämonen zu ihrem Dienste bestellt. Lenkt er ja

doch die Räder der Geschichte. Und was mag er für sich selbst in den Tiefen der Brust empfinden?

So jagt er bis Bondy, der ersten Station zwischen Paris und Chalons. Alle diese bangenden Seelen haben nur wie Einen Herzschlag der Furcht und des Hoffens! Der vom Minister Montmorin ausgestellte Paß lautet auf die nach Frankfurt reisende Baronin von Korf mit ihren zwei Kindern, Bonne, Kammerdiener und drei Lakaien. Die für den König erbaute Berline und ein Cabriolet warten. Zwei Frauen der Monarchin und ein Garde du Corps steigen in Letzteres. Während Fersen die Königin, den Dauphin, die Prinzessin Madame Royale, Madame Elisabeth und die Marquise Tourzel, Hofmeisterin der Kleinen, in den Wagen hebt, steht Ludwig mit seinem eigenthümlichen Wiegen der Hüften am Schlage und nimmt erst zuletzt den Eckplatz im Fond ein. Von den als Lakaien verkleideten Edelleuten sitzt einer vorne, einer hinten auf. Fersen küßt dem Könige und der Königin die Hand und empfiehlt sie dem Schutze des Höchsten. „Unser Retter!" sagt Marie Antoinette. „Sie folgen uns bald, nicht wahr? Sie hören gleich von uns." — Noch einmal sieht er beim Sternenlichte die theuern Augen — und fort rollt die Berline. Wie er ihr so nachschaut in die Nacht hinaus, entzündet sich brennender Kampf in ihm. Bisher hat er in edler Wallung gewähnt, sich nur für das Unglück zu opfern. Jetzt nach halbbezwungener Gefahr, näher dem Gelingen, bäumen sich begrabene Wünsche wieder auf. Er denkt nicht blos an König und Königin, er denkt jetzt auch an sich und die Frau. Er wird sie wiederfinden, um sich nie mehr von ihr zu trennen; ein Band der Dankbarkeit knüpft sie

an ihn, er hat ein ewiges Recht an Marie Antoinette errungen. Noch einmal kann er glauben an ein Glück! Fern vom Throne, von Vorurtheilen des Hofes blüht vielleicht ein schöneres Dasein auf. Wer weiß, ob nicht wohl gar einst Fesseln sich abstreifen lassen, Herz zum Herzen reden darf! Axel hat die Tochter der Cäsaren nicht nur für die Welt, für Ludwig von Frankreich und die Kinder, nein, Axel hat sie auch für sich selbst gerettet.

In diesem innern Aufruhre stürmt der Graf nach Paris zurück, um noch in der nämlichen Nacht auf einer andern Straße, zwischen Jubel und Todespein hin- und hergeworfen, nach Brüssel abzureisen, von wo er sich später zu der königlichen Familie begeben soll. Tag um Tag harrt er in Agonie zwischen Freude und Schmerz des verheißenen Winkes. Er wagt in der Gewalt der Erregung nicht einmal das Medaillon an seinem Halse zu öffnen. Endlich tritt der vertraute Bote des Grafen von Provence mit einem Briefe ein. Die Adresse ist von unbekannter Hand. Fersen reißt das Siegel auf, feine engbeschriebene Blätter fallen aus doppeltem Umschlage — es sind die Schriftzüge der Königin.

„Sie sollen nicht länger in Ungewißheit über unser Schicksal bleiben“, sagte sie. „Als wir uns auf der Straße von Chalons getrennt hatten, setzte sich die Reise bis Meaux ungehemmt fort. Mit dem anbrechenden Morgen erneuerten sich meine Besorgnisse, daß die Bourbonenzüge des Königs, welche dem Kammerdienerrocke widersprachen, die Größe und auffallende Form der Berline, auf welcher er leider bestanden hat, wie die militairische Haltung und die Adelsgesichter der Gardes du Corps in Livreen Argwohn erregen

möchten. In dem Städtchen Montmirail, zwischen Meaux und Chalons, verzögerte eine an dieser unseligen Berline nothwendige Reparatur die Abfahrt um eine Stunde. Wer hätte ahnen können, was diese verlorne Stunde kostet! Es that mir wohl, daß ich die Kinder auf dem Schooße halten konnte und daß in der Gestalt der Madame Elisabeth ein sichtbarer Engel uns geleitete. Wie tröstlich war mir jetzt ihr blasses Nonnengesicht, das mir einst in den rauschenden Festen meiner Ankunft in diesem Lande gleich einem stillen Vorwurfe erschien! Unsere Augen, die seit zwei Jahrin nur auf Empörerhaufen oder dem Walde von Bajonneten unter unsern Fenstern geruht hatten, erholten sich am wolkenlosen Blau des Himmels, an grünenden Fluren, über welche Sommerlüfte wehten, mich an die Berge meiner Heimath mahnend. Um halb vier Uhr Nachmittags erreichten wir Chalons. Während man die Pferde wechselte, gruppirten sich müßige Gaffer um die Wagen. Der König bog sich etwas unvorsichtig vor; der Postmeister erkannte ihn. Das Leben seines Souverains lag an einem Blicke, einer Bewegung dieses Biedermannes. Er suchte die Aufmerksamkeit der Menge abzuleiten, half selbst einspannen und trieb die Postillons zur Eile. Als wir aus dem Thore rollten, sagten wir alle drei wie aus einem Munde: „Wir sind gerettet!" —

Die fünfzig Husaren, welche wir mit Choiseul und Gougelas auf der ersten Relais, Pont-Sommeville, zum Schutze finden sollten, waren nicht da, vor einer halben Stunde weggeritten. Das Volk schien erregt, murrend strich es um die Wagen, maß uns mit verdächtigem Blicke, Aber wir langten doch Abends halb acht Uhr glücklich zu

Sainte-Menehould an. Es war noch heller Tag. Unruhig darüber, daß die Eskorte immer noch ausbleibt, streckt der König unwillkürlich den Kopf aus dem Wagen, um unter den Haufen einem getreuen Officier zu begegnen, welcher das Räthsel löse. Diese Bewegung war unser Verderben.

Arglos setzten wir unsere Reise fort. Es schlug halb zwölf Uhr Nachts, als unsere Wagen bei den ersten kleinen Häusern des Städtchens Varennes ankamen. Alles öde und schweigsam, in Schlaf begraben. Gemäß Ihrer Anordnung, Graf Fersen, sollten, weil Varennes nicht auf der Postlinie von Chalons nach Montmedy liegt, die Pferde des Herrn von Choiseul an einem bezeichneten Orte hier bereit sein, um gleich angespannt zu werden und uns nach Dun und Stenay zu bringen, wo der Marquis von Bouillé unserer harrte. Die Officiere der Husaren, welche wir schon zu Pont-Sommeville treffen sollten, hatten mit ihrer Schaar einen Umweg eingeschlagen, Sainte-Menehould zu vermeiden, wo ihr Durchzug am vorigen Tage Aufregung veranlaßte, und sich bei unserer Ankunft noch nicht in Varennes eingefunden. Die Wagen hielten am Eingange vom Städtchen. Bang warteten wir, ob der Peitschenknall unserer Postillons nicht die Pferde herbeiführe, deren wir bedurften. Die ganze Seele war Gehör — umsonst, kein Hufschlag durch die todte Nacht! Zuletzt steigen die drei Gardes du Corps ab, pochen an die Häuser und fragen von Thüre zu Thüre, wo die Pferde stehen. Niemand weiß Bescheid.

Das kleine Varennes theilt sich in zwei Hälften, die durch Fluß und Brücke von einander geschiedene obere und

untere Stadt. In letzterer hatte Herr von Gougelas die Relais aufgestellt, jenseits der Brücke. Wir waren in größter Unruhe, wir stiegen selbst aus, der König und ich, und irrten in den einsamen Gassen des obern Viertels umher, die Relais zu suchen. Wo wir Licht in den Fenstern bemerkten, klopfen wir an und erkundigen uns; die Leute wissen nicht was wir wollen. Traurig kehren wir zu den Wagen zurück. Die Postillons fluchen, drohen auszuspannen, alles stehen zu lassen. Durch Bitten, Gold und Verheißungen lassen sie sich endlich bewegen, wieder aufzusitzen und noch weiter zu fahren. Wir schöpfen von Neuem Muth, sehen uns im Geiste schon nach wenig Minuten mitten im Lager der Freunde. Ohne Hemmniß rollen wir durch die obere Stadt. Die geschlossenen Häuser ruhen in trügerischem Frieden.

Vor der Brücke, welche die obere und untere Stadt scheidet, ragt eine mittelalterliche Warte, durch deren enge Schwibbogen man Schritt für Schritt fahren muß. Kaum hat das finstere Gewölbe die Wagen umfangen, als die Pferde vor einem umgestürzten Karren und andern querüber geworfenen Dingen stutzen. Fünf oder sechs Bewaffnete stürzen aus dem Hinterhalte und befehlen uns, auszusteigen und unsere Pässe auf der Municipalität beglaubigen zu lassen. Der Mann, welcher so gebietend vor seinen Herrscher hintrat, war Drouet, Postmeistersohn von Sainte-Menehould, der, als der König sich dort aus der Berline bog, ohne ihn jemals gesehen zu haben, ihn an der Aehnlichkeit mit dem Bildnisse auf den Münzen erkannte, alsbald — weil die Wagen schon angespannt waren, die Postillons auf den Pferden die Peitschen schwangen, zudem

eine Abtheilung Dragoner in der Stadt lag — das beste Pferd im Stalle sattelnd, auf Seitenpfaden Vorsprung zu Varennes gewann, um einige Helfer aus dem Schlafe zu reißen.

Bei diesem plötzlichen Ueberfalle, dem Geschreie, dem Blitzen von Säbeln und Bayonneten, springen die Gardes du Corps von ihrem Sitze, greifen zu verborgenen Waffen und blicken fragend nach ihrem Herrn. Der König verbietet ihnen, den Durchgang zu erzwingen. Man wendet die Pferde um und fährt, von Drouet und seiner Schaar geleitet, vor das Haus eines Krämers, Sauße genannt, zugleich Prokurator Syndikus der Gemeinde. Hier heißt man uns Alle aussteigen, um unsere Pässe zu untersuchen. Die Gesellen schreien durch die ganze Stadt, poltern an alle Thüren, läuten die Sturmglocken. Die Nationalgarden finden sich einer nach dem andern vor der Thüre des Herrn Sauße ein. Vergebens läugnet der König seinen Rang; seine, meine Züge verrathen uns. Da nennt er sich dem städtischen Beamten, faßt die Hand jenes Krämers und sagt: „Ja, ich bin Ihr König und ich übergebe mein Leben und das meiner Frau, Schwester und Kinder Ihrer Treue! Lassen Sie mich abreisen, ich fliehe nicht in das Ausland, will die Constitution nicht vernichten, vielmehr schirmen und verbürgen. Es ist mit ihr, mit mir, vielleicht mit Frankreich aus, wenn man mich zurückhält!" — Die Männer schienen gerührt, würden sich erweichen lassen, wenn sie nur der innern Stimme folgten, aber sie fangen an Verantwortung zu fürchten. Die Krämersfrau, bei der sich die Augen ihres Mannes oft Raths erholen, bleibt am unempfindlichsten. Während der König zu den Beamten

redete, saß ich im Laden zwischen zwei Waarenballen, den Dauphin und die Prinzessin auf dem Schooße. Ich zeigte meine Kinder diesem Weibe. „Sie sind Mutter", sprach ich, „sind Gattin, Madame, das Schicksal einer Frau und Mutter ist in Ihrer Hand. Denken Sie, was ich für diese Kleinen, für meinen Gemahl fühlen muß! Sie können mir alle Drei mit einem Worte schenken. Frankreichs Königin wird Ihnen mehr verdanken als ihr Reich, mehr als das Reich, mehr als das Leben." — „Madame", erwiedert sie, „Sie denken an den König und ich denke an Herrn Sauße; eine Frau muß an ihren Mann denken." — So ist denn jede Hoffnung verloren, wenn kein Mitleid mehr in Frauenseelen wohnt! —

Mit meiner Schwägerin und den Kindern zog ich mich in zwei Kämmerchen oben im Hause zurück. Der König stieg unaufhörlich die Holzstiege der elenden Bude auf und ab, ging von mir zu seiner Schwester, von ihr zu den Kleinen, fest überzeugt, daß die Truppen des Generals Bouillé uns befreien würden, noch bevor die nach Paris entsendeten Couriere wiederkehrten. Aber Stunde um Stunde schlug, die Nacht verrann und die Hülfe kam nicht! Man errichtete Barrièren zwischen beiden Stadttheilen und Reitende sprengten durch die Gassen nach Metz und Verdun, Soldaten und Geschütz zur Vertheidigung gegen den Marquis von Bouillé zu fordern. Wir ruhten in unsern Kleidern einige Augenblicke, der König, Elisabeth, die Kinder und ich, beim Brausen der Tritte und Stimmen des mit jeder Minute unter unserm Fenster sich dichter drängenden Pöbels. Das währte bis sieben Uhr Morgens. Fersen, ich schlief nicht! Welche fürchterliche Nacht! Was ist dagegen

einmal Sterben? Alle Fibern waren auf die Folter geschraubt. Am Abend hatte ich blonde Haare, am Morgen, Freund, waren sie weiß, von Angst und Jammer gebleicht! — Dieß Eine sage Ihnen alles, mehr als die Thränen, welche von meiner Wimper auf diese Seite tropfen. —

Während die Kleinen, erschöpft von langer Fahrt und Tageshitze, schlummerten, sorglos um ihre Zukunft, tauschten wir, der König und ich, unter den Augen der Municipalität flüsternde Worte über unsere Lage. Die fromme Schwester betete uns zur Seite — ihr Königreich ist im Himmel. Wir hofften noch jeden Moment den Marquis einmarschiren zu sehen. Der Courier, welcher von Paris die Bestimmung der Nationalversammlung bringen sollte, war erst früh um drei Uhr abgegangen. Er brauchte zwanzig Stunden hin, eben so viele zurück. Das Zusammenberufen zur Berathung heischte auch mindestens drei bis vier. Also hatte Bouillé wenigstens achtundvierzig Stunden vor den Parisern voraus.

Ich will schweigen von diesen achtundvierzig Stunden. Statt der ersehnten Truppen erschien ein Adjutant von Lafayette, Romuef, mit den Anordnungen der Assemblée. Er legte den geschriebenen Befehl auf das Bette, in welchem der Dauphin ruhte! Fersen, ich vergaß mich, nahm das Papier, warf es zur Erde, trat es mit Füßen, rief: „Ein solches Blatt befleckt das Lager meines Sohnes!“ — Wie trieb man mit den Reiseanstalten, aus Furcht, die Schaaren unsers Generals möchten die Stadt besetzen oder den Weg abschneiden! Der König zögerte so lange als thunlich. Beim Einsteigen in den Wagen schützte eine meiner Kammerfrauen ein plötzliches schweres Erkranken vor. Ich weigerte mich,

ohne sie zu reisen, mußte aber dem Stürmen des Pöbels nachgeben. Ich wollte nicht, daß man mir meinen Sohn berühre, hob ihn selbst auf meine Arme und trug ihn in den Wagen. Von drei — viertausend Nationalgardisten geleitet, bewegte sich der Zug langsam gegen Paris.

Die ganze Bevölkerung der Umgegenden drängte sich an den Saum der Straße, um ihren im Triumphe zurückgeführten, gefangenen König zu schauen. Die Piken und Bayonnete der Nationalgarde vermochten sich kaum Bahn zu brechen durch diese immer höher schwellende, stets sich erneuernde Flut. Das Kreischen und die wüthenden Geberden, das Hohngelächter und die Schmähworte endeten nicht. Der Ruf des Volkes hörte auf und begann wieder, so oft sich die Räder drehten. Es war ein Kalvarienberg von sechszig Meilen, jeder Schritt der Tod! Eine einzige Person, die sich nähern wollte, uns ein Zeichen von Theilnahme zu geben, ein alter Edelmann, gewohnt seine Herrscher zu ehren, wurde unter dem Wagen niedergestoßen — wir mußten über die blutige Leiche weg. Der König und ich, wir faßten all unsern Muth, all unsere Würde zum Sterben zusammen. Graf Fersen, ich war eines jener Kinder, welche die Kaiserin an der Hand führte, als sie, eine Bittende, vor die treuen Ungarn trat, und diese edlen Schaaren riefen: „Wir wollen sterben für unsern König Maria Theresia!" — In dem Blute, das in meinen Adern rollt, fand ich Haß genug gegen dieses Volk, ihm an innerstem Verachten die Beleidigungen zu vergelten, mit denen es mich entweihte. Madame Elisabeth flehte still zu Gott. Die beiden Kinder wunderten sich über den Haß dieses Volkes, das man sie zu lieben gelehrt hatte.

Nimmer konnten wir die Hauptstadt lebendig erreichen, wenn die beiden Commissaire der Nationalversammlung nicht zur rechten Zeit eingetroffen wären. Sie begegneten unsern Wagen zwischen Dormans und Epernay und lasen dem Könige und dem Volke die Erlasse der Assemblée vor. Beide stiegen rasch in die Berline.

Welch ein Abstand — Péthion, Barnave statt Graf Fersen! Beide Deputirte erklärten, die Gefahr des Königs theilen, ihn mit ihrem Leibe decken zu wollen. Ein Geistlicher, dessen Züge Mitleid verriethen, wurde vom Volke erfaßt, unter die Pferde geschleudert, um vor meinen Augen getödtet zu werden. Barnave bog sich weit über den Wagenschlag heraus und rief: „Franzosen, Nation der Braven, wollt Ihr ein Volk der Mörder werden?" Elisabeth in Angst, er möchte sich in diese Haufen stürzen und selbst von ihnen geschlachtet werden, hielt ihn an den Rockschößen, indeß er die Wüthenden haranguirte. Wie ist es möglich, daß selbst in diesem Augenblicke der Humor, welcher im Contraste dieser Situation lag, mir nicht entging? — Wir waren erstaunt, einen ehrerbietigen Beschützer in dem Manne zu finden, den wir für einen anmaßenden Feind hielten. Péthion blieb kalt und rauh. Er warf die Schalen der Früchte, welche er vor uns aß, aus dem Schlage, auf die Gefahr hin, dem Könige selbst das Gesicht zu berühren, und hob, als meine Schwägerin ihm Wein einschenkte, ohne ihr zu danken sein Glas auf, um anzudeuten, daß er genug habe.

Am 25. Juni um sieben Uhr Abends erreichten wir Paris. Von Meaux bis zu den Vorstädten wurde die Menge immer dichter. Tausende von Augen schleuderten

Tod in unsere Berline, aber keine Stimme sprach ihn aus. Verzehrender Sonnenbrand, von dem Pflaster und den Bayonneten zurückgestrahlt, lag auf dem Wagen, in welchem zehn Personen gepreßt saßen. Wogen von Staub, durch die Füße von zwei bis dreimal hunderttausend Zuschauern aufgewühlt, waren der einzige Schleier, welcher von Zeit zu Zeit unsere Demüthigung dem frohlockenden Pöbel entzog. Jeder Lufthauch mangelte uns. Ueber die Stirne meiner Kinder rannen große Tropfen. Ich ließ rasch einen Store am Wagen herab und sprach zu der Menge: „Sehen Sie, meine Herren, in welchem Zustande meine Kinder sind, wir ersticken!" — „Wir werden Euch noch ganz anders ersticken!" klang mir halblaut die Antwort zurück. Zuweilen durchbrach das Anstürmen der Massen das Spalier; einzelne Männer drängten sich bis zu dem Wagenschlage, stiegen auf die Fußtritte, unerbittlich, stumm, den König, den Dauphin, mich, mit Blicken messend. Ich konnte Vergleiche anstellen, Graf, mit diesem heutigen Einzuge und dem Tage, wo ich zum erstenmale nach Paris kam, wo man mich unter Blumen fast verschüttete, zahllose Hände sich zum Willkomm erhoben, Jubel bis zum Himmel tönte, jedes Gesicht ein Lächeln war. So muß denn jeder Pfad, auf den das Glück mit uns wandelte, früher oder später ein Passionsweg werden!

In dichten Reihen standen die Truppen auf dem Boulevard, von der Barrière l'Etoile bis zum Schlosse. Voraus die Nationalgarde. Auch die Schweizer in Schlachtordnung. Aber ihre Fahnen neigten sich mehr vor ihrem Gebieter. Die Nationalgarden, auf ihre Waffen gelehnt, grüßten nicht. Die Wagen fuhren über die Drehbrücke in

in den Tuileriengarten. Unermeßliche Menschenwellen hatten, während Lafayette an der Spitze seines Generalstabes dem Zuge entgegenritt, den Garten und die Terrassen überschwemmt. Kaum vermochte die Eskorte dieses brausende Meer zu durchschneiden. „Herr von Lafayette", rief ich, als ich ihn gewahrte, aus Angst um die treuen Gardes du Corps auf dem Wagensitze, „Herr von Lafayette, retten Sie die Gardes du Corps!" — Unten an der Terrasse stiegen wir aus. Er nahm uns in Empfang aus der Hand von Péthion und Barnave. Nationalgardisten trugen den Dauphin und die Prinzessin hinauf. Der König sprach mehrere Tage kein Wort, selbst nicht mit uns, gleichsam wie erschöpft von dem letzten Kampfe mit dem Mißgeschicke. Endlich, als ich vor ihm auf die Knie sank und ihm seine Kinder zeigte, entriß ich ihn diesem tödtlichen Schweigen. „Wir wollen stark bleiben", sagte ich ihm. „Soll das Verderben unvermeidlich sein, so steht uns doch noch die Wahl zu, wie wir untergehen. Wir wollen als Könige sterben und nicht wiederstandlos harren, bis man uns selbst auf dem Parquet unserer eigenen Gemächer erwürgt!"

Eine Gefangene im Palaste, darf ich nicht zum Fenster hinausschauen, ohne Beleidigung zu wecken. Geschlossen die Höfe und Gärten, Schildwachen in allen Sälen, an allen Ausgängen, sogar in den Couloirs zwischen des Königs und meinem Zimmer, und die Thüren dieser Gemächer weit offen jedem Blicke, dem gelüstet, sich darin zu ergehen. Vor den Späheraugen, welche bis in unsere Gedankenwelt eindringen möchten, mußte ich die Stunden stehlen, um heimlich diese Epistel des Schmerzes niederzuschreiben dem treuesten Freunde. Wir haben nur Gebete für Sie. Vor

Gott heißen Sie unser Retter. Axel Fersen, nicht nach dem Erfolge mißt sich eine That."

In äußerster Spannung hatte der Graf gelesen. Jetzt drückte er das Gesicht in beide Hände. Alles brach um ihn zusammen. Er sprang auf und rannte durch die Stube. In der Ungeduld von Zorn und Weh rang er die Hände. Zufällig streifte sein Auge am Finger der Linken den Eisenring. Wie mit einem Rucke stand Axel plötzlich still. „Das war es!" rief er. „Meine Unglückshand machte alles mißlingen. Wo bleibt jetzt die kurzsichtige Klugheit, mit der ich alle Fäden regierte! — Flammte meine Brust denn nur für das bloße Recht", fragte er sich selbst, „gehorchte ich ohne selbstsüchtigen Wunsch nur meiner Pflicht als Mann und Ritter! Leidenschaft hat ihr Gift in mein Werk geträuft und alles zerfressen — und *sie* nennt mich ihren Retter!" . . . Langsam, als hole er die Worte aus weiter Ferne, murmelte er halblaut vor sich hin: „Man hat dir einen Stempel ewigen Gerichts aufgedrückt. Du brachtest Andern Vergeltung. Auch du darfst ihr nicht entgehen." — Nach einer Weile setzte er hinzu: „War es nicht auch der 20. Juni?"

3.

Schweden.

Diese Flucht Ludwigs XVI., sie hätte, wenn gelungen, alle Geschicke Europas umgeschmolzen, alle Phasen der französischen Revolution, welche statt Anarchie Bürgerkrieg geworden wäre, statt Morde Siege gehabt, mit Waffen der Tapferkeit und nicht durch das Schaffot triumphirt hätte. Nie hing das Geschick von so vielen Men-

schen und so vielen Ideen sichtbarlicher an dem, was man einen Zufall nennt. Wenn Drouet den Regenten nicht erkannte und den Reisewagen nicht voraussprengte, waren der König und die Seinen in zwei Stunden geborgen. Der Postmeistersohn, welcher an einem Sommerabende im Heimathdorfe unter der Thüre lehnt, entscheidet über das Verhängniß einer Monarchie. Die Krone fällt dem Enkel Ludwigs XIV. vom Haupte, und was mit ihr zugleich zertrümmert, Jahrhunderte erst mögen es bemessen.

Durch alle Zeiten geht der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen der Freiheit, die Gott und sein Himmel geben wollen, und dem Knechtthum, in welches der Mensch und seine Erde schmieden möchten. Jener Geist, als er aus dem seligen Aether verlangte und in die Tiefe stürzte, griff nach der Lüge statt der Wahrheit: die Freiheit der Hölle, welche Sclaverei ist mit schwersten Ketten; und wie in einem Spiegel that es der erste Mensch dem ersten, dem gefallenen Engel nach. Seitdem hat Freiheit ihre Genien und ihre Dämonen.

Das Sündenmaß der Vergangenheit war eben voll. Der Rachemorgen brach an. Aber seine Aurora war nicht der Glanz, welche einen wolkenlos leuchtenden Tag verkündet, seine Aurora war Blut. Die Dämonen forderten das Leben des Königpaares. Ludwig starb wie ein Heiliger für der Geschichte Doppelsünde. Mit diesem Tod wich der Geist der Freiheit für Jahrhunderte — vielleicht wandte sich sein Flügelschlag für immer von Europa; es blieb nur — Freiheit der Leidenschaft. Die Perle sank von Neuem tief in das Merr. Vergebens tauchten ihr viele kühne Schwimmer nach: der an Klippen zerschel-

lend, der von Wirbeln fortgerissen in die Unendlichkeit. Hoch stürmen die Wogen, die Flut nimmt alles mit, Scepter und Diadem, Feldherrnstab, Bischofmütze und Priesterrock, Brautschleier und Lächeln der Schönheit, ihren Rosenkranz und den Lorbeer, die Leier und das Pergament, alles, mit allem braust sie schrankenlos davon.

Das blumenbekränzte letzte Mahl der Girondisten, ihr Lied auf dem Todesgange verhallen wie der Schwanensang der Wahrheit. Die Erde verlernt Erbarmen. Jedes Herz, das noch in einer Brust schlägt, muß herausgerissen werden. Die Ströme Frankreichs wälzen Blut. Keine reine Quelle mehr, um es abzuwaschen! Der Planet selbst trinkt es nicht mehr, hat nicht Raum für die Leichen. Henker, Todtengräber fehlen, wo alles Cadaver ist und Rumpf. Robespierre winkt: „Genug!" — Nein, nicht genug. Der Abgrund klafft. Robespierre selbst muß hineinstürzen, um den Schlund der Revolution zu schließen. Aus rauchenden Trümmern steigt ein Aar hoch empor, nach Strahlen dürstend. Aber sonnentrunken fällt er herab — der Aar wird zum Geier der Schlachtfelder. Napoleon setzt sich die Kaiserkrone des alten Carolus auf und herrscht eisern über die Welt. Königsmäntel fallen aus den Wolken, der Hermelin ist an der Tagesordnung. Kaum noch völlig zwanzig Jahre seit der Flucht von Varennes und was ist nicht Gewaltiges hereingebrochen, was hat sich nicht alles umgestaltet! —

Bis zum hohen Norden liefen electrische Schütterungen. Auch Schweden hatte convulsivisch gezuckt! Sein ritterlicher Gustav im Maskenschimmer von Mörderhand ereilt. Der Sohn, Gustav Adolp IV., vor noch nicht einem Jahre durch Revolution zum Staatsgefangenen gemacht. Dessen Oheim,

der Herzog von Südermannland — Carl XIII. — auf den Thron gehoben. . . . . . Aus kalter Flut steigt das Venedig des Polarsterns geheimnißvoll und blinkend, wie eine Sage, Stockholm unter dem matten Blau seines gedankenvollen Himmels. Kirchen, Paläste, Felseneinsamkeit, Marktgewühl, Gärten, wehende Flaggen und Schiffsgewimmel, Alphütte in vergessener Bucht am spiegelnden See — alles umschließt die Inselstadt in ihrem wunderbaren Kreise. An ihren Klippenscheeren in mächtig ertönenden Weisen anschlagend, erzählt der Ocean den Runensteinen Urmähr. Durch Wipfel der Fichten sausen Heldenlieder. Graue Gespenster wandeln über Brücken, durch Domhallen, Kapellen und Schlösser im Mondscheine. Seltsame Stimmen und Klänge schweben in der Luft, und über alles wirft das Nordlicht seinen Zauber.

Ungewöhnlich lebhaft wogte die Bevölkerung am 20. Juni 1810 durch alle Straßen der Residenz, vom Schiffsholm bis zum Königsholm, von der Heiligengeistinsel bis nach Ladugardsland und durch die Vorstädte Norder-Malm und Süder-Malm. Diese Steigerung des täglichen Treibens ward veranlaßt durch eine trübe Feier. Man erwartete einen fürstlichen Leichenzug. Nach dem Ausdrucke der Gesichter mochte man nicht blos gleichgültige Gaffer vermuthen, wie sonst bei Schaugeprängen der Convenienz. Der neue Schläfer, welcher in die Gruft der ehrwürdigen Ritterholmskirche gebracht werden sollte, wo die alten Könige schlummern, unfern von ihren Feldherren, war der Kronprinz Carl August. Auf seiner Reise in die Südprovinzen, zu Quiddnige, bei der Musterung des Mörnerschen Husarenregiments, stürzte er plötzlich vom Pferde, vom Schlagflusse getroffen, wie es hieß, und lebte nur noch eine halbe

Stunde röchelnd, ohne Bewußtsein. Von dort nach Liljenholm gebracht, sollte der Hingeschiedene feierlich in die Hauptstadt eingeholt werden. Mit ihm trug man des Landes Hoffen zu Grabe.

Alternd, kinderlos und krank, hatte sich der Monarch mit den Ständen über die Wahl eines Nachfolgers geeint. Vor einem halben Jahre erst zog Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg, jetzt Carl August, vom Könige als Sohn adoptirt, in das frohgeschmückte Stockholm ein, das jetzt nur der Leiche harren durfte, und empfing die Huldigung der Reichsstände. Den geleisteten Eid hatte er treu in die Brust geschlossen, mit Ernst seine Mission erfaßt, in wenig Monden Vertrauen, ja warme Liebe vom Volke für manches Opfer eingetauscht. Man konnte es auch jetzt den Reden der Vorübereilenden entnehmen. „So bekommen wir keinen mehr", sagten sie. „Der hat ein Herz für Schweden gehabt! Hat er nicht Tausende und Tausende von Thalern, die ihm seine Ehrenstellen brachten, hingegeben, um uns die Last der Steuern zu mindern? Er ist nicht übermüthig wie die Andern und doch tapferer und vornehmer als sie Alle gewesen. Der hätte außen unsere Grenze beschützt gegen den Russen und innen uns Recht verschafft. Weil er schlicht und bürgerlich war wie unser einer und Jedem von uns die Hand schüttelte, darum haben ihn die Herren vom Adel nicht leiden können. Weil er unser Augapfel war, hat er wegmüssen." —

Es blieb nicht überall bei diesen dunkeln Winken. Noch bedeutsamere Worte machten sich laut: „Haben sie nicht auch den König Gustav ermordet? Jeder muß fallen, der nicht in ihr Horn blasen will und ihnen freie Hand

läßt, Bürger und Bauer zu zertreten. Was rücklings vom Pferde fallen! Röthlicher Schaum ist ihm aus Mund und Nase geflossen, die Adjutanten haben es gesehen und der herbeigerufene Arzt. Was Leichenöffnung! Die Herren Doctoren haben sich wohl gehütet zu untersuchen, was sie im Magen gefunden. Ist er nicht schon im Mai auf der dritten Station hinter Stockholm erkrankt?" — Andere wollten noch Genaueres wissen. Es bildeten sich um die mit südlicher Lebhaftigkeit gestikulirenden Sprecher Gruppen, welche gespannt lauschten, hohe Nordlandsgestalten mit düsterblitzenden Augen und glattem blonden Haare, und zwischen durch behende kurze Koboldfiguren mit struppigen Köpfen. Da hieß es: „Die kalte Pastete zu Aby, die hat eine gar vornehme Köchin gehabt; die hat der Großmeister und seine Frau Schwester, die Gräfin Piper, gewürzt. Wißt Ihr denn, daß der Prinz sich selbst immer frische Milch zum Trinken verordnet hat, auf der ganzen Inspectionsreise? Er sagte gleich zum Doctor Lodin in Linköping, die Pastete sei vielleicht in Kupfer gebacken gewesen. Erbrechen hörte nicht auf. In Carlskrona auf der Schiffswerfte, seht ihr, kam auch noch der Schwindel und das Irrereden. Aber wenn der Kronprinz von Gift sprach, da war er sehr wohl bei Sinnen. Der Pastor zu Quiddnige, Magister Krook, mag euch vom nachgeschickten Leibarzt Rossi erzählen, mit dem unsere hochfahrenden Herren so herablassend thun." — Solcher Weise reizte Einer den Andern. Anfangs sah man nur Kopfschütteln, finstere Mienen, allmälig erglühende Stirnen. Schüchtern war ein Mißtrauen vorgetreten, aber von Minute zu Minute leidenschaftlicher loderte Argwohn auf. Der Nordländer braucht lange,

um erregt zu werden, jedoch ist der Ausbruch desto stärker. Es lag über der ganzen Atmosphäre dumpf wie aufziehender Sturm.

In dichten Haufen wälzte sich alles der Straße nach Liljenholm zu. Es wimmelte auf ihr von Zuschauern, Abtheilungen von Militär, Reiter, Wagen. Unter den Equipagen zog eine sechsspännige Galakutsche die Aufmerksamkeit der Menge auf sich. Viele Augen bohrten sich in die Scheiben, hinter denen wie in einem vergoldeten, mit rothem Sammet ausgeschlagenen Glasschrein ein Mann saß von etwa sechszig Jahren, aber schon fast Greis, mit vornehmem Marmorgesichte, das gleichgültige Strenge wies, über einer von Bändern und Sternen beinahe belasteten Brust. Jeder erkannte den Großmeister des Königs, zugleich Reichsmarschall und Kanzler von Upsala. Niemand hätte aber in diesen erstarrten, wenn schon in edlem Ebenmaße gebildeten Linien, in der jetzt zu hohen Stirne, mit frühergrautem Haare karg umkränzt, den wieder erkannt, den man einst in Trianon und ganz Paris „le beau Fersen" nannte. Nicht mehr als Kutscher lenkt er die Pferde einer schönen unglücklichen Königin. Mit Jahren, Macht und Würden beschwert, sitzt er in der Staatskarosse, kraft seiner hohen Aemter zu der Trauerceremonie berufen. Vielbewegte Geschicke liegen ihm zwischen diesem Tage und der sturmvollen Jugend. Bis zum Temple, bis zu den Märtyrerstunden hat sich seine Treue für Marie Antoinette und die Bourbonen bewährt. Wie ein Schutzgeist umschwebt er sie, unerschöpflich an Eingebungen, Trost in den Kerker zu senden. Er sah sie, die ihm gleich einer Madonna war, langsam hinsterben, zuletzt noch wie ein Held bluten. Alles

wofür Fersen gelebt, wofür sein Herz geschlagen, Krone und Schönheit, sank unter der Guillotine. Er selbst mußte Frankreich verlassen. Seinen ersten wilden Schmerz trug er an die Wiege der Verklärten, in die Kaiserstadt der Donau. Es trieb ihn von da nach Dresden, Berlin, endlich in das Vaterland zurück, wo ihm Gustav III. und IV. mit ihrer Gunst für Ludwig XVI. vergalten.

Wenn die Zeit vielfach sich mit kleinen fremden Strichen in die Züge eingeschrieben hat, wie sieht es aber in der Brust aus unter den Ordensstrahlen? Dem jetzt so kalt sich zeigenden Staatsmann, dessen Seele täglich sich kreuzende Entwürfe berechnet, mag der heiße, beflügelte Axel zur Mythe geworden sein. Vielleicht trägt Jeder im Alter so einen sagenhaften Doppelgänger in sich und ist sein eigen Gespenst. Was im Jugendlichte Abenteuer war, hat sich nun zu einem Netze der Intrigue geschlungen. Die Blüte kühner Ritterlichkeit erstarrte zu schroffem Aristokratismus, Tapferkeit zu Eigensinn. Manche sind aus unglücklicher Liebe Spieler geworden. Andere hat sie zum Ehrgeize gestachelt — dem Menschen kommt es leichter vor, eine Leidenschaft mit der andern zu vertauschen, als Frieden mit sich zu machen. Anbeten oder herrschen! Ob Fersen litt? Er hatte das Entsetzliche gesehen: in den Krämpfen der Geschichte alles Schöne, alles Höhere zermalmen; Menschenungeheuer, wilder als die der Wüste. Das vergaß sich nicht. Er konnte nicht verzeihen! Um nicht zu vergehen, mußte er hart gegen sich sein, und das machte ihn auch gegen Andere gestählt. Aber das Zürnen erschafft nichts, nur die Milde erschafft. Die Schale, welche zu lang Bitterkeit füllt, wird zuletzt von ihr zerfressen. Ob er litt? Er verachtete die

Menschen. Niemand war mehr, der sein Gemüth berührte, als die geistesähnliche Schwester und ein junger Verwandter, den er um seines Namens willen liebte, der im Palaste gleich einem Sohne wohnte. Nicht allein Glanz auf ihn zu vererben, dachte der Reichsmarschall, auch das Land zu heben, dem Volke zu helfen. Aber gebieten wollte er ihm, glücklich zu sein. Die höchste Macht heischte er zu diesem Zwecke. Hinwerfen wollte er die Wohlthaten, jupiterähnlich. Er war doch immer noch Romantiker, nur in seiner Weise. Erinnerungen hatte er, wie wir im Herzen der Erde die wundersamen Gebilde finden, von einer fernen Flut angeschwemmt, Libellen, Moos, Blumen, alles — aber versteint.

Der Graf hegte tiefe Abneigung gegen das Volk, seit es in blinder Wuth zu Paris das Heilige nicht verschont. Es liegt im Hasse Elektricität wie in der Liebe. Das Volk spürte erst den Mangel an Wohlwollen und gab zuletzt dem vornehmen Manne den Haß zurück, besonders als es in ihm den Gegner des Kronprinzen erblickte, des Abgotts der Schweden, den sie als Befreier von Ketten eines herrschsüchtigen Adels betrachteten, welche jene uralte Landesverfassung geschmiedet hat, an der auch die gegenwärtigen Tage wieder rütteln. Jeder von den Edelleuten, Fersen an ihrer Spitze, wollten ein kleiner König sein. Darum waren sie dem bürgerfreundlichen Thronfolger feind. Der Erbmarschall wirkte ihm offen und heimlich entgegen; auch auf diplomatischem Wege; vielleicht verbündet mit einer vom Vaterlande gefürchteten Hauptmacht im Norden. Der Graf mochte nichts von seinem Ansehen auf den Familiengütern, den weiten Besitzungen im Finnland verlieren. „Nicht

haarbreit darf man weichen", sagte er. „Wohin hat Ludwig XVI. sein Nachgeben geführt? Stramm muß man die Zügel halten, wenn nicht alles zusammenbrechen, jede Segnung der Kultur verloren gehen soll. Dieß Haschen nach Popularität, dieß Händedrücken und Bücken ist mir gänzlich zuwider." —

Heute jedoch, auf der Straße nach Liljenholm war der Großmeister keineswegs so ruhig als er scheinen mochte. Mitten in dem Gewebe, mit welchem er den Kronprinzen zu umgarnen hofft, stirbt dieser plötzlich. Fersen steht überrascht wie vor seinem Verhängnisse. Ihm treten wie ein Gespenst seine eigenen Gedanken und Wünsche in diesem jähen Tode entgegen. Eine höhere Macht hat die künstlichen Fäden des Staatsmannes durchschnitten.

Er fühlt wohl, daß dieser Heimgegangene nun ein doppelt gefährlicher Gegner ist, mit dem man sich nicht mehr messen kann, daß er zum Märtyrer sich verklärt und neue Kämpfer waffnet, heißeren Widerstand erweckt.

Indem Fersen dieses Scheitern seiner Absichten überdenkt, drängt sich seinem sinnenden Auge unwillkührlich durch den Glacéhandschuh der, mit der Fensterquaste spielenden Linken hindurch, die Form des eisernen Ringes auf; neben welchem, ihn möglichst verbergend, ein kostbarer Wappenring steckt. „Die Nemesis!" sagte Graf Axel bei sich selbst. „Der Stempel ewigen Gerichts, dieser gefeiten Hand aufgedrückt..... Auch das mißlungen, nachdem so viel erreicht — immer der höchste Wurf dahin!" — Wolken traten auf seine Stirn. Er war sich wohl des nagenden Ehrgeizes bewußt, gestand sich selbst in dieser ernsten Minute, daß er nicht alles nur für Vaterland und

Humanität erstrebt, daß er viel auch der eigenen Größe geopfert, Rachegedanken genährt, keine Versöhnung im Herzen gefunden. Da kam Weh über ihn, wie ein Gast aus der fernen Jugend, und fast Reue, die mit dem Stolze rang, in welchem Axel dumpf umherschleichenden Anklagen begegnete. Er kannte sie wohl, verhehlte sich nicht, daß man ihn und die Gräfin Piper eines Mordes verdächtigte. Der Mann, den Marie Antoinette geliebt hatte, konnte keines gemeinen Verbrechens fähig sein. Der Großmeister hatte, obschon das medicinische Kollegium den auf Schlagfluß lautenden Ausspruch der Leichenöffnung bestätigte, „auf das Gerücht einer Vergiftung" Untersuchung bei dem Justizamte vorbereitet und 20,000 Reichsthaler dem verheißen, welchem eine glaubhafte Entdeckung der Unthat gelänge. Fersen rief sich jetzt einige drohende Zeichen zurück, welche ihm die Pflicht auferlegten, Sorge für seine Schwester zu tragen, bei der er den Pflegsohn, einen muthigen Jüngling, zum Schutze gelassen hatte. „Ist heute nicht der 20. Juni?" fiel dem Marschalle plötzlich ein; „der Tag bringt mir nichts Gutes." —

Ueber See und Gestade hallen die Trauerglocken von allen Thürmen Stockholms, seinen Thronerben zum letzten Male, aber mit der Stimme des Schmerzes zu begrüßen. Langsam windet sich der Leichenconduct in unabsehlicher Prozession aus der Richtung von Liljenholm dem Thore zu, dicht vor dem achtspännigen Wagen, welcher den Sarg des Frühvollendeten trägt, die Karosse des Grafen von Fersen, denn ihm gebührt, den Zug zu eröffnen. Viele Thränen fließen. Männer und Frauen sieht man am Wege knien und laut schluchzend die Arme ausbreiten nach dem schwer-

gestickten schwarzen Bahrtuche, das den Liebling für immer umhüllt. Finstere Blicke, Murren richten sich nach dem vordern Wagen: für den ersten Flüche, für den zweiten Segnungen, die Leiche und ihr Führer scheinen die Rollen getauscht zu haben. Man möchte sagen: dort lag ein Lebendiger, hier saß die Leiche — denn der Haß vernichtet, die Liebe macht lebendig. Bis an den Schlag der Galakutsche drängten sich unheimliche Gestalten heran, geballte Fäuste. Mit eisigem bösen Blicke schaute der Marschall in die grimmen Gesichter; er schob den Mantel von seiner Brust zurück, daß alle Orden sichtbar wurden, gleichsam als wolle er sich recht genau zu kennen geben und vor Niemand verbergen. Er dachte an den Brief der Königin, welchen er in Brüssel empfing, an ihre Leidensfahrt durch die fanatische Menge.

Als der Conduct, sich der altersbraunen Kirche auf dem Ritterholm nähernd, die in ernster Architectur prangt, den Adolph=Friedrichs=Markt erreicht, welchen das Volk dicht bedeckt, ein Meer von Köpfen, erklingen rauhe Stimmen, der Name des Grafen und seiner Schwester mit dem Zusatze: „Mörder! Mörder!" — Steinwürfe zerschmetterten die Fenster der Karosse. Der Marschall flüchtet in ein nahes Haus, das erste was er zu erreichen vermag. Empörte Schaaren umlagern es und fordern stürmisch den Mörder ihres Fürsten. „Heraus mit Fersen! Wir wollen einmal selbst Richter sein!" — Vergebens eilen zwei Generale, Adlerkreuz und Silbersparre, herbei, die tosende Flut zu beschwören. Letzterer sucht den Verfolgten für den Augenblick dadurch zu retten, daß er dem wuthbebenden Volke verspricht, den Marschall als Gefangenen nach dem Rathhause

abzuführen. Unter einem Regen von Steinen gelangt der Graf wie ein von wilder Meute gehetzter Edelhirsch über den Ritterhausmarkt, wo der prächtige Adelspalast verwundert auf den Greuel blickt, den Rachegeister im Angesichte des Denkmals der Feodalität vollbringen. Orden, Degen und Mantel werden dem Grafen auf dieser fürchterlichen Jagd entrissen. Endlich liegt das Ziel vor ihm, das Rathhaus. Blutend, bestäubt, athemlos erreicht er die Stufen, welche hinaufleiten. Ein rasender Haufe setzt ihm nach, holt ihn auf der Treppe ein. Umsonst ruft Fersen mit aufgehobener Hand, die grauen Haare im Luftzuge wehend: „Unter dem Angesichte des Himmels betheuere ich meine Unschuld! Sein Blitz zerschmettere mich, wenn ich lüge!" — Sie ergreifen den Unglücklichen, schleifen ihn bei den Haaren, reißen ihm die Kleider vom Leibe, bedecken ihn mit Stößen. . . . . . das Gemälde bleibe unvollendet. Man sagt, sie haben ihn beinahe zerrissen. So hatten die Dämonen, aus der Hölle aufgesprudelt, denen Henker Gestalt borgten, das Freiheitswerk vielleicht auf Jahrhunderte wieder vernichtet! — Vergleiche liegen nur zu nah. Die „Mützen" waren dieß Mal Meister geworden über die „Hüte" *). Solcher Sieg ist Niederlage. Die alte Ebbe und Flut: jede Partei nährt oder fristet ihr Dasein von den Fehlern der andern.

Nachdem Axel Fersen den letzten Seufzer ausgehaucht, brachten sie den noch zuckenden Körper blutig und nackt auf des Marktes Mitte, wie zur allgemeinen Schau aus-

*) Bezeichnung der damaligen Parteien in Schweden.

gestellt: der höchste Würdenträger des Reichs, Pflastersteine als Paradebette, mit klaffenden Wunden, arm und blaß, vor Gottes Sonne und Aller Augen, wie jener Erschlagene in der Lombardei heimlich im Dunkel. Unter die Statue des volksgeliebten Gustav Wasa legten sie das Opfer, dicht an das Piedestal aus grünem schwedischen Marmor, welches das Erzbild trägt. Der Freund von Marie Antoinette hatte in den Straßen von Stockholm, wie die Königin in denen von Paris geendet.

Als die Nacht des 20. Juni — es geht eine Mystik der Zahlen durch jedes Menschenleben — niedergesunken war, wohlthätig mit ihrer Finsterniß den Graus des Tages verhüllend, mit ihrem Thau die Stirne der befleckten Erde waschend; als die schwarze Königstadt grabstumm wie im schweren Traume lag, erstarrt vor ihrer eigenen That, die Gassen nur vom Takte der Patrouillenschritte wiederhallten, da klopfte es laut und lauter an den öden lichtleeren Palast Fersens. Zuletzt schließt ein bleicher Diener zögernd auf. Sein im Verlöschen schwankendes Lämpchen in der Hand, späht er schüchtern durch den Spalt der kleinen Pforte im Thore. Noch bevor er sich recht besinnen kann, drückt ihm eine dunkelvermummte Gestalt ein Kästchen in den Arm und ist verschwunden. Das Kästchen zeigte die Adresse der Erben vom Marschalle. Es ward dem jungen Grafen übergeben. Da er es öffnete — die Gräfin Piper hatte man zu ihrem Schutze sogleich nach einer nahen Veste in Verwahr gebracht — fand er sämmtliche Kleinodien, welche der Großmeister auf seinem letzten Märtyrerwege trug. Jegliches von Werth gewissenhaft hineingelegt; „zum Beweis", wie ein beigefügter Zettel sagte: „daß wir nicht Mörder

und Räuber, aber Richter sind.“ — Nichts fehlt, Börse, Ordensschmuck, Brillantsterne, Siegelring, ein goldener Stift, das Medaillon an der Kette — Tropfen von dem treuen Herzen, das sich nie davon getrennt hatte, Blutzeugen einer Liebe bis zum Grabe, röthen es. Der junge Graf betrachtet das Bild, die weiche blonde Locke, welche er heute zum ersten Mal sieht. Da erinnert er sich des eisernen Ringes, den er wohl kannte, dessen Räthsel der Verstorbene ihm einst anvertraut hatte. Er durchsucht das Kästchen — der Geisterreif allein scheint zu fehlen. Wer vermochte auch ihn von dem Körper zu trennen? Man hätte die Hand, den Finger abhauen müssen.

Im Gedanken, einer Pflicht nachzukommen, vielleicht aber noch mehr innerem, geheimnißvollem Triebe gehorchend, will sich der junge Mann sogleich überzeugen, daß die Leiche noch den Ring trägt. Da liegen die blutigen Reste auf der in den Ahnensaal gestellten Bahre. Die alten Ritter mit goldenen Gnadenketten schon aus den Tagen Erichs XIV., zürnend scheinen sie niederzuschauen auf den erschlagenen Enkel, den man ihrer Hut vertraut. Seine Linke unverstümmelt, ruht auf dem schwarzen Tuche, in welches man die Menschentrümmer gewickelt hat. Aber der Ring ist verschwunden von der kalten Hand! Nirgend eine Spur. Vergebens läßt der Erbe die genauesten Nachforschungen anstellen; am Rathhause, auf dem Platze, vor dem schweigenden Wasabilde. Die Unsichtbaren haben ihr Pfand zurückgenommen. Mit dem Leben ist der Bann erloschen. Wer vermochte den Reif von diesem Finger zu ziehen? Mit der Seele des Besitzers entfloh das düstere Merkmal. Das Schicksal hatte sich erfüllt.

Wenigstens konnte man das Geheimniß nie erklären, und niemals den Geisterring wieder entdecken. Jener damals jugendliche Verwandte, längst jetzt auch Greis, wofern er noch lebt, hat diese näheren Umstände dem Erzähler vor einigen Jahren zu Stockholm selbst mitgetheilt. Ueber dem Ende des Kronprinzen Carl August liegt noch heute ein undurchdringlicher Schleier. In Folge der sofort eingeleiteten Untersuchungen ward der Leibarzt Rossi aus Schweden verbannt, die Familie Fersen jedoch glänzend von aller Schuld gereinigt.

Vierzigjährig.

1.

Ich habe schon von klein auf immer Vorliebe für die Gesellschaft älterer Leute gepflogen. In früher Kindheit, wie gerne lauschte ich in meinem Bettchen den Gesprächen der bei Lampenlicht um den runden Tisch vor dem Sopha versammelten Erwachsenen, welche den Knaben im Schatten seines grünen Plumeaus festschlafend wähnten! Man denkt nicht, wie Viel Kinder in ihrem scheinbaren Pflanzenleben erhaschen, wie hell alles in ihnen wacht, und welche Eindrücke, folgenschwer für die spätesten Schicksalsführungen, diese Kleinen mit ihren Schlingfäden in sich saugen. Am ergiebigsten für meine Neigung erwies sich immer der Aufenthalt auf Schloß ***, wohin wir zum Besuche der Großmutter reisten, regelmäßig zweimal im Jahre. Es waren chokoladbraune charaktervoll gezeichnete Mauern, die sich von ihrer waldbekränzten Höhe wiederholt in dem vielfach gewundenen Silberbande, das sich zu ihren Füßen krümmte, spiegelten. Mit einer weinumrankten Terrasse, berühmt durch ihre Aussicht, hängt der Garten über dem Wasser.

Die alte angebaute Kapelle steht wie eingewickelt in ihren Teppich von Epheu. Blanke Löwenköpfe an dem Messinggriffe der dunklen Eichenpforte, die in das Haus führt und sein hallendes, von Pfeilern getragenes Gewölbe, das zum Corridor dient, seh' ich plötzlich wie Freundesgesichter vor meiner Phantasie. Die breite Treppe mit den steinernen Ritterbildern und der von gemalter Decke des obersten Stockwerks herabschwebenden, vergoldeten Riesenlaterne erhält zweifelhaftes Licht von den hohen, schmalen Bogenfenstern, denen man ihre runden, bleigefaßten Scheiblein zu erhalten wußte.

Auf dem zweiten Flure öffnen sich verschiedene, gleich Böden und Getäfel auch schöngebohnte Flügelthüren, nach Stubenreihen, die ich noch alle malen könnte und in die, wie traulich sie mir auch schon damals erschienen, ich doch nie ohne geheimnißvolle Weihnachtschauer hineintrat. Ich will nur, zunächst dem Vorsale, des Eßzimmers gedenken, mit hochlehnigen, feingeflochtenen Strohstühlen, dem Krystallkronleuchter, voll schwerer Tropfen, und der Landschaftstapete, die auf grauem Grunde in gesättigten Farben die Rheingegenden konterfeiten, den Mäusethurm und das Bingerloch, in dessen blitzblauen Wirbeln sich ein ziegelrothes Kähnlein wie ein Kreisel drehte. Die etwas düstere Erkerstube mit ihren abenteuerlich geschnitzten Holzwänden und Sitzen und dem schwarzgähnenden Kamine lag noch jenseits des gründamastnen Alkovzimmers mit goldnen Leisten und Schnörkeln und dem Urtheile des Paris als Deckengemälde, nebst Himmelbett; daneben das geräumige rothe Gemach.

Dieses rothe Gemach, in welcher die Großmutter wohnte und Kinder und Freunde um sich vereinte! ich verzichte darauf, den trauten Reiz, die Prächtigkeit dieser

rothen Stube zu schildern. Das Kanapee in der vorhang-umwallten Nische, den weichen Blumenteppich, die schlanken, schwarzgeschnitzten Stühle und Tabouretlein und Bänkchen mit rothem Sammet oder Stickerei gepolstert, die wandhohen Spiegel, die goldnen, zweibeinigen Pfeilertischchen, auf deren Marmor dickbäuchige blaue Vasen standen voll sonderbar duftendem Potpourri; den großen weißen Papagei, der sich so gern am Kopfe krauen ließ; und den Glasschrank, den Glasschrank mit seiner Welt im Kleinen, lauter Familien-reliquien. Da waren noch die Kolibris, welche meine Ur-großmutter auf ihrer Frisur getragen. Das Balsambüchs-lein der schönen Frau, die eine Löwin ihres Jahrhunderts gewesen sein mag und viel an Höfen lebte. Das feine Stäng-lein sammt kleiner Hand von Elfenbein, deren man sich zum „Rücken reiben" bediente; ihre Fächer groß und klein, die meisten mit Schafen und Ziegen und sonstigen arkadi-schen Gruppen, ihr Brillantdöschen, der schmelzgestickte Pompadour — und was sonst noch alles von ihr da war. Sie selbst blickt von der rothen Tapete aus ovalem Gold-rahmen unter ihrer Pudercitadelle vor, mit holdselig blauen Augen und hochgeschwungenen dunkeln Brauen, die ich gar gut zu kennen meinte. Sie starb bald; schon mit vierzig Jahren. Die Großmutter selbst hängt im grünen Pelz-rocke gemalt über dem Kanapee, den Kopf von einem Schleier umwickelt, die Hände im Muff. Sie hatte ein vornehmes weißes Gesicht, halb in Spitzen begraben, ernst aber doch gutmüthig. Etwas strenger fast, und noch ruhiger, sah meine Mutter aus, welche der ihrigen am meisten glich, ob-wohl Letztere mochte schöner gewesen sein. Aber es war jemand da, der mir noch lieber als die Großmutter.

Diese rothe Stube habe ich nie freiwillig und ohne daß man mich aus ihr fortschickte, verlassen. Auch jetzt, wo die hohen Räume schon sonnenleer standen, während außen, am Neckar, noch alles glänzte, sagte die freundliche Stimme der Großmutter: „Theodor, geh' doch an dem schönen Sommerabend hinunter in den Garten und spiel' mit den andern Kindern. Wir kommen Alle nach." — Die hellen Stimmchen schallten mir entgegen. Der zehnjährige Knabe blieb aber mit verschränkten Armen stehen und sah von weitem zu, wie sich die Kleinen auf dem feinen Kiese der Terrasse tummelten. Plötzlich spürte ich eine schwere Hand auf meinem Kopfe. Ich drehte mich, streckte mich so gut ich konnte, um zornig zu dem langen Ferdinand hinanzusehen, der mir mit seinen Riesenfingern durch die Haare streifte. Ein Anverwandter und östreichischer Husarenlieutenant, der seinen Urlaub auf dem Schlosse zubrachte, den ich „Onkel" heißen sollte, der mir gründlich zuwider war, und von dem, mir recht zum Verdrusse, noch heute früh die Mutter am Kaffeetische sagte, er habe „ein Profil wie Hektor".

Mächtig stiegen die nahen, dichtbelaubten Berge in den Aether. Statt ihren Linien länger zu folgen, flog mein Auge um das Oleandergebüsch, hinter welchem ein weißes Kleid schimmerte. Sobald ich es unbemerkt durfte, schlich ich ihm leise nach. Kichern, Guitarregeklimper, Reden durcheinander klangen von fern. Hinter einem Birkenstamme konnte ich nach der Laube spähen, aus der man die silbernen Schlangenringe des Flusses überschaut, und weit, weit über Heidelberg hinaus das verborgen bleibt, den Dom von Speier, und nur diesen Dom, gleich einer Geister-

erscheinung, sich erhebend. Auf diesem Hintergrunde, umrankt von blühendem Gaisblatte, steckten viele junge Köpfe beisammen. An der Seite des schönen Ferdinand, des Husarengrafen mit der untadelhaft griechischen Nase, gewahrte ich das weiße Kleid. Ein ganz volles rosiges Mädchen, Alexa, die Schwester meiner Mutter, viele Jahre jünger als sie, kaum achtzehnjährig. Lichtbraune, von den letzten Strahlen zur Glorie durchgoldeten Haare flossen um das runde Gesichtchen. Diese Locken, ich kannte sie genau. Als ich fieberkrank lag, sanken sie mit ihrem Dufte nach orientalischem Rosenöl wie ein Schleier zu mir herab, schwebten über mir sammt den blauen Augen, wenn auf mein Kissen gebeugt Alexa mir Mährchen erzählte — sie, die mir selbst ein Mährchen war!

Was sollte die Gestalt, welche mitten unter der Gruppe stand und sich dunkel, abenteuerlich auf dem blauen Abendhimmel zeichnete, in der ganzen monumentalen Ruhe des Volks, wenn es nicht arbeitet? Das große Weib in Bauerntracht, aber um den Kopf ein rothes Tuch geschlungen. Indem sie sich zu meiner Tante wandte, entdeckte ich, daß es nicht ein seltener Gast im Schlosse war: die Zigeunerin aus dem Württembergischen, eine Nachkommin des berüchtigten Reinhardt, aus dessen zersprengten Banden sich noch immer Einzelne umhertrieben. Das nußbraune Antlitz, dem, wunderlich dazu gesellt, die blaßblauen, in grellem Weiß schwimmenden Augensterne, nicht minder als die strohgelben Haare, etwas Larvenartiges ertheilten, flößte mir stets Grauen ein. Als meine Tante ihr die Rechte hinstreckte, packte mich eine Angst, daß ich hätte aufschreien und der Zigeunerin die weiße Hand entreißen mögen. Es entstand

ein mir peinliches Schweigen, während welchem Alle auf die Reinhardtin blickten. Nach einigen Minuten sagte sie mit ihrer tiefen rauhen Stimme: „Und Sie . . . . . Sie sterben nicht eher, als bis Sie am Stock Ihrer Großmutter gehen" . . . . Mir war unheimlich, als schwirrte eine Fledermaus umher. Die in der Laube lachten aber muthwillig, und Alexa entgegnete munter: „Da werde ich also sehr alt, steinalt, voll Runzeln und schneeweißen Haaren." — Und wieder kicherte alles durcheinander, indeß die Zigeunerin den Kreis verließ. „Die Großmutter!" setzte das Mädchen nach einer Weile hinzu, „ich war ihr Liebling." — Sie erhob sich und trat vor das Gaisblattzelt hinaus.

Sie entdeckte mich jetzt und winkte mir. Wie klopfte ihr mein Herz entgegen! Man hat noch immer nicht gehörigen Begriff von der frühen Leidenschaftsfähigkeit bei Kindern, und müßte sich, um wahr zu sein, ihre unschuldigen Verliebtheiten doch nicht leugnen. Die bange Regung, welche die Wahrsagerin mir hervorgerufen, wich erst, als ich vor Tante Alexa, sie vor mir stand, verklärt vom Purpurfunkeln der Abendsonne. „Da, mein Herzenstheodor!" — Aus einem Krystallkörbchen voll Orangen reichte sie mir eine hin. Dieß Bild entschwand mir niemals. Wie fest hält die Kindheit solche Momente! Noch spät, noch jetzt, so oft ich eine Orange gewahre oder blos ihr Arom athme, steht Alexa vor mir im Sonnenuntergange. Sie war mir ohnehin mit allem Guten verflochten; wo ich eine schöne Gabe empfing, ihr Name daran geknüpft. Wo sie erschien, geschah mir etwas Liebes. Dieser Eindruck ging wie ein Wohlklang, wie ein Wohlgeruch durch mein ganzes Sein. Sie war das warme Element in unserer Familie.

Sie der goldene Faden, der früh in mein Lebensgewebe eingelegt ward.

2.

Die Großmutter zog mit Alexa bald darauf nach Wien. Knabenhafte Eifersucht entzündete sich in mir an Berichten aus der Kaiserstadt, wo die Tante als Königin der Feste glänzte. Ich kam in die höhern Schulen, studierte zu Heidelberg, Berlin. Tante Alexa, inzwischen zur Stiftsdame ernannt, blieb meine Patronin und Fürbitterin, sandte mir die erste Uhr, auch bisweilen eine neue, zierlich gehäckelte oder gestrickte Börse mit Dukaten zu kleinen Ausflügen oder sonst bei Verlegenheiten. Dann machte ich die „Cavalierstour", sah Paris, London, Italien. Wien vermied ich. Ich hatte gehört, daß die Chanoinesse, trotz Ordensband und Kreuz auf der Brust, den Vetter Ferdinand, den Husarenmajor, liebe, sich mit ihm verbinden werde. Gleich nachher trat ich in die diplomatische Laufbahn. Auch die Gewährung dieses Wunsches verdanke ich der Tante, sie hatte einst meine Mutter dafür gewonnen, die mich anfangs hartnäckig dem Berufe meines Vaters, der Präsident eines Gerichtshofs gewesen, bestimmen wollte.

Ich vernahm nichts mehr von Alexa. Ich hatte ihr nicht mehr geschrieben, seit Jahren nicht nach ihr gefragt — weil es mir weh that. Lieber mochte ich sie verloren haben, todt für mich, als die Wunde immer frisch aufreißen. Längst mußte ich die Gräfin vermählt glauben, Familienmutter, festgenistet auf den Gütern ihres Mannes in Ungarn. — Die Großmutter war seit geraumer Zeit eingegangen zum Frieden. Viele schöne Frauen hatte ich

schon gesehen. Keine glich dem Mädchen mit den goldbraunen Locken, dem Bilde, das in mir lebte. Es machte mich früh ernst, und zu solid — wie die Leute behaupteten. Warf man mir doch überdieß immer vor, zusehr Salonmensch zu sein, zu ausschließlich Damengesellschaft zu suchen. Ich befand mich eben, ein sechsundzwanzigjähriger, noch sehr wenig schattirter Attaché, zu Dresden, als ich erfuhr, daß die Stiftsdame sich niemals vermählte. Ihr Verhältniß zu dem schönen Vetter, dem Grafen Ferdinand, war aufgelöst, vielleicht bereits damals, wo die Nachricht der Verlobung mich erst erreichte.

Jetzt erwacht unbesiegbar die Sehnsucht, nach so vielen Jahren das Ideal meiner Jugend, mein einziges, die Tante wiederzusehen, die ich mir noch stets achtzehnjährig dachte. Im Begriffe einen Plan zu fassen — ich pflegte nicht leicht zu einem Entschlusse zu gelangen — erhalte ich die Depesche, welche mich auf den Posten nach Petersburg beruft. Ich habe nur noch Zeit, mir ein Zusammentreffen mit meiner ziemlich betagten und leidenden Mutter zu geben und erfahre von ihr auch Näheres über Alexa's unglückliche Neigung. Der Major war ihrer nicht werth. Sie muß ihn sehr geliebt haben. Sie entdeckte, daß eine Andere einst Rechte auf seine Zärtlichkeit erworben. Das Stiftsfräulein opferte ihre Hoffnungen, sie trat edelstolz zurück. „Meine Schwester kränkelt öfters", sagt mir die Mutter. „Wenn sie nur nicht etwa gar einen organischen Fehler am Herzen hat! Unbegreiflich, wie sie dennoch fortwährend gesellig lebt, durch ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und Grazie alles bezaubert, sich zum Mittelpunkte aller Kreise macht." — Noch manches wird hinzugesetzt, was das Bild mir leuchtender

denn je erscheinen läßt. Von Petersburg knüpft sich ein Briefwechsel mit Alexa an, der mich entzückt. Ihr aber fällt es auch zu, mir den Heimgang meiner Mutter mitzutheilen. Vier Jahre bleibe ich da gefesselt. Da kommt, ebenfalls von der Tante vermittelt, meine Ernennung zu der Gesandschaft nach Madrid. Endlich die Möglichkeit, sie wiederzusehen! Die Stiftsdame denkt eine Saison in Baden-Baden zu verleben. Ich soll meine Reise über diesen Kurort einrichten und einige Tage wenigstens dort ausruhen. Endlich Wiedersehn! . . . .

3.

Also nach Baden. In starker Gemüthsbewegung lege ich den Weg zurück. Zwanzig Jahre haben wir uns nicht gesehen. Was liegt nicht alles dazwischen! Wie verändert werde ich die Tante wiederfinden? Sie muß jetzt achtunddreißig Jahre zählen. Ich zitterte für meinen rosigen Jugendtraum. Was doch das Herz für ein Gewohnheitsding ist: heftig hämmert es oft für etwas buchstäblich nur deßhalb, weil es einst dafür gehämmert hat. Rasch nach meiner Ankunft im Oosthale lasse ich mich zu der von der Stiftsdame bewohnten Villa in der Lichtenthaler Allee führen. Weiß schimmert das Haus vom Rosenhange. Ich fliege den durch frisches Alpengrün sich schlängelnden Pfad hinan. Auf der Rückseite von der Veranda sitzt eine Gesellschaft, Damen von verschiedenem Alter. Zunächst trifft mein Blick auf eine hübsche Mädchengruppe. Aber unter denen kann sie ja nicht sein! Lauter blutjunge Kinder, das schwarze Lockenköpfchen hier hat etwas Bekanntes . . . . . . Sollte das dort . . . . . .“ Mit Entsetzen betrachte ich eine Dame

im orangengelben Kleide von großblumiger Seide, eine majestätische Figur, reichlich breit, mit starkgezeichnetem Unterkinn, scharfer, etwas röthlicher Nase, dicken Brauen, blauen Augen, üppigen hellbraunen Haaren unter Spitzen . . . . „Sollte das dort?! . . . . . Wer sonst, wo sonst Tante Alexa? . . . . .“ Ein kleiner Hund in ihren Armen springt bellend gegen mich auf.

Während ich prüfe, beobachte, mich zögernd vorstelle, fühle ich von hinten eine linde warme Hand über meine Augen gedeckt. „Wer ist das?“ fragte eine weiche süße, wohlbekannte Stimme. „Tante Alexa!“ rufe ich, und mein Herz pocht wie in den Knabentagen. Sie steht vor mir. Sie und doch eine Andere: die bekannten blauen Augen, nur viel strahlender, größer, ich möchte sagen beflügelter. Der Scheitel ganz dunkel, fast schwarz; die Linien des nun weit schmäleren Gesichtes feiner, lebendiger, ganz vergeistigt, ich darf behaupten schöner; das Oval blendend weiß, die Wange nur sanft geröthet. Der Wuchs höher, schlanker; edel, geschmeidig, jede Bewegung Grazie: das interessanteste Wesen, ganz Psyche, aus der artigen kleinen Mädchenpuppe geschlüpft! Die zartesten Formen, alle von Seele durchdrungen. Ueber ihnen schwebte die Weihe der Schmerzen, gleich Anglänzen von unsichtbaren Abendröthen. „Theodor!“ sagte das Fräulein. „Wie er sich verändert hat! Komm, laß sehen . . . . . die Stirne ernst und sehr denkend, sogar ein Paar schwere Falten. Diese Haare, die ich flachsgelb kannte, kastanienbraune Wellen — ein wenig dünn geworden“, neckte sie. „Aber das sind noch die langen Wimpern, der grundgutmüthige Mund!“ — Sie hatte mich tief und fest angeblickt, als wollte sie mein ganzes

Leben aus jedem Strichlein der Physiognomie lesen. Auf einmal erröthete sie, zog die kleine weiße Hand zurück, mit der sie mir eine Locke von den Schläfen gestrichen, und sprach, indem sie ihr Auge nach der Gesellschaft wendete, mit einer gewissen Feierlichkeit, durch welche doch auch wieder zuletzt Schalksinn brach: „Wer sollte in dem eleganten Diplomaten den Knaben wiedererkennen, wer anders als eine Tante!" — „Und wer sollte Alexa für eine Tante erkennen", antwortete ich, meine Schüchternheit überwindend, die mich vor ihr wieder neu befiel, und die ich in Wahrheit durch die Salons und an so vielen Höfen nie ganz verloren hatte. „Vielleicht stehe ich ihr, verwittert vom nordischen Sturme, ermüdet von Reisen, Arbeit, Weltleben, frühgealtert, vielmehr als Onkel gegenüber." — Sie drohte mir mit dem Finger und hatte alle ihre Unbefangenheit wiedergewonnen.

Es entspannen sich heitere Tage. Tante Alexa war immer die jüngste, die frischeste unter Allen. Von organischen Leiden keine Spur. Sie blühte in Gesundheit, obgleich zarterscheinend. „Wir haben sie auch nie so fröhlich gesehen", bemerkte Karola pfiffig, der Backfisch. „Du mußt heirathen, Herzenstheodor", sagte die Stiftsdame zu mir, indem wir, nach Schloß Favorite gefahren, in der Küche der Markgräfin Sybille unserer Mädchenschaar zuschauten, die sich wie Kügelchen um eine Gluckhenne — mit der Dame im orangengelben Kleide, der dicken, gutmüthigen, lautsprechenden Prinzessin aus Paris, an dem höchsteigenen Rokoko = Kochgeschirr, den hunderterlei Schüsseln und Näpfchen von Chinesenporzellan ergötzten, und sich untereinander beriethen: ob denn wahrhaftig einmal, wie der

böse Leumund will, vielleicht aus diesem oder jenem zierlichen Schälein die Gattin des Türkenbezwingers ihre reizende Nebenbuhlerin und Schwester vergiften konnte? „Du mußt heirathen, Herzenstheodor. Gefällt dir Melanie nicht?" — Es war das Schwarzköpfchen; die Tochter schon von einem der jungen Mädchen in der Laube auf Schloß ***.

„Tantchen", meinte ich, nachdem wir die Spiegelzimmer von venetianischem Glase durchschritten, um deren Scheiben sich grüne Parkwipfel drängen, so verschwiegen und dämmernd, und uns auf einer Ottomane in Betrachtung des schwergestickten Damasthimmels der um ihrer Kochkunst verdächtigten Markgräfin niedergelassen hatten, den Baldachin gleichsam mit Blicken fragend, ob und wie sie unter ihm, mit gutem oder schlechtem Gewissen, geruht. „Tante, was sollen mir die unbedeutenden Geschöpfe? Ich habe nie solchen jungen Pensionärs Geschmack abgewinnen können. Es sind lauter leere Blätter. Nie konnten mich diese halberwachsenen Kinder interessiren; ich passe nicht zu ihnen, ich bin ein abgelebter Mann von dreißig Jahren, kenne die Welt zu viel, habe zu viel erfahren. Nur ältere Damen sind wirklich liebenswürdig und vermögen Passionen einzuflößen. Wie sollen mir Gänseblümchen gefallen neben der Rose?" — „Herzenstheodor, sei nicht fad." — „Ja, Tantchen, ernstlich, wenn du Eine fändest wie du, die würde ich gleich heirathen." — „Theodor, verhöhne die alte Jungfer nicht." — Sie lachte, erglühte aber doch. „Du alterst nicht, Alexa, du bist eine Fee." — Eine Wehmuth zitterte plötzlich über ihr erbleichendes Angesicht. „Der Frühling!" sagte sie leise, „frevle nicht an seinem Schmelz. Mir ziehen ja schon die Schwalben heim." — Sie stand auf. Ich

schämte mich, daß ich so viel gesagt hatte, und war sehr unglücklich; eifersüchtig auf ihre ganze Vergangenheit, eifersüchtig bis in die Zeiten hinab, wo ich noch sichtbarlich auf einem Steckenpferde saß und mit Bleisoldaten manövrirte.

Eifersüchtig auf die Huldigungen, welche ihr hier in jenen Colonnaden und Sälen, in dem Labyrinthe von Säulen, Teppichen, Gaskugeln, Kronleuchtern, Blumengehängen, Marmortischen, Faltenwurf, Gold- und Sammetsitzen, in dem Farben- und Lichtmeere, in dem Menschengewoge zuflogen, wo sich Notabilitäten aller Länder um die Stiftsdame versammelten, welche, wie mir zuletzt däuchen wollte, sich nicht ganz ungern in meiner Gesellschaft gefeiert sah: Staatsmänner, Feldherren, Prinzen, Allerweltstouristen. Am ärgsten waren mir die Gelehrten, vollends aber gar die Dichter. Und entschieden hatte Tante Alexa eine Schwäche für die Dichter. Ich wich ihnen aus wo ich vermochte. „Du bist übler Laune, Theodor", sagte das Fräulein bei ähnlichen Gelegenheiten; „hast du wohl da innen verloren am rouge et noir?" — Ich schämte mich wieder. Nie mochte ich ihr mein Herz zeigen, ich fürchtete ihren Spott — mich hat stets eine lächerliche Furcht vor dem Lächerlichen geplagt. Wie oft schwebte das Wort auf meinen Lippen und nie konnte ich mich, schüchtern wie ein Schüler, überwinden, es ihr zu sagen!

Am Vorabende meiner Reise stiegen wir sämmtlich hinauf zum alten Schlosse, schwärmten aus und ein in allen Gängen, Nischen, Thürmen der braunen Bergruine, die gleich einem golden umfunkelten Bienenkorbe in Felsen und Fichtenzweigen hing. Rothverklärt ruhten die Wälder, die

Gipfel im Himmel. Klein und schmal, einem Weihnachtsgärtlein ähnlich, wo baumwollene Lämmer grasen, in der Vogelperspektive kindlich unten das Thal. Der Thau sank, mit ihm namenlose Stille. Im Kloster von Lichtenthal begann das Abendläuten. Wir saßen, auf die Steinbänke vertheilt an zwei verfallenen Fensterbogen der Ecke. Alexa sah rührend aus, blaß, sanft. Nach vielen Erkundigungen entschlüpft ihr eine Hindeutung auf ihr organisches Uebel, das sich beim Aufathmen im Klettern regt. Mein Erschrecken und die Theilnahme der Uebrigen gewahrend, lächelte sie: „O seid ganz ruhig, ich sterbe nicht, ich werde steinalt! Es ist mir ja prophezeit. Laß dir's von deiner Mutter erzählen, Melanie, die war dabei: ich soll silberweiß am Stabe wandeln. Ich wiege noch eure Kinder und Kindeskinder auf den Knieen." — „Als Urgroßmütterchen?" platzte die naseweise Karola heraus. „Nein, nein, als Ur-Urgroßtante!" rief die Stiftsdame über und über roth; „am Stocke meiner Urgroßmutter!" — Sie kauerte dabei scherzend hin, wie ein zitterndes altes Weiblein. Die schöne Erscheinung gekrümmt, voll Runzeln — mir graute vor dem Gedanken .... Possen! —

Melanie und ihre Gefährtinnen fingen an mich mit einem beliebigen Ideal von Spanierin zu necken, wovon Alexa Gelegenheit nahm, sich in eine weitläufige Dissertation über Spitzen- und Sammet-Mantillen mit der Prinzessin zu verwickeln, die heute ein aurorafarbenes Kleid trug und ihren kleinen rehartigen Pintscher auf dem Schooße. „Ich habe nur Eine Liebe", entgegnete ich den kleinen Quälgeistern, „eine Jugendliebe, der bleibe ich bis zum Grabe treu." — Alexa stand auf und ging nach der obern Gal-

lerie, zu einer Ogivenöffnung, zu der man mehrere Stufen hinansteigen muß. Ich folgte im wachsenden Dunkel dem geisterhaften Scheine des weißen Gewandes. Das Fenster war so schmal, daß es kaum für uns Beide Raum ließ. Das Fräulein an die Mauer geschmiegt, beugte sich hinab, in die nächtigen Baumkronen zu schauen. Der Rosenduft von Alexas Haaren, die meine Wange fast streiften, zauberten mich in die fernsten Tage zurück. Ich weiß nicht mehr was ich flüsterte. Ich wagte es, den Arm um ihre Taille zu legen; sie zitterte, ich drückte sie sacht an mich. Sie verbarg ihren Kopf an meiner Brust. Ich glaube, sie weinte. Da rief Karola gellend unsern Namen durch die eingestürzten Hallen. Sie hatte uns aufgespürt. Diese kleinen Mädchen sind die Neugierde selbst. Wir kehrten einzeln zu den Uebrigen zurück. Der Mond schlüpfte eben hinter dem Merkuriusberge hervor.

Auf dem Heimwege führte ich Alexa. Wir sprachen nicht. Es duftete würzig aus dem Moose. Geheimnißvoll webte es durch die Tannensäulen. Aus den domhohen Wipfeln funkelten Sterne. Das Schweigen der Nacht um uns war wie Musik. Weit voraus nur hörten wir das Schäkern und Schwatzen der Gefährten, hinter uns bisweilen den Ruf eines einsamen Nachtvogels. Ich wagte es noch einmal im Gehen, den Arm um ihren Leib zu legen, sie lehnte das Köpfchen leicht an meine Schulter. Zephir, der Pintscher der Französin, lief recognoscirend vom Vortrabe nach uns zurück, umkreiste uns ein Paar Mal stumm und kehrte, ohne zu stören oder uns zu verrathen — als erkenne er mit feinsympathetischem Instinkte den goldenen Ring des Friedens, welcher diese zwei Wanderer umschloß,

wieder zu den Andern um. Als wir aus dem Walde traten und uns, noch weit unter den schwarzen Massen vom neuen Schlosse, die Lichter entgegenschimmerten, einzelne Klänge vom Cornet à Piston und den Silberhörnern sich bis zu uns empor schwangen, fragte ich: „Ich komme bald nach Deutschland zurück. Alexa, darf ich dich dann auf Schloß *** heimsuchen?" — „Wenn eine alte Stiftsdame dich zu bewirthen vermag, glänzender Neffe, der aus Aranjuez kommt", entgegnete sie und schien ihre vorige Weichheit ausgleichen zu wollen. „Also auf Wiedersehen!" — „Du wirst die arme Alexa bald vergessen haben." — „Habe ich dich in zwanzig Jahren vergessen?" — Ich hätte gern mehr hinzugefügt, aber der Muth fehlte schon wieder. Ich konnte zu keinem Entschlusse kommen — meine alte Krankheit.

Es blieb mir ja noch die Lichtenthaler Allee, durch welche ich Alexa allein geleiten durfte! Auf dem Markte jedoch hing sich die Prinzessin an meine Seite. Ich mußte die Erschöpfte zum Hotel de Russie geleiten, und ihr noch dazu ihren Sonnenschirm und den schöngezeichneten Zephir tragen, den sie auch für ermüdet hielt, weil ihr selbst der Athem ausgegangen. Nachher rannte ich wohl noch durch die Lichtenthaler Allee, aber das weiße Haus auf dem grünen Hange, den mondhellen Matten, lag in lautloser Ruhe, wie gestorben, mit festgeschlossenen Fensteraugen. Am frühen Morgen, der mit silbernen Lichtspuren die holdseligen Erinnerungen der Nacht bezeichnen zu wollen schien, blickte ich noch einmal hinauf zu der gleich einem Krönlein auf dem Waldscheitel schwebenden Burg. Mit dämonischem Pfiff riß es mich aus dem Gebirgsschooße.

Wenn wir wüßten, was unserer wartet dort außen in der Zukunft.

4.

Viele schöne Töchter der Pyrenäen sahen mich an mit ihrem strahlenden schwarzen Sammetauge. Einige sagten: „Theodoro del alma mia!“ Dieser schmelzende Ton vermochte nicht das „Herzenstheodor“ auszulöschen. Ich konnte die Eine weiche Stimme darüber nicht vergessen, das Eine blaue Auge. Ich lebte eigentlich zu Madrid nur in Briefen von und nach Schloß ***, die unendlichen Reiz hatten, den duftigsten: des verschleierten Gefühls. Sie berührten ahnungsvoll das Wiedersehen, das mehr und mehr nahende, denn weit über ein Jahr war schon verstrichen. Da blieb einmal das erwartete Schreiben am Posttage aus. Wie ersehnte ich den nächsten Courier — abermals nichts! Endlich von fremder Schrift: Schwerfällige Perrückenzüge, die ich auf der Adresse wie Pyramidenbuchstaben anstarrte, bis ich mich entschloß, das Siegel — eine Schlange — zu lösen. Nur ein Paar Zeilen, vom Arzte aus Heidelberg. Sie war tödtlich erkrankt — an einer Entzündung — jetzt außer Gefahr. Sogleich wollte ich fort, alle andern Rücksichten mußten weichen. Jetzt kam ein Zettelchen von ihr, nur mit Bleistift: Sie war genesen; ich sollte ja nichts übereilen, nun thue ihr Ruhe noch am besten. Zu dem verheißenen Zeitpuncte indessen, wo ich mich entfernen dürfe, sehne sich Alexa nach mir. Möglichst trieb ich. Aber es vergingen doch noch Monate. Sie schrieb mir wie sonst, heiter, gemüthlich: von ihrer täglich erstarkenden Gesundheit. Wie sie sich freue auf den Frühling und mein Kommen.

Daß der Doctor ihr rathe, zur völligen Erholung die Saison in dem lieben Baden zuzubringen; die Tannenluft auf dem Schwarzwalde habe sich ja schon früher an ihr bewährt.

Endlich auf der Reise. Endlich Straßburg, der Rhein, die Neckarufer, meine Berge! Das schnörklige Gitterthor, der Garten im Erstlingsgrün. Wie sind die Pappeln gewachsen, am epheuüberhängten Kirchlein! Die Löwenköpfe an der Hausthüre hellpolirt wie immer. Gedrückt aber erschienen mir die Eingangshalle, die einst unermeßlichen Stiegen. Auch Flügelthüren und Vorsaal nicht mehr so hoch wie sonst. Die Rheingegenden an den Wänden haben einer weißen Tapete Platz machen müssen. Der in seiner grauen Livree nun auch ergraute Georg ersucht mich, in der rothen Stube zu verweilen. Hier ist alles noch an der nämlichen Stelle. Die Großmama über dem Kanapee unverändert jung und freundlich im Spitzenschleier; der Glasschrein, das Arbeitstischchen, der Kamin mit wackelnden Chinesen, flötenspielenden Schäfern, kuhmelkenden Schönen, exerzirenden, trommelschlagenden Amoretten. Kaum die wohlgehegten Sopha= und Fußkissen und sonstigen Stickereien von drei Generationen emsiger Frauenhände um etwas verbleichter. Nur der weiße Papagei in seinem Drathkäfige merklich lebenssatt und grämlich. Die Natur außen vor den Fenstern, Wellen, Wolken, Bäume und Berghäupter unverwelkt. Ich trete zu den blau und weißen Porzellanvasen. Der alte Potpourri blickt mir daraus entgegen, nur um ein gutes Theil trockner. In der Zerstreuung zerreibe ich ein wenig davon mechanisch zwischen meinen Fingern. Wie ein Geist der Vergangenheit steigt noch ein Hauch von

dem mir bekannten wunderlichen Arom aus der bunten Asche.

Da ging eine Thüre. Alexa kommt herein, blühend, lächelnd. Etwas wie vom Morgen leuchtet über ihren Zügen. „Herzenstheodor! Dor'l!“ ruft sie auf gut wienerisch. „Ich bin glücklich, dich zu sehen — nur immer noch ein wenig schlecht auf den Beinen.“ — Ich bemerke erst jetzt, daß sie sich stützt. Sie scherzt darüber, daß sie wie ein kleines Kind nicht ohne Hülfe gehen könne. „Siehst du, meine Großmutter da oben lacht mich aus, daß ich mir den Stab borgte. Er stammt noch von ihr, ich habe ihn im Kasten aufgestöbert, ganz wie für mich gemacht.“ — Wir schauten beide zu dem Bildnisse im Ovalrahmen empor, das, Rosen in den gepuderten Locken, Rosen vor der blendenden Brust, die schöne, von Spitzenmanchetten umflogene Hand anmuthig gehoben, wie auf uns herabblickte. „Meine Pathin“, setzte die Stiftsdame hinzu; ich heiße Alexandrine nach ihr. Man will sogar Aehnlichkeit in unsern Augen finden.“ — Mir war bei ihren Worten sogleich jener Zigeunerspruch wieder eingefallen, an den Alexa nicht mehr zu denken schien. Ich kann den Stock noch heute immer vor mir sehen; ein langer feiner Stab, weiß lakirt, oben an der Spitze ein ganz kleines Sonnenschirmchen, kornblau, von breiten Franzen umsäumt, mit weißer Seite gefüttert; genug, wie man sich ihn als Schäferstab in der Rechten einer Stutzerin des achtzehnten Jahrhunderts denken mag, und genau wie ich ihn vorige Woche in der Metamorphose einer modischen Reitpeitsche aus Paris und dem zweiten Kaiserreiche anlangen sah für eine wagenlenkende Amazone des neunzehnten Säkulums. Der düstere Schatten, welchen

die Reminiscenz an das Weib in der Laube mir aufgescheucht hatte, schwand aber schnell vor Alexa's sonniger Gegenwart, vor ihrer innern und äußern Frische. Ein verklärter Glanz schwebte um sie. War es die Liebe? War es Auf- oder Niedergang? —

Ein Paar glückliche Tage! Auf der Terrasse, an welcher der Neckar so träumerisch hingleitet unter Nachtigallenlied, auf der Terrasse zwischen frühen Rosen faßte ich einmal Muth. „Denke nur", entgegnete Alexa, „acht und dreißig — ich kann es dir ja doch nicht verheimlichen!!" — „Das heißt vierzigjährig! dachte ich. Sie hatte es doch nicht lassen mögen, so sehr wir auch unsere Taufscheine auf ein Tipfchen kannten. „Eine alte Frau willst du heirathen? das taugt nicht!" fuhr sie scherzend fort und schauderte plötzlich wie vor einem Gespenste. „Das Alter, das Alter — schlimmer als der Tod! Wer entrinnt ihm? Wie unglücklich, einen jüngern Mann zu lieben, täglich die Kluft der Jahre weiter gähnend, unwiederbringlich.... jetzt freilich, Theodor, verjüngt mich deine Nähe, aber" .... „Du bist eine Fee, Alexa, die altern nicht. Ich bin gealtert, unter Eis und spanischer Glut. Ich sehe viel bejahrter aus als du." — Sie warf einen prüfenden Blick auf mich, schien nicht unzufrieden mit dem Resultate dieser Musterung, und nickte mir dabei traulich zu. „Denke: eine Tante! ich trat schon in's Leben, als du fast erst buchstabirtest. Eine Tante! Dor'l! Was würden Mutter und Großmutter im Himmel sagen? ..... Wir müßten ja glaub ich gar Dispens haben!" warf sie mit verändertem Tone hin. „Dispens, — den schaffe ich! Wozu wär ich denn Diplomat geworden?" — „Nun, komm nur nach Baden;

in vier Wochen findest du mich dort. Dann wollen wir weiter davon reden." — „Auf dem alten Schlosse, unter Tannen und Sternen?" — „Ja, unter Tannen und Sternen . . . . da bin ich ja — wenn du mich doch durchaus Fee nennen willst — bei meinen Geschwisterkindern, den Elfen, und mit denen darf man schon ein wenig toll sein", setzte sie leise hinzu und zwinkerte spitzbübisch mit den langen Wimpern. Warum ward mir das Scheiden gar zu schwer? Etwas Finsteres, Dumpfes lag auf mir. Vergebens sagte ich mir: „Es sind ja nur einige Wochen." — Sie sollten mir Zeit gönnen, mich an meinem Hofe vorzustellen, Meldung abzulegen, die nöthigsten Angelegenheiten zu ordnen. Schon klingelte das wie ein majestätischer Fisch heranschwimmende Dampfschiff. Ich sprang zum Ufer hinab, in den von Georg geruderten Kahn. Ich sah Alexa noch einmal. Sie bog den Kopf über die Terrasse, zwischen Weinranken, sie winkte mit der kleinen Hand, mit dem Batisttuche. Ich starrte darauf hin so lang ich nur noch einen kleinen Punkt sehen konnte. Endlich verlor ich den Garten, die Wipfel, das Schloß aus dem Gesichte. Nur noch auf einem kleinen Thurme mit Wetterfähnlein haftete der Blick. Jetzt glitt das Dampfschiff um die röthliche Felsenecke.

5.

In sechs Wochen konnte ich wieder in Baden sein. Ich hatte nur Einen Gedanken: das alte Schloß, die Tannen, die Sterne, Alexa. Der Dispens sollte mein letzter diplomatischer Akt sein. Tausend glückliche Pläne umschwirrten mich: wie wir uns am Neckar einrichten,

wie der Zauber der Häuslichkeit nach langem Umherschweifen mich umspinnen sollte. Unsere Reisen; den ersten Winter nach Italien. Mußte ich nicht die edle Pflanze über die Alpen flüchten? Es sollte meiner Alexa gut bekommen. Und wie schön mochte alles sein, Kunst, Natur, die ganze Welt, in ihrem Geiste, in ihrem Auge mir gespiegelt!

Von Baden erwünschte Nachrichten: Alexa glücklich angekommen, wohl, froh; mein Quartier bestellt, oben am Berge, mit der Aussicht auf Vogesen und Rhein — auf dem Wege zum alten Schlosse. Meine Koffer standen gepackt; ich hatte mit ahnender Freude manche kleine Ueberraschungen hineingelegt, welche ich für die Geliebte vorbereitete. Diener liefen her und hin. Ungeduldig trieb ich sie zur Eile. Der Wagen, der mich nach der Eisenbahn tragen sollte, harrte unter dem Peristil. Man brachte mir noch einen Brief, schwarz gesiegelt: Alexa war schnell in Baden gestorben . . . .

Wahrscheinlich ein Herzschlag . . . . . Die Großmutter hatte ihr Enkelkind am Stabe nach Hause geholt, die Prophezeiung der Zigeunerin sich erfüllt! Ihr mögt es Zufall nennen, und euch dann noch mehr darüber wundern, als über den Naturgeist im Stechblicke einer schwäbischen Gebirgstochter, der einmal durch den Nebelflor dringt. Niemand wird zweifeln, daß die erzählte Thatsache lauter, wahrhaft — wer erfindet, thut es mit mehr Luxus. . . . . .

Auf jenem Friedhofe von Baden, wo Schläfer aus allen Himmelsgegenden und fernsten Welttheilen neben einander Rast und Schatten gefunden haben unter Cypressen;

wo mitten unter der grünen Hügelschaar wie ein Hirte das mächtige grausteinerne Kreuz steht, in der Kapelle die Todtenkränze hängen, liegt Alexa am Fuße vom Schloßberge, in einsamer, den Tannenhöhen zugewandter Ecke. Ich war einmal dort bei ihr, an ihrer Rasendecke. Ich rief leise den Namen hinab. Nur ein Vöglein gab mir Antwort, das im Gezweige flatterte . . . . .

Nun ist sie doch nicht alt geworden. Das Schicksal hat ihr den Wunsch erfüllt. . . . . . Vierzigjährig! Ich habe freilich niemals, weder früher noch später, eine solche Vierzigjährige gesehen, wie meine Tante. Aber vierzigjährig — es ist doch das liebenswürdigste Alter, die Glorie eines lenzhaft im Himmel aufblühenden Oktobertags, der letzte schweifende Sonnenblick, wo alles von Gold und Abendroth leuchtet. Nie ging ich ohne Antheil an einer Vierzigjährigen vorbei. Ich möchte diesem nicht genug gewürdigten Typus ein Denkmal setzen. Seiner milden Reife, seiner Concentrirung. Er hat noch nichts aufgegeben und doch schon alles umfaßt. Der vierzigjährige Mann dieses Säkulums ist ein Greis. Die vierzigjährige Frau noch eine Lebenssonne. Noch jung — in ihrem vierten Frühlinge. Die Jugend der Frau ist derzeit gediegener. Sie verbraucht, verschleudert nicht so viel Seelengold. Sie hält Mark und Blut und Herz und Geist zusammen, und hat weniger Theil an der Erschöpfung, der Nichtigkeit, dem Fluche unserer Tage. Sie allein hat noch Begeisterung. Sie allein lodert noch auf für alles Rechte, alles Schöne. Die Zeit hat die Männer getödtet, wie die Männer die Zeit tödteten. Sie, die Frau, ist im besten Sinne mehr Mann als wir, wie es denn auch ausgemachte Sache bleibt, daß

die eigentlichen alten Weiber, die recht altweiberischen alten Weiber, sich fast ausschließlich unter den Männern finden. Ich darf das schon sagen, ich, weil ich zu dem Geschlechte gehöre. Wäre ich Frau, so würde man mir ein „emancipirt“ nachwerfen. In sceptischen Momenten kam mir wohl bisweilen der Gedanke: daß es am Besten für sie, die Vierzigjährige — ist, wenn sie vierzigjährig stirbt ....

Durch ein langes Leben, mit allem Suchen nach der Braut — in Sehnen und Hoffen, Meiden und Lassen — habe ich also doch auf Erden nichts erreicht: — als einen Engel im Himmel! ..... Manche anziehende Vierzigjährige begegnete mir. Die Frauen sind mir immer angenehm. An der Einen finde ich das, an einer Andern jenes, was Tante Alexa besessen. Alles an keiner. Ich werde wohl Hagestolz bleiben.

Den Stock der Großmutter behielt ich mir vor — meine Tante hatte mich überhaupt in ihrem Testamente, gleich nach der Krankheit auf Schloß *** zum Erben eingesetzt. Der weiße Stab mit dem Sonnenschirmchen steht in meinem Zimmer. Ich werde wohl die letzten Schritte an ihm machen. Er soll mich stützen, statt der warmen Hand, die mich hätte führen können. Wenn ich ihn betrachte, dort in der Ecke, vergegenwärtigt er mir meine Alexa, meine Braut. Ich sehe ihre ganze an ihn sich schmiegende schlanke Gestalt, ihr Lächeln, ihr Nicken. Bereits ist sie jünger als ich. Er erinnert mich an die Vergänglichkeit aller Erdendinge, denn an ihm wandelten schon frühere, in das Grab gesunkene Geschlechter. Er ruft mir aber auch jene geheimnißvolle Macht zurück, die mit dunkeln Fittichen uns überschattet, wie hinrau=

schende Schwärme von Zugvögeln aus unentdeckten Zonen. Räthsel, die nur Sterbende lösen, den gewaltigen Humor einer Weltenpoesie, der noch heute doppelsinnige Orakelsprüche neckend hinwirft, und wäre es auch nur von den Lippen einer bäuerischen Pythia.

Die Kaiserin im Thronsaale.

1.

Der Oberjägermeister Alexander Rasumowsky gab in dem von seiner Monarchin erbauten und ihm geschenkten Palaste unfern der Fontanka eine „Assemblée" im Style Peters I. Alles wogte noch chaotisch durcheinander. Der Vorhang gleichsam war noch nicht aufgezogen. „Du beobachtest?" fragte von zwei jungen Cavalieren, in denen ein künftiger Feldmarschall und ein Minister auf das Ausschlagen wartete, Einer den Andern. „Du beobachtest?" fragte Prinz Feodor, ein Garde-Adonis, den Grafen Wladimir, der, von Reisen heimgekehrt, den Philosophen spielte, gelehnt an eine der Blumen- und Lichtergewinde tragenden Säulen, wo er die prächtigen Säle überblicken konnte, in welchen es merkwürdig genug aussah. Denn feierten nicht europäische Zier und asiatischer Glanz hier ein Begegnen, bei dem wilde Naturkräfte der Steppe und Schmeicheleien der Kultur in einander blitzten?

„Die Sonne wird bald aufgehen", fuhr der Prinz fort mit gedämpfter Stimme; „auf diesen Höhen, in diesem — Waldrevier säumt sie am wenigsten; dort kommt eben die Aurora." — Er blickte nach der Thüre, durch

welche eine Gruppe von Hofdamen rauschte. „Die alte Gräfin Helena ist noch corpulenter geworden.“ — „Genährt von Macht, mein Prinz; und die junge Gräfin Helena elfenbeinern geblieben. Wo finde ich die Lapoukin?“ — „Die Venus? Auf jener Ottomane. Wenn du ihr huldigen willst, mußt du es rasch noch jetzt thun. Sie ist verdächtigt. Das Schwert hängt über ihr. Sie conspirirt.“ — „Es ist immer eine Verschwörung, die schönste Frau in der Welt zu sein“, lächelte Wladimir. „Die kleine Prinzessin Alexandra kennst du wohl noch nicht, in der Nische rechts, unser Maiglöcklein.“ — „Es senkt das Köpfchen vor dem Südstrahle aus dem Auge des Grandensohnes, den Madrid sendet.“ — „Er gefällt nicht blos ihr, auch noch Andern“, zischelte Feodor. — „Was sagt unser ritterlicher Wirth dazu?“ — „Er ist seiner Sache gewiß, hat Herz und Ring und die weiße Hand dazu, so oft sie den Scepter weglegt.“ — „Ist nicht eifersüchtig?“ — „Sucht mit dem Auge die Lapoukin und macht eifersüchtig.“ —

Noch während dieser Worte drängte sich Graf Rasumowsky, ein hochgewachsener Mann mit Gesichtszügen voll edler Regelmäßigkeit, durch die den Saal buntglitzernd überflutenden Wellen von Atlas, Sammet, Spitzen, Juwelen, nach dem Eingange, von dem, wie bei der Ebbe, plötzlich sich alles zurückzog und in weitem Ringe freien Raum ließ. Auch das Sausen der Stimmen legte sich. „Die Kaiserin!“ flüsterte es wie Lüftchen vor Sonnenaufgang. Durch die an den Thüren zeltartig zurückgeschlagenen Draperien von Goldstoff glitt eine wundersam hohe Gestalt. Mit Nicken beantwortete sie voll Grazie alle die Verneigun-

gen bis zum Parket hinunter. Als ihr Auge dem dunkelflammenden des Oberjägermeisters begegnete, verklärte sich ihr ganzes Gesicht. Dieß sanfte Hinschmelzen aller Züge dürfte wohl eine in der Stille kreisende Sage bestätigen, daß die Tochter Peters des Großen, Braut jenes elf Tage nach der Verlobung entschlafenen Herzogs von Holstein-Gottorp, in Liebe heimlich dem Grafen Alexis angetraut. Elisabeth war in diesem Momente nur Weib. Man mochte sie leicht für noch schöner als ihre Mutter, Catharina I., erklären. Wer konnte, geblendet vom Schmuck der Umgebung, tausendfachem Kerzenglanze und dem Reiz einer heute mit verführerischer Sorgfalt gewählten Toilette, entdecken, daß über dieser Erscheinung nicht mehr der frische Jugendschmelz lag? Silberbrokat mit Rosen durchwirkt umwallte faltenreich der Glieder feines Ebenmaß. Vor ihrer marmorweißen Brust spielte ein im Diamantgarten gepflückter Strauß von Hyacinthen in zahllosen Flämmchen. Längs den Marmorwänden flog nun ihr Blick, als suche er etwas, und die Stirne umwölkte sich.

Die Kaiserin schaute rings im Kreise der Reihe nach auf sämmtliche Damen, die auch auf diese Art von Feldherrnmusterung bereit sein konnten, da sie wußten, daß Niemand die ersten Moden mit der Herrscherin zugleich tragen durfte. Sie trat jetzt rasch gegen die Gemahlin des französischen Botschafters heran und sprach in ungnädigem Tone: „Madame, Sie scheinen gleichen Geschmack mit uns zu haben, Ihre Robe ist von dem nämlichen Schnitte wie die unsere.“ — In der nächsten Minute zu einem Greise in reicher Uniform gewendet, dessen Brust ein ganzes Firmament von Ordenssternen war, sagte Elisabeth leise:

„General, in zwei Tagen muß Hauptmann Gregor Stabsofficier sein", — und entgegnete, als er die Achseln gezuckt und etwas von „Vorleuten" in den Bart gemurmelt hatte: „die schickt man fort! zu andern Regimentern, in's Exil, wenn es nicht anders sein kann. Ich will es." — Sie winkte einem Geheimenrathe: „Ausgefertigt? in vierundzwanzig Stunden auf dem Wege nach Sibirien." — Er verneigte sich stumm. „Hast du es gehört, Alexis?" lispelt sie dem in der Nähe weilenden Grafen zu. „In vierundzwanzig Stunden — ist es so recht? Der junge Mensch wird nicht mehr vorlaut gegen dich am Spieltische sein." — Sie tippte mit dem perlenbesäeten Fächer auf die behäbige Schulter der ersten Hofdame und flüsterte an ihr Ohr: „Ich hielt Wort, dein Bruder Gregor avancirt." — Lauter setzte sie mit einem fast schelmischen Blicke lieblicher Koketterie auf den Hausherrn: „Rufe uns den Marques Alonso in das erste Seitenkabinet links, er soll von der Alhambra erzählen." —

„Der Thronfolger ist nicht hier", fuhr sie fort, den Arm des Oberjägermeisters ergreifend. „Auch die Prinzessin Catharina nicht." — Rasumowsky zischelte mit ironischer Lippe etwas von stillem Glücke, von Schäferidylle. „Auch recht, Alexis; so wird sie nicht Langeweile genug haben, meinen Neffen Peter beherrschen zu wollen. Laß ihr den Traum, den jungen Helden . . . ." Elisabeth zuckte, als ob sie auf eine Natter trete. Sie waren an der Lapoukin vorbeigekommen, welche der Czarin blendender als je erschien, und die sich tief verbeugte, wobei ihr Blick dem des Grafen begegnete, wie der Herrin däuchte, welche den ihr dargebrachten Gruß vernichtend ignorirte, um so lächelnder

das Wort an den schon im Kabinete harrenden Spanier zu richten.

Elisabeth ließ sich in einen Armstuhl sinken, die ihr in der Unterhaltung eigene Anmuth und Lebendigkeit entwickelnd, indeß auf üppigem Perserteppiche der Jüngling vor ihr stand, gleich einem aus dem Rahmen getretenen Meisterbilde, in der Nationaltracht des castilianischen Großen, mit jener Harmonie, jenem Glanze der Züge, wie sie nur den Kindern eines tiefblauen Himmels gehören. Die Kaiserin glaubte eine gewisse Befangenheit zu gewahren. Bald spielte er mit der lang niederwallenden Feder seines Barets, das er in der linken Hand hielt, bald mit einer Blume. Es war eine bange, von Blütenhauch schwere Luft in dem kleinen, von farbigen Ampeln dämmernden Gemache, dessen Wände, gleich einer Laube, Schlingpflanzen dicht umstrickten. Don Alonso gab zuletzt etwas zerstreute Antworten. Elisabeth sah ihn mit einigem Staunen an, und begann dann von neuem das Gespräch anzuknüpfen, indem sie neckend fragte, ob diese weiße Rose geraubt sei — sie hatte einen Strauß von ähnlichen in Alexandra's Hand bemerkt. Da erglüht die braune Sammetwange des jungen Mannes; er scheint ein Geständniß ablegen zu wollen, stockt wieder, seine Augen starren in den Saal, Alonso schweigt und fällt in neue Gedankenlosigkeit.

Der Richtung seiner Blicke folgend, entdeckte Elisabeth die Prinzessin, ein fast elfenhaftes Wesen, die ihren Lockenkopf hinter einer Säule nach dem Kabinete biegt. Ja Zeichen sogar meint die Czarin zwischen den Liebenden zu erkennen. Mit gefalteten Brauen erhebt sie sich rasch, ohne daß der Marques es beinahe nur gewahrt, geht in den

großen Saal zurück, findet hier Alexis im regsten Plaudern mit der Lapoukin, über deren goldene Stuhllehne gebeugt. Elisabeth fühlt wie eine Dolchspitze in ihr Herz dringen. „Ha! sie möchte gern die Diana dieses Endymion sein“, sagt sie bei sich selbst, und eilt hinweg in die Toilettenzimmer, welche ihr der Graf für diesen Abend, gleich einem Feentempel, hatte einrichten lassen.

„Um Gott, bist du krank, Gebieterin . . . . ein Krampf?“ fragt die Kammerfrau Anna. „Die Hände sind wie Eis . . . . arme kleine Hand!“ . . . . Die Kaiserin hätte gerne geweint, wie Kinder thun, wenn man sie beklagt. Aber die Kinder wissen nicht warum sie weinen.... „Arme kleine Hand!“ — Anna küßte beide und zeigt auf ein Halbdutzend zur Auswahl hingebreiteter neuer Anzüge von den Tausend und Tausend der Garderobe. Seltsamer Contrast: die nonnenhafte Dienerin, in schwarze Seide gehüllt bis zu der das Angesicht engumschließenden Halskrause, welche nicht weißer als die bleiche, durchsichtige Stirne; und jene hinreißende Gestalt in flimmernden Gewändern, gleich einer heidnischen Göttin.

Die Kaiserin liebte es, im Laufe Einer Nacht öfters das Costüm zu wechseln und immer wieder als eine Neue und Andere zu erscheinen, nicht nur einmal überraschend. Bei diesen Gelegenheiten pflegte sie in wichtigen oder geheimen Fällen Audienz zu ertheilen in einem Nebenkabinete, oder sonst Personen, welche sie gern allein sprechen wollte, dort hin zu bescheiden. Eben sollte der Kriegsminister vorgelassen werden, um wichtige Depeschen zu überreichen. Nachdem dieß geschehen, wagte er dringend, um neue Subsidien für das Heer zu bitten. „Wo ich anpoche“, klagt er,

„Achselzucken statt Geld.“ — „Es ist wahr“, erwiedert die Czarin, „diese Kriege mit Schweden und Preußen, sie verschlangen ungeheuere Summen. Hat aber nicht mein Reich, seit ich das Scepter ergriff, durch Waffengewalt und Diplomatie in der auswärtigen Politik eine vorher nie gekannte Bedeutung erreicht?“ — „Ueberall, wo und was ich für deine Armee fordere, hält man mir den schlimmen Zustand der Finanzen entgegen.“ — „Genug, wir werden die nachdrücklichsten Befehle erlassen. Geld muß her. Dieser übermüthige Friedrich II., den sie den Großen nennen, muß bezwungen, vernichtet werden. Wir wollen ihm zeigen, daß es leichter ist, Epigramme auf eine Frau machen, als sie besiegen!“ —

Mit diesen heftig ausgestoßenen Worten trat Elisabeth in das zeltförmige Vorgemach hinaus. Ein kleines Bauernmädchen springt ihr entgegen. Das Kind will reden, hält aber unter vorquellenden Thränen die eine Hand vor die Augen, mit der andern stumm ein Sträußlein hinstreckend. Der Minister begann darüber zu schelten. „Laß das arme Ding, sagte die Kaiserin. „Und du, was willst du?“ — Zugleich tauchten Anna's treue braune Augen aus dem Vorhange auf, eines von den stillklaren Gesichtern, die kein Alter haben, eben darum aber auch nie eine Jugend. „Das Kind ist wie ein Eichhörnlein durch die Wachen geschlüpft“, berichtete die Kammerfrau; „es will zur Czarin, und da hab' ich es angewiesen, hier zu warten.“ — „Fürchtest du denn die Gewehre nicht?“ fragte die Monarchin. „O die thun mir nichts, ich bin ja selbst ein Soldatenkind!“ — Und plötzlich fällt ihr wieder ihr Auftrag ein und sie fängt zu schluchzen an. Aus ihren abgebrochenen Worten läßt sich so viel entnehmen: die Mutter ist krank, der Vater ge-

rieth darüber in Schulden, Elend und Haft. Weil sie ohne Geld, sind sie ohne Freunde. Weil der Vater gar zu brav, verläumdet ihn ein böser Kamerad, zeiht falsch auf ihn, daß er im Trunke Beleidigungen gegen die Czarin ausgestoßen. Niemand spricht für ihn.

„Er soll nach Sibirien, soll wohl gar den Tod leiden", sagte das Mädchen zuletzt mit flammendem Gesichtlein, allen Muth zusammenraffend. „Die Mutter liegt selbst auf dem Siechbette und jammert um den Vater und um uns Waisen. Da hat mich unsere Nachbarin fortgeschickt zu der Czarin Elisabeth Petrowna. . . ." Das Kind legte beide Hände flehendlich ineinander und schaute wie in der Kirche an der Kaiserin hinauf. „Den Tod erleiden? Das ist nicht wahr?" rief diese. „Niemand in meinem ganzen Reiche soll durch mich sterben, ich habe es gelobt. Ich unterzeichne kein Todesurtheil, hörst Du? so lang ich herrsche. . . . Nur mich hat dein Vater beleidigt, sagen sie? Dann darf ich ihn begnadigen. . . ." Ihre Stimme war plötzlich sehr lind geworden, ein ganz weicher, gutmüthiger Zug erschien um den Mund. Sie neigte sich schmeichelnd zu dem zitternden Soldatenkinde und strich ihm die krausen, röthlichblonden Härlein aus der Stirne. „Geh, dein Vater soll frei sein. Hole dir ihn selbst. Laufe auf die Wache. Die Czarin befiehlt es. Da zeige dem Officier dies." — Sie löste eine Spange von ihrem Arme und gab sie der Kleinen, welche, das funkelnde Juwel mit großen Augen betrachtend, wie angewurzelt blieb. „Ich schenke es dir. Wie heißt du?" — „Olga Paulowna." — „Werde recht wacker, Olga, recht fromm und treu, hörst du?" . .

„Schicke deinen Adjutanten dem Kinde nach“, gebot sie ihrem Begleiter, sah lächelnd dem Mägdlein nach, das wie aus dem Pistol geschossen davon rannte mit ihren kurzen nackten Füßlein unter dem bauschigen Rocke, und setzte im Weitergehen mit ihrem Minister das Gespräch über die Todesstrafe fort, von Ideen electrisirt, die ihre allem Edlen empfängliche Seele schon früh mit Schwärmerei ergriffen. „Ich will keinen Todesseufzer mit meinem Federzuge dictiren“, äußerte Elisabeth, „denn ich kann mit meinem Federzuge nicht wieder lebendig machen. Wie sollte ich nehmen, was ich nicht zu geben vermag? Nur die Gottheit kann sterben lassen, denn sie läßt auch wieder auferstehen! Dürfen wir das Erbarmen des Ewigen auf unserer engen Wagschale messen, abzählen, wie viel Tage, Stunden, Minuten er dem Sünder Gnadenfrist schenkt?“ —

2.

„Der erste Aufzug ist vorüber“, sagte der Garde-Adonis zu dem Grafen Wlademir, als die Kaiserin in neuer Toilette wieder den Saal betrat. „Aber es wetterleuchtet — vielleicht hat der Marques seine Guitarre nicht rein genug gestimmt.“ — „Wer ist die alte Dame, welche sich der Kaiserin nähert?“ — „Die Baronin . . ., die Freundin ihrer Mutter.“ — Diese Dame mit ganz silbernem Haare und in grauen Atlas gekleidet, gleicht einer Ahnfrau, redete französisch zu der Czarin: „Madame, möchten Ihro Majestät des ältesten und getreuesten Ihrer Diener sich erinnern, der zu Usting = Weiliki schmachtet im tiefstem Elende nach so fabelhaftem Umschwunge des Glücksrads. Der Mann,

den das Vertrauen der Czarin Catharina aus der Verbannung zu Casan in die Nähe ihrer geliebten Tochter rief, kann nur von Feinden verläumdet sein. Gewähren Sie dem unglücklichen L'Estocq Mitleid, und wär es auch nur zu Gunsten seiner Gattin Maria Aurora von Mengden, die seit Jahren sein Schicksal so aufopfernd theilt. Noch einmal habe ich mich aufgerafft, die mir entfremdeten Festsäle betreten zu können, um für meinen Freund zu flehen, — es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich vor Ihro Majestät erscheine." — „Madame, besinnen Sie sich auf Wünsche, die wir zu erfüllen vermögen", entgegnete Elisabeth kalt und düster, die Greisin verlassend. Die Tochter Peter des Großen hatte keine Zeit, mit ihren Gedanken bei dem Manne zu verweilen, dem sie ihre Krone schuldete durch jene von seinen kühnen Planen geleitete Revolution der Garden, welche dem blödsinnigen jungen Iwan oder vielmehr seiner Mutter die Regierung entriß.

„Immer und immer diese girrenden Taubenaugen!" dachte Elisabeth, von weitem die Lapoukin beobachtend, während Gräfin Helena sich athemlos nahte. Nach einigem Flüstern mit ihr winkte die Czarin ihrem ersten Kammerherrn. „Wir können nicht zugeben", sprach sie, „daß die reichsten Erbtöchter unserer Monarchie sich an Ausländer vermählen. Sage dem Fürsten, daß wir ihm verbieten, die Prinzessin Alexandra dem Marques zu verloben. Wir wollen einen Eidam für die Tochter wählen. Weigert sie sich, gut, wir haben feste Schlösser genug, in denen man unartige Mädchen erziehen kann." — Und schon lenkte Elisabeth, die man noch nie unstäter gesehen hatte, die Schritte wieder nach einem entfernteren Kabinete, das in märchen-

haftem Glanze flimmerte, mit geschliffenen Krystallen rings Edelsteine nachahmend: Säulen, Vasen, Körbe von Glas, die Tapeten selbst — ein Gewebe von an Fäden gereihten Glasröhren aller Farben; alles, auch die Trodeln der Vorhänge, Glas: so recht ein Bild von hohler Eitelkeit der Weltlust! —

An dem Kamine lehnte die Kaiserin, in ihrem hellblauen Gewande von türkischen Shawls, das halb geöffnet, ein weißes, goldgesticktes Unterkleid vorschimmern ließ. Den babylonischen Schleier zurückschlagend, dessen Goldgewebe den stolzen Nacken umfloß, wiederholte sie dem mit Leitung der auswärtigen Geschäfte betrauten Minister die Weisung: „Verstehst du? Wir wünschen auf kurze Zeit nur Don Alonso von Unsrem Hofe entfernt, aber sogleich. Unterlege es bei dem Kabinete von Madrid." — Gleich darauf telegraphirte der kaiserliche Fächer den Polizeichef herbei. Elisabeth sagte ihm französisch: „Madame Lapoukin wird verhaftet und nach Sibirien abgeführt. Wir lassen Ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit. Sie conspirirt mit unsern Feinden. Es ist eine gefährliche Verrätherin." — Dann, kaum in den großen Saal zurückgekehrt, rief die große Monarchin: „Gräfin Maria, meinen Pelz!" und verließ das Fest. Wenn noch nie beweglicher, hatte man sie auch nie fröhlicher erblickt. Sie dankte dem Oberjägermeister für den ihr bereiteten heitern Abend und schied huldvoller denn je von ihm.

„Der schönste Stern hatte heute doch gefehlt!" sagte Feodor, der sich den tadellosen Schnurrbart strich, zu Wladimir, während die Wagen der Czarin aus dem Palaste an der großen Perspective rollten, welcher die Schlöß-

ſerreihe dieſer Straße beſchließt, gegenwärtig unter dem Namen des Annitſchkowſchen zu Petersburg bekannt, und von der Kaiſerfamilie nicht ſelten bewohnt. „Der ſchönſte Stern hat heute doch gefehlt!“ — „Wen meinſt du?“ — „Die reizende Prinzeſſin Catharina Alexiewna.“ — „Ich dachte es. Aber euch blendet nur ihre Jugend, ihre Schönheit. Ihr ſeht in ihr nur die Gemahlin des Thronfolgers. Ihr betrachtet den goldenen Reif, ich bewundere die geiſtreich geformte Stirn, die er umſchließt. Mich überraſchen hier andere als blos die äußeren Vorzüge. Ich ſage euch, dieſe Tochter eines deutſchen kleinen Fürſten und preußiſchen Soldaten wird vielleicht noch einſt die Welt in Staunen ſetzen. Wer weiß, ob die kleine Prinzeſſin Sophie Auguſte von Anhalt-Zerbſt, die, ein ſechszehnjähriges Kind, zum Altare trat, nicht beſtimmt iſt, die gewaltige Schöpfung Peters I. zu vollenden, den Titanenſkizzen, die ſein Feuergeiſt hingeworfen, das Colorit zu geben?“ — „Ja, Graf Wladimir, die liebenswürdige Fürſtin iſt die Hoffnung des Vaterlandes.“ — „Haſt du es noch nie bemerkt, Prinz Feodor? Dieß Licht, von innen ausſtrömend — will es mich doch faſt gemahnen als ſchwacher Abglanz jener Heiligenſcheine der alten Wunderſagen — verräth, glaube mir, wo immer es ſcheint, auch in unſern profanen Tagen noch: den Genius! Wer ihn hat, mag ſtürmen, ringen müſſen, wird aber nie im Kampfe untergehen; mag irren können, wird aber doch eine Welt bauen.“ —

3.

Die Kaiserin hatte inzwischen ihr Residenzschloß erreicht, den durch sie emporgestiegenen und noch nicht ganz vollendeten Winterpalast, der wie ein Koloß schwarz in die Nacht hinein wuchs. Es gibt Menschen, die nicht stark genug sind, nicht zu zürnen, und noch weniger stark genug, vor diesem eignen Zorn ihr Herz nicht zerschmettern zu lassen. In um so größerer Aufregung, je mehr sie sich Gewalt angethan, das innere Tosen zu verbergen, wandelte Elisabeth ruhelos durch ihre, mit allen Schätzen der Gnomen strahlenden Gemächer: unter Sammet, Seide, Goldstoff, Silberlahn, Uhrwerken, Gemälden, Statuen; unter allem Zauber der Bergwelt: Porphyrgesimsen, Jaspissäulen, Malachitvasen, Lapislazuligebilden. Was in all der fabelhaften Pracht ein Herz doch so unglücklich sein kann! Gleich einem Gespenste in langschleppenden Gewändern, von Stube zu Stube schleichend, die brennende Stirne bald hier, bald dort an eine der riesigen Spiegelscheiben der Fenster drückend, seufzt die Czarin: „O wär' ich wie meine Mutter, der ich doch so ähnlich sehen soll, vermöchte wie sie, mit der Kraft meines Geistes alles zu beherrschen, alles hinzureißen! . . . . So viel ist mein, alles was ich schaue, was ich begehre, und um Ein Herz, um ein so kleines Ding wie ein Herz, muß ich fortwährend zittern, es zu verlieren! . . . . Alexis, ich kann dich nicht lassen! Er ist der Pol, Elisabeth die Magnetnadel!" . . . .

Ja, diese Leidenschaft zu Rasumowsky ist für das glühende Weib die Seele ihrer Seele. Als Elisabeth fürchten mußte, daß ihr die nordische Venus den Grafen raube,

ließ die Herrin recht absichtlich Blick und Sinn zu dem poetischen Jünglinge schweifen, zu dem ritterlichen Kastilianer, hoffte tändelnd den Freund entweder zu vergessen, oder durch Eifersucht wieder zu bannen, neu zu locken. Und nun auch hier so ungewohnte Kränkung! Hier vor allem ihre Eitelkeit, nicht ihr Herz, verletzt. . . . Noch eine andere Bitterkeit träufelte hinein, das Herbste für eine Frau, das Unvermeidliche — das Sterben der Jugend. „Das Alter, das schreckliche Alter!" flüstert vor einem Spiegel verweilend die Czarin, und schüttelt wild ihre herabrollenden Haare — ein anderes Antlitz als das lächelnde noch vor einer Stunde im Festsaale . . . Und immer und immer schaut sie die Lapoukin vor sich, noch schöner als heute Abend, die doch so unnennbar schön war! . . . So ist das gewaltigste Wesen in dem ungeheuern Reiche zugleich auch das jammervollste. Elisabeth erliegt unter der Last der Versuchung und Verantwortung ihrer Macht. Gott wägt die Geschicke auf ewig gleicher Schaale . . .

„Und ich soll für so viele wachen?" fragt sich die Herrscherin. „Für Alle mich hinopfern? Warum darf ich nicht blos Weib sein, liebendes, unbelauscht, glückliches Weib? Ich wünsche diesem Lande eine Czarin von anderm Geiste, der es über alle Staaten emporschwinge, unsern Aar beflügelnd zur Sonne des Ruhms. Mein Arm ist zu schwach für das, was mein Vater mit Riesenhänden und Riesengeist aufgethürmt. . . . Catharina!" bebt es ihr plötzlich von den Lippen. Das Bild der jungen Thronfolgerin war zu Elisabeth herangetreten, sie hatte ein weissagendes Blitzen durch die Seele gespürt. . . . Aber schon nagte wieder etwas wie Neid im Busen. Die Kaiserin maß mit

heftigen Schritten die lange Reihe der Gemächer auf und nieder, und noch einmal, und von neuem auf und nieder. „Ich soll unglücklich sein“, rief sie, die zarten, von Brabanter Kanten umflogenen Arme über der schwellenden Brust kreuzend; „ich, die ich alle Macht habe! Wer darf mir widerstreben? Alles muß sich vor mir im Staube beugen. Ich fordere alles in die Schranken! . . . .“

4.

„Eins, zwei“, zählte Olaf, der Soldat vom kaiserlichen Garderegimente, die feierlich in die Nacht hinzitternden Schläge einer Schloßuhr; „halb zwölf, bald wird die Ablösung kommen.“ — Er stand in einer der Hauptgallerien des Winterpalastes Wache. Die gleichmäßigen Schritte verhallten in Todesstille unabsehbarer Corridors. Das ganze Gebäude, ein Labyrinth von Höfen, Hallen, Stiegen, Sälen, Zimmersuiten, sammt seiner Bevölkerung, viele tausend Menschen, war in tiefes Schweigen begraben. Wie ein aufgezogenes Uhrwerk auch beschrieb die Schildwache regelmäßig ihren Weg ab und zu, hinauf und hinunter, die nämliche Strecke; immer die gleiche, streng abgemessene Linie, rechts und links, zu beiden Seiten der geöffneten Flügelthüren des Thronsaales, nach dessen weiter Wölbung, prächtigen Wänden — eine Verschwendung von Marmor, Krystall, Gold, Sammet, von den Flämmlein weniger Silberampeln geheimnißvoll glitzernd, — der Gardist, so oft er vorüberwanderte, maschinenmäßig den Blick pflichtschuldigst drehte.

Ohne es vielleicht selbst recht zu wissen, hub der schlanke Olaf ein Lied an vor sich hin, schwermüthige Molltöne, ein Lied, das er fern in der Heimath gesungen,

in der Steppe, an der Küste des schwarzen Meeres, und noch lieber singen gehört von der sanftäugigen Maschinka mit ihrer weichen treuen Stimme. Fast klang es selbst wie Anschlagen der Welle am Uferfels, wie Klage des Windes in Föhren. Gar sehnsüchtig war dabei dem Soldaten zu Muthe, unter dem knappen betreßten Rocke das Herz ihm so eng. „Wie viele Tritte macht man so die lange Nacht, Tag um Tag, das lange Jahr, wie viele hunderttausend Tritte! Einer am andern, und ich wäre schon längst zurück nach Hause. Ob ich wohl mein Mädchen wiederseh', noch einmal wiederseh' in meinem ganzen Leben, ob wir noch glücklich werden in des Vaters Hütte?“ — Daß Maschinka ihn je vergessen könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er ging jetzt gerade wieder am Saale vorüber. Silberheller Schein fiel durch eines der hohen Bogenfenster. Die Schildwache blieb geblendet unter der Thüre stehen, und besann sich, daß es der Mond war, der indeß mehr emporgestiegen, sich in den Scheiben spiegelte. Als Olaf den in den Saal gesteckten Kopf zurückziehen wollte, um klirrend weiter zu pilgern im Waffenschmucke, haftete plötzlich sein Auge überrascht auf dem reichumhängten Throne an der Hauptwand, den ein schwergestickter Baldachin von rothem Sammet überragte. Die Kaiserin saß darauf in vollem Ornat, die Krone auf dem Haupte; den Hermelinmantel auf den Schultern, in breiten Falten weich um die ganze Gestalt gegossen; das Scepter in der Hand, funkelnd von Juwelen; die kleinen weißen Atlasschuhe auf dem über die Stufen hingebreiteten kostbar gewirkten Blumenteppiche. Aus Schrecken vergaß beinahe der Gardist, das Gewehr zu präsentiren. Die Czarin Elisa-

beth Petrowna! Er kannte sie ja ganz gut. „Was hat sie denn heute vor zu so später Stunde?“ dachte er in seiner Einfalt. „Und so allein, Niemand von dem ganzen Hofstaate!“ —

Die Kaiserin gewahrte die Ehrenbezeugung ihrer Schildwache nicht, schaute gerade vor sich hin. „Wenn du dich jetzt vor ihr niederwürfest“, dachte Olaf, seinen gewohnten Marsch fortsetzend, „und sie anflehtest, dich heimzulassen zu deiner Braut! Wenn du den Abschied erhieltest! Aber was sagt der Hauptmann dazu?“ . . . Der Bursche malte sich das noch weiter aus und konnte nicht umhin, als er eben von neuem an der Thüre passirte, einen schüchtern bittenden Blick über die Schwelle gleiten zu lassen, wo die Herrscherin noch immer einsam saß. „Sie sieht sehr nachdenklich aus. Wartet sie denn auf Jemand? Wüßte ich nur, wie ich mich zu verhalten habe! Was wird der Hauptmann sagen? Ich war noch nie allein mit einer Kaiserin, und vollends auf dem Throne mit Kron' und Scepter! . . . . Maschinka sollte sich doch wundern, wenn sie das sehen könnte — mich und die Czarin Elisabeth Petrowna allein . . . . Aber sie geht doch sonst nicht so spät schlafen . . . . Habe ich nicht heute ihren Wagen früher noch als gewöhnlich in das Schloß fahren hören . . . und . . . sagten sie denn nicht, als ich den Posten bezog, die Kaiserin wäre schon zu Ruhe? . . .“

Ihm wurde plötzlich sehr unheimlich. Eben schlug es langsam dröhnend Mitternacht. Wie froh war er, als er die große Treppe herauf Schritte erlauschte, erst ganz fern, leise, dann nah und näher — die Ablösung. Es that ihm leid, seinen Kameraden Michael so allein zurückzulassen,

und gerne hätte er dem Manne einen Wink gegeben. Aber wer weiß, ob er die Sache nur merkte? Olaf selbst war lange auf- und abmarschirt, ohne das Mindeste zu gewahren. Er zog, den Kopf noch öfters nach seinem Kameraden zurückgewendet, endlich kerzengerade auf die Hauptwache.

Michael pfiff keines seiner munteren Liedlein vor sich hin. Tief in sich versenkt wandelte er her und hin, und kehrte an den üblichen Stellen mechanisch wieder um. Er hatte vor wenigen Tagen die Mutter in den Sarg gelegt und das Loos seines Schwesterleins, seiner unmündigen Brüder lastete ihm jetzt schwer auf der Seele. Um sich zu zerstreuen zugleich und seiner Pflicht zu genügen, warf er gelegentlich den Blick in den Saal, ob er auch alles im richtigen Stande überkommen. Wie versteinert blieb die Schildwache in der Thüre. „Was sitzt denn da für eine Frau im Kaisermantel, mit Ordensbändern, unter den goldenen Adlern und Kronen der Himmelsdecke?" . . . Ein Grauen erfaßt den sonst beherzten Menschen. „Bei allen Heiligen, es ist die Figur, das Gesicht unserer Czarin Elisabeth Petrowna!" — Er bekreuzt sich und kehrt, von Frost geschüttelt, den Soldatenmantel fester um sich wickelnd, auf seinen Posten zurück, murmelt ein alt Gebetlein in den Schnurrbart, und wäre lieber weit in heißer Schlacht gewesen unter Rauchwolken und Kanonenblitz und Kugelhagel, als hier auf diesem Platze, um diese Stunde.

„Horch! Sind das nicht Stimmen? Nein, der Wind, der sich in den Gängen verfängt. Doch, doch! Tritte, viele Tritte. Säbel schleifen auf den Steinen nach . . . . Lichtschein an den Wänden . . . . Es wird ganz hell da

unten im Corridor." — Einige Kameraden, der Hauptmann voran. Sie tragen Fackeln, Kerzen. Olaf hat sogleich seinem Offiziere Meldung gemacht, ihn aus dem Kreise lustiger, zeitvertreibender Genossen vor dem dampfenden Punschnapfe abgerufen. Capitän Iwan . . ., ein Verwandter Graf Wladimirs, will sogleich selbst besichtigen, selbst untersuchen. Er weiß, daß nur der einzige Zugang in den Thronsaal frei, alle übrigen nach den Gemächerreihen führenden Thüren streng verschlossen und gehütet sind. Diesem offenen Eingange drängte die ganze Gruppe jetzt entgegen. Alle Köpfe streckten sich vor. Die emporgehaltenen Flambeaus beleuchteten mit rothem Wiederscheine bärtige schöne, zum Theil wilde Gesichter.

„Die Czarin!" flüsterte es von Lippe zu Lippe. Auch der Hauptmann erkennt sogleich auf dem Throne die Züge, die hohe und doch volle Gestalt seiner Monarchin, ihr stolzes Tragen des Schwanenhalses, die Ordenssterne, die auf ihrer Brust blitzen, die Reichsinsignien, wie sie im Diamantenzimmer des Winterpalais bewahrt werden. Genau so, im nämlichen Schmucke, die luftige Krone, ein kleiner Dom von Brillanten auf dem Haupte, in der gleichen Haltung, hat Iwan die Kaiserin ja jüngst erst, als sie den Gesandten des Sultans empfing, auf diesen orientalischen Teppichen gesehen, über welchen jetzt die rothen Reflexe der Kerzen hinzittern. Der Offizier schüttelte sich selbst am Arme, als wollte er sich zum Bewußtsein rufen. „Sagt mir, ihr seht nichts", sprach er zu den Soldaten, „sagt mir, ich träume!" — Mancher macht das Kreuz. „Hat man je so etwas erlebt?" fragen sie sich. „Das kann dem Reiche schweres Unglück anzeigen, drohende, nahe

Gefahr", meinte Einer. „Nein, es bedeutet Sieg, Ueberwindung der Feinde", entgegnete der Andere. „Und der Czarin langes Leben, lange Regierung", setzt ein Dritter hinzu. Alle bleiben wie gebannt. Keiner wagt sich weiter in den Saal hinein, aus Grauen halb und halb aus Ehrfurcht. Der Offizier läßt seine Leute zurücktreten.

Niemand zweifelt, daß Elisabeth sich längst in ihr Schlafgemach zurückgezogen. Hauptmann Iwan hält es in so hochwichtigem Falle jedoch für Pflicht, die schärfsten Nachforschungen zu ermitteln und sich von allem Thatbestande selbst zu überzeugen. Er nimmt den Weg zu dem nach der Monarchin Appartement führenden Vestibule; läßt Diener wecken, durch diese eines der dienstthuenden Garderobemädchen, um bei der kaiserlichen Kammerfrau, deren Schlafstube nur durch ein Couloir von dem Zimmer ihrer Herrin getrennt ist, Erkundigungen einzuziehen. „Wo ist die Czarin?" fragte er athemlos. „Die Czarin? Sie kam heute Abend früh in den Palast zurück, hat sich längst zu Ruhe begeben und schläft wohl seit einer Stunde im Kabinet." — „Dann schütze Gott Elisabeth Petrowna und uns!" entgegnete der Offizier erbleichend, und theilte das Vorgefallene mit. Da klingelte man. „Die Kaiserin!" wisperte Anna. Beide waren unwillkürlich zusammengefahren.

5.

Kein Schlaf hat sich auf Elisabeths Lider gesenkt. In brennender Seelenqual, kämpfend mit sich selbst, warf sie sich auf ihren seidenen Kissen umher. Alles stumm und finster in dem unermeßlichen Schlosse, das sie wie einen

steinernen Riesensarg über sich gebaut, über ihr eigenes, fieberhaft klopfendes Herz. Bilder, Entwürfe fluthen vorüber. Wie werden Ereignisse sich drängen in wenigen Stunden, wenn der Morgen kommt, die Decke von nachtgeborenen Geschicken reißt! .... Horch! Thüre auf und zu, ferne Stimmen, Schritte? Die Kaiserin greift nach der Handschelle auf dem Tischchen von Perlmutter. Sogleich tritt die Kammerfrau in ihrem gewohnten lautlosen Schritte mit der Alabasterlampe herein, in grauseidenem Ueberkleide, einen schwarzen Schleier um die Haare. „Was für ein Geräusch da außen?" — Anna stammelte einige Worte. „Warum so verlegen? Und völlig angezogen." — „Nur eine kleine Anfrage . . ." „Um Mitternacht! An meiner Thüre!" — Anna zögert mit Antworten, verwickelt sich mehr und mehr, kann nicht länger ausweichen, muß zuletzt die Wahrheit bekennen. Rasch richtet sich die Czarin vom Lager empor. „Komm, geschwind meinen Pelz. Ich gehe selbst mit dem Offizier in den Thronsaal. Du begleitest mich." — Anna, auf beide Kniee vor der Herrscherin sich niederlassend, beschwört sie zu bleiben. „Meinen Pelz, ich will es. Aber ja alles in Stille! blos wir drei; hörst du?" — Bereits hat sie sich ein türkisches Tuch um den Kopf gewunden.

Man kürzt den Weg durch die kaiserliche Garderobe ab, wo Schränke, ganze Regimenter, in Reihe und Glied stehen, schreitet ohne zu reden durch düstere wiederhallende Corridors, voraus der Offizier mit einer Fackel, ihm folgend die Czarin, etwas hinter ihr, zur Linken, die Kammerfrau. Wenn die Furcht Elisabeth beschleichen möchte, denkt sie: „du bist Tochter und Nachfolgerin eines Helden!"

— Jetzt sind sie in der Gallerie unfern dem Thronsaale, jetzt — die Kaiserin zaudert, verweilt hart vor den weit gähnenden Flügelthüren. Der Athem scheint ihr zu versagen: denn dort sitzt sie, sie selbst, die hier steht, sie doppelt — wie in einem Spiegel sie! Das ist ihre Stirne, ihr Mund, das ihre hochgewölbte Braue, ihre Hand, die auf dem Scepter der Romanow ruht. Nur ernster, bleicher das Antlitz, ohne trügerische Jugendlichkeit, der Czarin, wie sie jetzt dem Thronbilde gegenüber starrt, ähnlicher, als diese sich selbst im Festgewühle unter Toilettenkünsten . . . . Auch Hauptmann Iwan gewahrt die majestätische Erscheinung wie vorhin, und mit ihm Anna, die im glimmenden Feuer der Juwelen gleichsam jeden einzelnen wiedererkennt, mit dem sie ihre Herrin zu schmücken pflegt. Nicht nur die Feensmaragde am Scepter, seinen Riesenstein, von dem man ihr gesagt, daß er siebenhundert neunundsiebzig Gran wäge; nein, jede dieser kleinen Sonnen Indiens und Persiens; die Brillantzweige, aus denen sich die Krone schlingt; Gürtel, Strauß, Armbänder, bis zum letzten Ringe am Goldfinger der kaiserlichen Hand. Alles faßt die Dienerin, trotz dem Entsetzen, oder vielmehr wegen dieses Entsetzens in den Einen hundertfach geschärften Blick zusammen! Sieht dann ihre Gebieterin so leichenfarben neben sich, daß Anna fragen könnte, welche von Beiden, diese an der Thüre, oder jene auf dem Herrschersitze, eigentlich der Geist.

Ein Beben fliegt durch alle Glieder der Kaiserin. Aber sie hebt den Fuß, um über die Schwelle des Saales zu treten. Im Momente, da Elisabeth die Schwelle überschritten hat, ist plötzlich die ganze Erscheinung auf dem Throne verschwunden, wie weggewischt. Man sieht wieder

die, bisher durch die Gestalt im Königsmantel verdeckte Rücklehne des Sitzes von rothem Sammet, mit ihrer reichen Goldstickerei. Keine Quaste am Baldachin, die zittert, keine Falte des Vorhanges, kein Teppich verschoben. Elisabeth winkt dem Offizier, genau zu prüfen, alles, Thüren, Fenster, Getäfel, Draperien, und geht selbst besonnen und kalt forschend umher. Gemessenen Schritts verläßt sie zuletzt die Thronhalle, erst außen im Corridor ihn beschleunigend. „Sie haben nichts gesehen, Ihre Mannschaft hat nichts gesehen. Ich will es!" bedeutet die Czarin hier dem Capitain, und erreicht stumm wie sie gekommen das Appartement. Ihr däucht als wollten die eignen Gewölbe über ihr zusammenbrechen: diese ganze Scene eines markerschütternden Gesichts, welche bald, nachdem ein Jahrhundert verflossen, Raub grausamzüngelnder Flamme sein sollte, als müsse die Stätte getilgt werden, wo das Räthsel gewaltet; das ganze Innere des Winterpalastes, seine Kaiserpracht mit allen Kunstschätzen, dem Untergange geweiht — Unersetzliches, gleich wie im Feuermeere zu Persepolis . . . .

„Bete ein Sprüchlein, meine gute Anna, du bist ja fromm", sagte die Czarin, in ihrem Kabinet angelangt. Ihre Stimme war tonlos, ihre Stirne kalt. Sie sah die gefalteten Hände der Kammerfrau, vernahm Worte, die von ihren Lippen tönten, aber der Sinn blieb Elisabeth fremd. „Zünde Kerzen, Lampen an, so viel du kannst, es muß hell um mich sein!" gebot sie und als ihr im Lichtschimmer das abgelegte Geschmeide von gestern Abend entgegenblitzte: „Fort damit! nur keine Edelsteine mehr. Ziehe den Vorhang über den großen Spiegel dort . ." — „Du bist erschöpft, Herrin; willst du nicht schlafen?" — „Ja schlafen,

Anna, schlafen. Gute Nacht!" — „Und ich darf nicht hier bleiben, zu Füßen deines Lagers, auf dem Teppiche?" — Geh'! ich will es."

Alle haben es erblickt! Es konnte keine Phantasmagorie sein — oder stecken Visionen an wie Fieber? — eben so wenig eine Täuschung in dem festverwahrten, wohlgehüteten Saale. „Ein Schemen — wie weggeblasen!" spricht Elisabeth mit sich selbst, sobald sie sich allein weiß. „Was ist der Mensch, was alle Hoheit und Macht? In diesem Hinschwinden des eigenen Bildes hab' ich so recht mein Nichts erkannt . . . . Schrecklich, wenn das Ich aus uns heraustritt und uns verklagt . . ., wenn wir uns selbst Gespenst werden!" Aelter, sorgenvoller war ihr die Doppelgängerin erschienen. „Ja, dieß ist meine wahrhafte Wesenheit", mußte sich die Czarewna bekennen. „So traurig, so verbleicht bin ich selbst. Meine ächte Seele ist's, die aus diesen Augen spricht, um diese Lippen bebt! . . .

„Sollte ich jenes Gesicht nicht als Mahnung nahen Endes nehmen!" beginnt Elisabeth wieder. „Warum saß das Geheimniß da, meinen Thron besiegelnd, unbeweglich, unauslöschlich, bis ich kam, um im Momente, da es sich in meinem Auge gespiegelt, zu verwischen?? . . . So einsam auf dem Throne? So einsam jeder Herrscher dem Ewigen gegenüber — jeder Sterbliche . . . Und im vollen Ornat? Für die Macht, welche dir verliehen, mit der du gesündigt, mußt du einstehen. Nicht entkleidet deiner Würde darfst du vor die Schranken treten. Nicht frei — eine Gefangene deines eigenen Glanzes; mußt die Last deiner Krone schleppen, an die eigene Hoheit geschmiedet. Elisabeth Petrowna, wer so als Gottes Ebenbild da sitzen will vor

dem ganzen Erdkreise, muß zweifach makellos sein und den Richterblick ertragen können!“

Die Kaiserin öffnet ein Fenster. Wie vorhin auf Anna's Gebet, horcht sie jetzt dem Wogen und Rauschen der Newa. Die Krondiamanten des Himmels am blauen Mantel strahlen oben. Gegenüber dem Schlosse, vom Monde beschienen, blinkt der schlanke Goldthurm vom Dome Sanct Peter und Paul herüber, unter dessen Gewölbe ihr Vater schlummert, auch sie bald ruhen wird. Wäre es nur schon so weit! Ruhen!? Wird sie ruhen dürfen, können? nicht vielleicht allnächtlich so emporsteigen müssen an die Stätte ihrer Sünden, ihrer Qual? unerlöset auf diesem Throne, dessen Schimmer ihr Herz verführte? . . . Angst vor ewiger Verdammniß ergreift Elisabeth. Sie fühlt eine Hölle in der Brust . . . Wenn es jetzt wäre, wenn die Pulse stockten, in der nächsten Minute! „O nur Stunden noch, Tage, daß ich mich bereiten kann, vor meinen Richter zu treten!“ . . .

6.

Das Grauen vom Morgen, der sich durch schwere Damastvorhänge stahl, fand die Czarin noch unstät hin und wieder wandelnd. Wenn sie versuchte, sich einen Augenblick auf das Lager oder auf ihre Divans hinzustrecken, zogen Bilder des Grams vorüber, die Lapoukin, Alexandra . . . Noch bleichere Gestalten fern, fern: — der eingekerkerte Iwan III., Enkel einer Schwester der Kaiserin Anna, Nichte Peters I.; die Eltern des Unmündigen, die ganze Kaiserfamilie, in schwarzer Novembernacht von Garden im Bette verhaftet, nach Sibirien entführt, sammt

Staatskanzler Ostermann und Feldmarschall Münnich, dem nordischen Eugen und Türkenbezwinger . . ., zuletzt Elisabeths Rathgeber selbst, ihr Wundarzt und Minister L'Estocq, der sie mit starker Hand auf den Thron ihres Vaters gehoben. „Wenn du ihn stets unverbrüchlich treu erfunden", warf sie sich vor, „warum hörtest du auf seine Feinde, welche dir seine Anhänglichkeit an den Thronfolger als gefährlich vormalten? Verhaftet, in die Festung drüben gebracht! Die Folter! Konnte das durch solche Pein erzwungene Geständniß seiner Schuld alles Elend der Verbannung über ihn ausschütten? Und er trug es, vom Gipfel der Macht gestürzt, mit edler Fassung! . . . Ich wollte Niemand morden — als ob diese zehnfache Agonie nicht schlimmer wäre als Tod." — Doch auch mit ihm ist der Reigen des Jammers nicht geschlossen. Und immer neue Schmerzensbilder, eine endlose Kette, dämmernd, zuletzt ganz in Nebel zerronnen! . . . Der einzige kleine Moment von gestern Abend mit dem Soldatenkinde ein armer Trost, ein Sternchen jetzt in all der Finsterniß. Zum Engel wird der Czarin das Kind, die erzeigte Wohlthat zu einer empfangenen.

„Was haben sie aber auch aus mir gemacht!" klagt Elisabeth, auf dem Marmorkamin voll Liebesgötter gestützt. „Von Kindheit auf gleich einem Wesen anderer Gattung gehalten! . . . Wie liebkosete mich der, vor dem Alle zitterten, der Vater, mich seine Jüngste, die seiner Kathinka so ähnlich sah! . . . Jeder Wunsch erfüllt! . . O welche Wohlthat ist Widerspruch in That und Wort! Büßt man diese gelogene Gottheit nicht so schwer? Ich bin nur ein zerbrochener Götze . . . Aber doch muß ich im Himmel

einen Engel haben, der mich retten will!“ setzt sie plötzlich hinzu, im Gefühle der ihr durch die Vision, durch das nächtliche Selbstgericht gewordenen Gnade. Hat sie Elisabeth ob ihrer Abneigung gegen das Schaffot verdient? Nur daß die Kaiserin den Gedanken fassen, festhalten konnte — Tilgung der Todesstrafe — wenn sie ihn auch nicht wie zu träumen, so zu vollbringen vermochte, war ja schon rührend, und oft findet wohl der Mensch sein Heil wegen etwas scheinbar sehr Geringen . . . .

„Würdig meines großen Vaters will ich handeln“, gelobt sich die Czarewna, „daß ich früh oder spät auch vor ihn ohne Scheu treten möge.“ — Sie läßt mit dem Frühsten den Polizeichef rufen, um jenen Befehl wegen ihrer Nebenbuhlerin Lapoukin zurückzunehmen. „Nein“, denkt Elisabeth, „sie freue sich ihres Sonntags! Auch ihre Stunde wird einst schlagen, auch sie wird das Alter heranschweben sehen mit den Marterwerkzeugen. Sie wird noch genug den Fluch empfinden, die schönste Frau des Jahrhunderts gewesen zu sein.“ . . . Damit hat die Kaiserin das Schwerste geopfert. „Ich muß mich an den Gedanken gewöhnen“, beschwichtigte sie sich selbst, „Alexis glücklich zu wissen ohne mich, ihm zu entsagen, wenn es sein Schicksal verlangt. Ich danke ihm ja doch so viele selige Herzschläge und Träume!“

Dann schreibt sie an Alexandra's Vater, um selbst für den Marques Alonso zu werben, das Glück zweier junger Herzen nicht zu stören. Jeder Augenblick ist kostbar, das Leben fliegt! Noch andere Verordnungen müssen zurückgenommen werden. Der Czarin bleibt noch das Wichtigste zu vollbringen: sie bescheidet den Thronfolger zu sich. Nie=

mand ahnte den Inhalt der langen Unterredung, die sie mit Peter, mit dem Sohne ihrer Schwester Anna, gepflogen. Elisabeth legte manche Bestimmungen bei dem von ihr gewählten Nachfolger nieder, und er verpflichtete sich mit heiligem Versprechen und Handschlag. Wie ein Trost schwebte jetzt der Czarin die Gattin ihres Neffen, die Prinzessin Catharina, vor. „Ihrem Genius will ich mein Vaterland, die Schöpfung Peters I., vertrauen. Seine Enkelin! Rußlands Sterne mögen um dieß jugendliche Haupt eine Glorie flechten . . ." Wie hat sich alles doch jetzt so rasch verwandelt! Was am Abende stürmte und drohte, versöhnte der Morgen.

7.

Mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit, seltsamen Blicks schauten einige von den Soldaten der Garde heute dem an der Wache vorbeirollenden Wagen ihrer ernsthafter als sonst, schmucklos, ganz in schwarzen Sammet gekleideten Kaiserin nach. „Gott erhalte die Czarin!" sagte der Gardist Michael. „Sie hat erst gestern Abend noch einen armen Kameraden von mir begnadigt." — Prinz Feodor, welcher vor dem Schlosse lustwandelte, vermochte nicht zu begreifen, wie sie seine ehrerbietige Huldigung, noch mehr, wie sie die schönste geschnürte Taille, den schönsten gewichsten Schnurrbart unbeachtet lassen konnte. Die Pferde flogen der Festung zu, welche auf niedrigem Eilande dem Winterpalais gerade gegenüber der Fluth entsteigt. In Morgenpracht lag dieses Petersburg vor Elisabeth, welches ihr Vater aus den Newasümpfen gezaubert. Gleich einer goldenen Nadel schwebte der schlanke Thurm der Peter- und

Paulskirche, dessen untere Theile weißer Nebel umflorte, im Aether, mitten aus der Festung empor, die gleichsam im Herzen der nordischen Residenz thront, und beim Näherkommen trat immer deutlicher die glänzende Engelsgestalt auf der feinen äußersten Spitze des Dompfeils hervor, welcher, das eigentlichste Centrum der Czarenstadt, überall in ihr gesehen ist.

Der Wagen hielt auf der kleinen Festungsinsel am Portal des durch Peter I. von einem Italiener erbauten Gotteshauses. Elisabeth tritt unter die kühn gewölbte Kuppel, in die sich, gleich den in Urwäldern bis zu den Wipfeln hinaufschlingenden Lianen, die Ranken vom Goldgeflechte des Ikonostas — der Bilderwand — verlieren, wundersam phantastisches Gewebe von Blumengewinden, Aehrenkränzen, Kapellen, Thürmlein, Heiligen, Engelsköpfen, während von allen Pfeilern, aus allen Nischen und Ecken des Doms Throphäen blinken, eroberte Fahnen sich entfalten: die rothen mit dem Halbmonde gezierten der Osmanen; die persischen, an dem gewaltigen Panther kenntlich, über dessen Rücken eine Sonne aufgeht und an der auf ihnen statt des Spießes befestigten lebensgroßen Hand von Silber.

Die Czarin hat heute kein Auge für die überall wehenden dreifachen Roßschweife besiegter Paschas; für die türkischen Commandanten- und Großvezier-Stäbe, aus Messing oder Silber künstlich gearbeitet; für alle die seltsam gestalteten Schlüssel morgenländischer Festungen; für den ganzen Waffenschmuck und die Wimpeln, welche sich auch rund um die Todtenmale thürmen, denen Elisabeth zuschreitet: steinerne Sarcophage, in der Kirche selbst über den Gewölben

errichtet, von rothen Teppichen bedeckt, auf welche die Namen mit goldenen Buchstaben gestickt sind. Auf einem lieset die Tochter: „Seine Kaiserliche Hoheit Peter I.“ Auch die Gruft unten läßt sie sich aufschließen. Wie schlicht diese Todtenkammer der Kaiser, verglichen mit den Prunkgemächern des Winterpalastes, wie einfach die hier gereihten Särge! Die Czarewna kniete lange an der Bahre ihres Vaters. Bevor sie sich entfernte, verlangte es sie, wieder einmal die hinter dem Sarge befindlichen Kirchengefäße zu betrachten, auch Werke Peters des Großen, seiner eigenen Hände: Leuchter, Becher, Kreuze, die er — nach alter ächter Sitte, Kunst und Gewerbe in Liebe einend — aus Ebenholz und Elfenbein so sauber zu drechseln verstand, daß jede Zunft es als Meisterstück möchte gelten lassen. „Wunderbarer Mann“, lispelte sie, indem ihre bleiche schmale Hand ein Kruzifix berührte; „woher hast du die Kraft genommen, ein Reich, Städte, Flotten, Heere, Canäle zu schaffen, und zugleich die Geduld: dieß winzig kleine Basrelief, Christus und die trauernden Frauen, so zart und treu darzustellen?! — Und noch jetzt mag der späte Wanderer, welcher die Reliquien an der nämlichen Stelle wiederfindet, staunen, wie dieser gewaltige Genius das Geheimniß der Arbeit, der eigenen Hände Arbeit, erkannt und geübt hat! . . .

Auch über die Schlafstätte ihrer Mutter, neben der letztverstorbenen Kaiserin Anna, beugte sich Petrowna, über den Sarg der Kaiserin Katharina I., die nur zwei Jahre den Mann überlebt hat, welcher seine Retterin am Pruth, das Weib seines Herzens, aus dem Staube zu sich emportrug, dem Bauernkinde aus Lithauen die Krone auf die

Locken drückte, die letzte geringste Dienerin in die erste, mächtigste Monarchin des Erdballs verwandelnd im Mährchen des Lebens . . . Noch niemals war Elisabeth so ruhig in sich selbst gewesen. Welche Stille nach so vulcanischer Aufregung! Die Czarin athmete Frieden. Sie hätte jetzt ein Marmorbild sein mögen auf ihrer eigenen Gruft, regungslos, einer frommen Idee dienend, tiefversenkt, kalt nach außen und doch durchglüht von einem göttlichen Gedanken! . . . Aber auch noch an einen andern Ort zieht es die Monarchin. Sie begiebt sich aus dem Dome nach der Petersburger Insel, vor welcher das kleine Eiland der Festung gleich einem Gigantenschiffe schwimmt mit seinem hochsteigenden Maste, dem schlank gegipfelten Kirchthurme von Sanct Peter und Paul.

Auf der Petersburger Insel sieht man die Kaiserin in eine Hütte treten, ein hölzernes Haus, arm und gering — das erste Dach, welches sich der gewaltige Czar am finnischen Meerbusen bauen ließ, und wo er wohnte im Beginne des vorigen Jahrhunderts, die niedere Hütte ihres Vaters in der Stadt der Paläste, der gedient hat, um zu herrschen, Knechtsgestalt angenommen, in Symbolik es treu jenem höheren Herrn der Ewigkeit nachzuthun. Wir alle dienen ja um einen Thron: wir dienen um den Himmel . . . . In diesen engen Wänden, welche Elisabeth als ein Heiligthum grüßt, wie ist ihr so leicht, so wohl! gleich einem Kinde! Sie glaubt wieder die trauten Gestalten der Eltern, der Geschwister um sich zu erblicken, wie einst in vergangenen Tagen, wo die Haare noch licht und blond waren. Sie fühlt sich jetzt in diesen Momenten wieder wie ein Kind geworden. Und solches kam ihr gleich

einer Art Erlösung, hauchte sie an wie Verzeihen von oben . . .

Dankbar und gerührt ging sie in ihren Goldpalast zurück, dessen Glanz sie nicht mehr als ihr eigen betrachtete. War es doch zuweilen der Kaiserin, als müsse sie sich selbst zur Scham und Reue in seinen Marmorwänden, in seinen Krystallen sich spiegeln. Durch diese endlosen Säle und Zauberstuben voll flimmernder Bergmannsschätze, voll brennender Blumen aus den unterirdischen Gärten voll Tropfen und Schalen und Gezweig der Meerwelt, Purpurgeweben, bunten Gespinnsten und tausend Bildern des Meisels und der Farben, wandelte Elisabeth fortan wie eine Fremde . . . .

8.

Wie viele Tage, Wochen, Monde nach der mitternächtlichen Vision im Thronsaale die Czarin noch gelebt, läßt sich nicht genau ermitteln, nur so viel: daß sie nicht allzulange nach jener Begebenheit einging zu ihrer letzten Wohnung, in die Gruftgewölbe des Doms, zu Vater und Mutter gebettet. Viele weinten um Elisabeth Petrowna. Aber Friedrich II. von Preußen durfte freier athmen, durch das Hinscheiden seiner Gegnerin aus gefährlichen Tagen befreit. Sogleich bei der Thronbesteigung ihres Neffen Peters III., des Gemahls von Katharina der Großen, zeigten sich Früchte des letzten Willens der Kaiserin Elisabeth, von ihr noch auf dem Todtenbette mit dem verwehenden Athemzuge besiegelt:

Die Minister Münnich und L'Estocq wurden aus Sibirien zurückberufen, und dieser Sohn französischer, den

Religionsverfolgungen Ludwigs XIV. nach Hannover entflohener Eltern erhielt, zur letzten Freude seiner im Grame um ihn ergrauten unermüdlichen Freundin, jener Baronin . . ., am Hofe des Czars alle verlorenen Aemter und Würden zurück. Alles was nur immer möglich, sollte vergütet oder ausgeglichen, jedes alte Vergehen durch neue Wohlthat gesühnt werden. Graf Wladimir, im Rathe des neuen Kaisers angestellt, fand hinreichend Gelegenheit, seinen Bekannten, unter diesen dem Prinzen Feodor, welcher sich äußerst gern im Testamente der entschlafenen Monarchin gesehen hätte, ihre mannichfachen Verordnungen aufzuzählen: dreizehn bis vierzehn tausend Unterthanen, wegen Schmuggelei eingekerkert, empfingen wieder die Freiheit. Alle Confiskation von eingeschwärzten Gütern sollte erstattet werden, vor allem die Salzsteuer so weit ermäßigt, daß sich eine Minderung von etwa anderthalb Millionen Rubel jährlich im ganzen Umkreise des Reichs ergab. Für alle Schuldner, wegen einer Summe unter fünfhundert Rubel in Gefängnisse geworfen, verfügte Elisabeth Zahlung aus ihrer eigenen Chatoulle. Durch solche Maßregeln sahen plötzlich fünfundzwanzig tausend Unglückliche ihre Fesseln gesprengt, sich der Heimath, dem Hoffen wiedergegeben. Viele schuldlos Geopferte, Verzweifelnde, fanden unerwartet noch einmal das Glück. Eine kaiserliche Buße — ein kaiserlicher Segen. Nur dreißig tausend Gewänder für den schönen jetzt modernden Leib waren vergessen und bestaubt in den Regimentern von Schränken der Garderobe geblieben — fabelhafte Spinneweben — gleichsam als ein flitterhaftes luftiges Denkmal aus Elisabeths eitlen Jugendtagen — so viele Puppenhüllen für eine Psyche! —

Die Erscheinung im Thronsaale, was man auch von ihrer Objectivität denken und wie sie nennen möge, ob Phantom oder Vorspiegelung u. s. w., hat ihre Beglaubigung durch Zeugen. Was so Viele wußten, konnte sich doch nicht völlig als Geheimniß bewahren. Anna war stumm wie die Gruft im Dome. Hauptmann Iwan selbst aber soll nicht ganz geschwiegen haben bei verschlossener Thüre, im Kreise seiner auf der Wache um ihn versammelten frohen Genossen. Auch mag der Officier wohl nicht ohne weibliche Verbindungen im Palaste gewesen sein. Noch jetzt zur Stunde dürften manche Personen in Petersburg jene Thatsachen kennen, einige sich vielleicht ans mündlicher Ueberlieferung der Begebenheit erinnern. Im Drucke scheint niemals zuvor etwas davon kund geworden zu sein. Der Erzähler verdankt die Mittheilung des Vorganges einem vornehmen Russen, dem Enkel einer Hofdame der Czarin Elisabeth selbst, der sich noch ganz wohl besann, das Ereigniß von den Lippen seiner eigenen Großmutter, mit genügender Bürgschaft, vernommen zu haben. Niemand hat mehr um Mitternacht bei Mondschein die Kaiserin im Thronsaale geschaut, auf dem Purpursitze, im Hermelin, mit dem Smaragdscepter in der Hand. Die Scenerie, aus welcher das bleiche juwelenfunkelnde Gespenst emportauchte, haben vor Jahren schon Flammen wild verschlungen: die unermeßliche Perspective der Gemächer, der Hallen; jenen weißen Saal; den des heiligen Georg; der Feldherren, Marschälle und Admirale mit ihren Conterfeis in langer Reihe; das ganze Eingeweide des Riesenpalastes mit allen seinen Wundern von Kunst, von Reichthum und Ueppigkeit, von Laune und Phantasie.

Die Schriftstellerin.

Roman